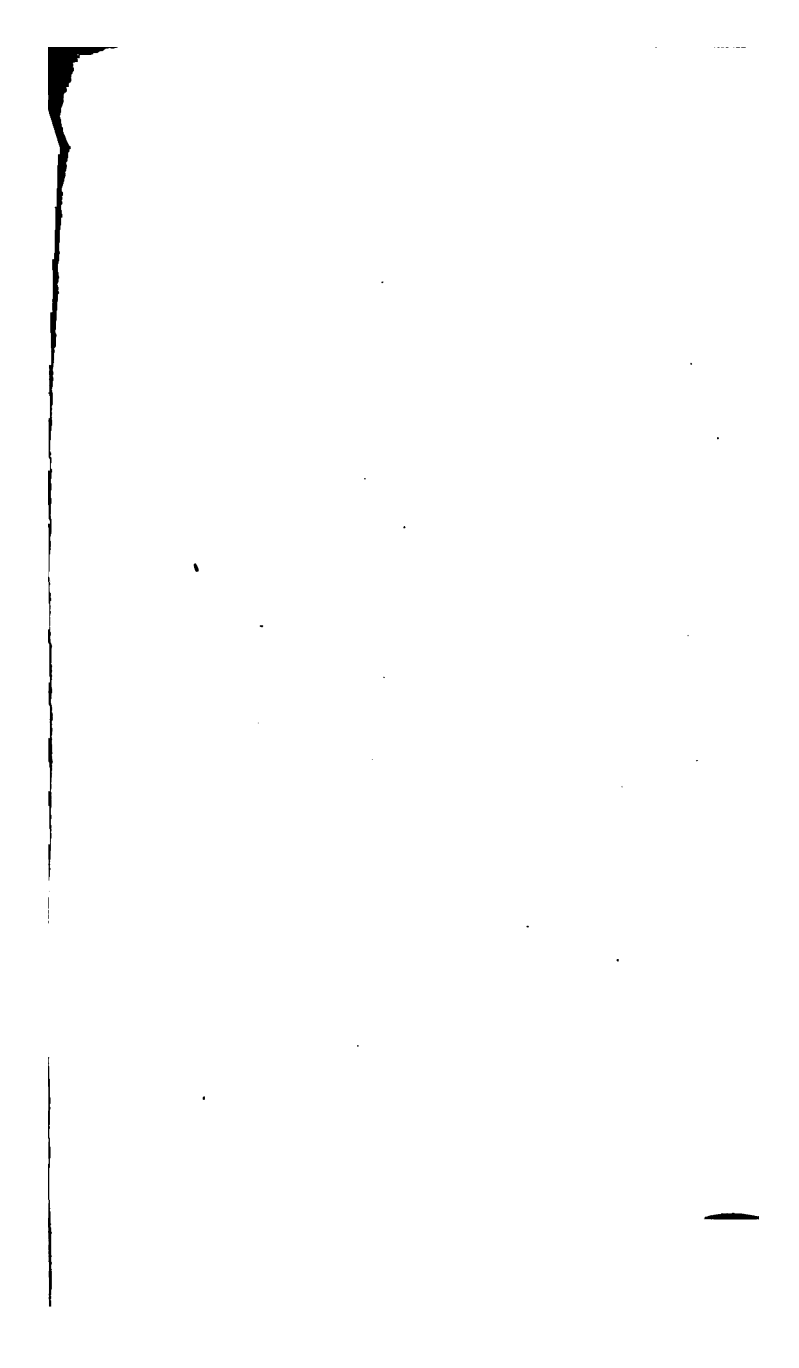

DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Taylor Institution





Deutsche

Balladen, Romanzen

und

Erzählungen.

Mit

historischen, literar-historischen und ästhetischen Anmerkungen herausgegeben

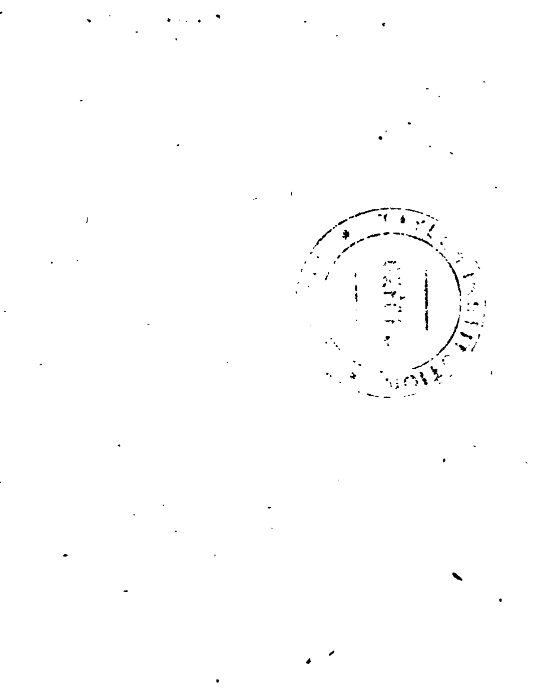
von

Joseph Braun.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1840.



Vorrede.

Indem ich die Feder ansetze, um die Vorrede zu schreiben, muß ich mein Bedauern aussprechen, daß diese hier eine ganz andere Gestalt und Ausdehnung, einen ganz andern Inhalt erhält, als Anfangs meine Absicht war. Dem ursprünglichen Plane gemäß sollte sie nämlich die Stelle einer eigenen Abhandlung vertreten, in der ich Wesen und Bedeutung der Romanze und Ballade — mit Rücksicht auf die verschiedenen Erklärungen in neuer und neuester Zeit *) — und die Geschichte und Gestaltung dieser Dichtungsarten, vornehmlich bei dem deutschen Volke, besprechen wollte. Was mich bewog, von diesem meinem Plane abzugehen, war eine nähere Betrachtung meiner Materie und der schon vorhandenen Aufsätze über dieselbe, bei der ich denn fand, daß eine solche Abhandlung weit den Raum einer Vorrede überschreiten und namentlich diesem Buche, bei der Ausdehnung der Anmerkungen, eine übermäßige Corpulenz ver-

---

*) Ich neune Gervinus (im III. Bd. d. poet. National-Lit.), Echtermeyer (der gehaltvolle Aufsatz in den hallischen Jahrbüchern, nachher in seine Auswahl deutscher Gedichte aufgenommen), Goethe (u. a. Bd. 6. S. 120), A. W. u. Fr. v. Schlegel (Charakteristiken und Kritiken, Geschichte d. alten u. neuen Lit. in Vorl. u. s. w.), Götzinger (deutsche Dichter), —n und —g (Romantik und Romanze; als Vorrede zu d. Aehrenkranz deutscher Balladen, Romanzen und Sagen). Theilweise gehören auch Hegel, v. Ancillon, Bohtz, Junke (d. geistigen Richtungen der Gegenwart) u. a. hierher.

*

leihen würde *). Darum hier nur Einiges über Zweck und Einrichtung der Anthologie.

Bekanntlich besitzen wir eine große Menge von Gedichtesammlungen, besonders für die Jugend, und darunter wahrhaft vortreffliche. Auch einzelne Dichtungsarten haben Sammler und Zusammensteller gefunden; so die Romanzen und Balladen, welche von Bürger bis zur neuesten Zeit und ihrer neuesten Richtung, als welche man Freiligrath bezeichnen kann, ausgebildet, wie wenige andere Poesien, und, ihrem alten Charakter getreu, durchaus volksthümlich geworden sind. Doch schien mir eine neue Zusammenstellung kein unnöthiges Unternehmen; nicht als ob frühere nicht schon mannigfache Vorzüge gehabt hätten, aber theils war in ihnen zu wenig (seltener zu viel) Rücksicht auf jüngere Dichter genommen, theils war der Herausgeber einer andern besonderen Vorliebe gefolgt. Ich nenne hier den 1. Band von A. A. L. Follen's Bildersaal deutscher Dichtung. Ein anderer Grund und Antrieb für mich war der Wunsch, zu einer Reihe von Gedichten allgemein ansprechende Erläuterungen zu geben. Auch hier hatten mir schon Andere vorgearbeitet; aus mehreren Werken nenne ich nur den 1. Band von M. W. Götzinger's deutschen Dichtern, der das Episch-Lyrische umfaßt. Götzinger's und Anderer Anmerkungen sind indeß nur für Lehrer bestimmt; was ich hier gebe soll dagegen den reiferen Schülern der Gymnasien zur Belehrung und Aufmunterung dienen, wie auch ein größeres Publikum, welches weder Zeit noch Gelegenheit hat, sich genauer über den Stand der Literatur des Vaterlandes zu unterrichten, wenig-

---

*) Sehr möglich ist es, daß ich später dem Publikum eine Abhandlung der Art übergebe, die sowohl selbstständig für sich bestehen, als auch als zu dieser Sammlung gehörig angesehen werden kann.

stens an eine Stelle führen, von welcher es dieselbe, wie eine weite, schöne Gegend, in Umrissen sehen und einige nähergelegene Theile genauer betrachten kann.

Der Werth der Stücke nach Form und innerem Gehalt bestimmte mich bei der Aufnahme. Einige Nebenrücksichten, welche obgewaltet haben, werden leicht in die Augen fallen; wie ich denn unter andern auch die möglichste Abwechslung in der Form und den Dichternamen geben wollte, und sogar oft die Aufnahme von bekannteren Stücken nicht verschmäht habe, da ich einsehen gelernt, wie erwünscht grade zu solchen historische Erläuterungen zu sein pflegen. Ein ferneres Augenmerk war, zu untersuchen, ob und wie sehr die Gedichte deklamirbar seien. Nach meiner Meinung wenigstens eignen sich Romanze und Ballade mehr, als fast eine andere Dichtungsart, erträgliche Sprecher zu bilden. Durch das Lied zieht sich ein Gefühl, und dies verführt zu Eintönigkeit, oft auch zu allzugroßer Weichheit; mit noch weniger Glück werden sich Stellen eines Epos vortragen lassen; Dramatisches ist fast durchgängig zu schwer für Anfänger. Ganz anders verhält es sich dagegen mit Ballade und Romanze, diesen reizenden Uebergängen von der epischen zu der lyrischen Poesie, in welchen Handlung und Gefühl auf melodische Weise sich vermählen. So habe ich denn sowohl Gedichte aufgenommen, die beinahe kleine Epen bilden, als auch solche, bei welchen das lyrische Element durchaus vorherrschend ist, wie Vineta aus W. Müller's Muscheln auf der Insel Rügen und noch einige andere. Manches, ich gestehe es, würde ich während des Druckes noch geändert haben, wäre es möglich gewesen. So bedauere ich namentlich, daß einige jüngere Dichter (unter diesen der wackere Balladensänger K. Simrock) nicht berücksichtigt worden sind.

Bei der Zusammenstellung der ausgewählten Stücke

wollte ich anfänglich der Sitte folgen, von dem Leichteren zu dem Schwereren fortzuschreiten *). So entstand der Abschnitt 1 — 15. Später entschloß ich mich, die Gedichte nach den einzelnen Nationen zu ordnen, denen sie ihrem Inhalte nach ursprünglich angehören. Den Anfang ließ ich stehen, da derselbe keine lokale Farben, oder diese doch nur leise aufgetragen (Alpenjäger, Schweizer u. s. w.), führt. Er mag als eine Vorhalle, als ein Säulengang zu den Tempeln und Bauten dienen, welche Geschichte und Sage verschiedener Zonen bilden, zu den heiligen deutschen Domen und freien Burgen, zu den düsteren Steinmassen und ernsten Runenmalen des gewaltigen Nords, zu der Maurenherrlichkeit Spaniens, zu Italiens Trümmern, zur träumerischen Pracht des Orients, zu dem hellen, heitern Griechenthum u. s. w. Einzelnem hätte auch eine andere Stelle angewiesen werden können; so dem Grab im Busento eine unter Nr. 17. Barbarossa im Kyffhäuser von Fr. Rückert steht unter den ihren Stoff aus deutscher Geschichte nehmenden Gedichten, obgleich nur auf einer Sage beruhend. Doch spricht diese Sage aus, mehr vielleicht als das Lob eines Otto von Freisingen, wie viel Friedrich dem Volke war, und welche Hoffnungen es an ihn knüpfte; und so mag sie immerhin an ihrer Stelle stehen. Aehnliches übergehe ich; dem Leser, wie dem Recensenten werden die angedeuteten Punkte genug sein, um Anderes danach zu erklären.

Für wen ich die Anmerkungen bestimmt, habe ich schon oben ausgesprochen. Sie sind, wie der Titel sagt, historische, literarhistorische und ästhetische,

---

*) Doch hielt ich bei den Anmerkungen ein ähnliches Verfahren nicht nur für zulässig, sondern auch für nützlich.

d. h. sie geben lebensgeschichtliche Umrisse des Dichters, Notizen über seine Werke, Urtheile, theils über diese überhaupt, theils über das aufgenommene Gedicht, und endlich den Stoff, aus dem er dieses gebildet, oder doch wenigstens, wenn dieser nicht zu ermitteln war, andere ähnliche Erzählungen und Bearbeitungen. Vollständigkeit in diesen Anmerkungen bezweckte ich nicht, da sie ja nicht für Leute vom Fach bestimmt sind, da sie mehr anregend und aufmunternd wirken, mehr bloße Andeutungen, als gründliche, für jüngere Leute oft ermüdende Commentare sein sollen. Eine solche Vollständigkeit zu erreichen, wäre mir, selbst wenn sie in meinem Plane gelegen hätte, unmöglich gewesen. Bei dem Aufenthalte in einer kleinen Stadt, die größeren Bibliotheken ziemlich fern liegt, standen mir fast nur die Bücher zu Gebot, welche ich selbst im Besitz habe. An vieles erinnerte ich mich, Vieles las und erfuhr ich, während der Druck schon vorschritt. So hätte ich denn in einem Nachtrage oft zur Vergleichung auf Anast. Grüns, W. Zimmermanns und Anderer Gedichte verweisen, hätte Bechsteins, Rodnagel's, Schreiber's u. v. A. Sagensammlungen, A. Knapp's Hohenstaufen und Aehnliches und manchen neueren Historiker und alten Quellenschriftsteller anführen können, wenn mir hierin ein besonderer Nutzen ersichtlich geworden wäre. Das Nöthige schienen mir die Anmerkungen, wie sie eben waren, schon zu enthalten. Gern lasse ich mich indeß eines Besseren belehren; wie ich mich denn ohnehin bemühen werde, zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, damit bei einer etwaigen zweiten Auflage Mindernöthiges oder Unrichtiges, ungenaue Angaben des Stoffes, aus dem die Dichter gebildet, u. dgl. m. ausgeschieden und mit Besserem vertauscht werden können. Ueber den Werth der einzelnen Gedichte oder über die ganze Erscheinung eines Dichters habe

ich oft große Schriftsteller unseres Volkes reden lassen; und damit hier keine Richtung vor der andern und die neueste Zeit nicht vor der ältern zurückstehe, damit ferner der jugendliche Leser ganz verschiedene Beurtheiler, wenn auch nur oberflächlich und äußerlich, kennen lerne, stehen Goethe und Hegel, beide Schlegel und Heine (wo er nicht zu weit geht), Menzel und Laube zusammen. Eigene Urtheile auszusprechen, habe ich vermieden, und wo es doch geschehen ist, sind sie in wenige Worte und die Schranken der Bescheidenheit gefaßt.

So übergebe ich denn nach diesen Vorerinnerungen die Sammlung der Welt, durchaus anspruchslos und fürwahr einsehend, daß sie an Mängeln — vielleicht an mannigfachen — leidet, zugleich aber auch in dem Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben. Und mein schönster Lohn wird sein, wenn das Buch, welches die deutsche Jugend Blicke soll thun lassen in den Geistesreichthum ihres Volkes, welches durch Geschichte und Sage, durch Rührendes und Erhabenes die jugendlichen Herzen entzünden und erheben, welches — o möge dies Gott geben! — ein neues, wenn auch nur schwaches, Band werden soll der Liebe für dieses schöne Vaterland, wenn dieses Buch der deutschen Jugend kein gleichgültiges, wenn es ihr ein liebes wird. Es sucht die Herzen der Jugend; möge es sie finden! Sein Zweck ist dann erreicht.

B.

I. Inhaltsverzeichniß.

(Nach der Nummernfolge.)

Seite

II. Inhaltsverzeichniß.

(Nach den Dichtern.)

1. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Heerde?“

Friedr. v. Schiller.

2. Der Schweizer.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Eine Stunde in der Nacht
Sie haben mich gebracht:
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf;
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub' ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an.

Ihr Brüder alle drei,
Was ich euch bitt, erschießt mich gleich;
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus sprützt,
Das bitt ich euch.

O Himmelskönig Herr!
Nimm du meine arme Seele dahin,
Nimm sie zu dir in den Himmel ein,
Laß sie ewig bei dir sein,
Und vergiß nicht mein.

Aus des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder von L. A. v. Arnim u. Cl. Brentano.

---

3. Die drei Knaben im Walde.

Es irrten drei Knäblein in dem Wald,
Die Luft ging schneidend und grimmig kalt;
Hoch lag in den Wegen der Schnee;
Sie aber gedachten, vor Sternenschein
Noch fern in Großvaters Dorf zu sein,
Der dort sie erharret in Weh.

Es war um die heil'ge Weihnachtszeit;
Sie hatten sich auf die Bescherung gefreut;
Sie wandelten frisch und getrost.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
Und größeres Zagen ihr Herz ergriff;
Laut ächzten die Bäume vor Frost.

Das Dörflein lag wohl jenseits der Ilm.
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
So hießen die Knäbelein.
Und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
Und immer mehr Muth sprach Wilibald
Den zagenden Brüdern ein.

Horch, — Freude! — horch, ein Posthornton!
Sei wohlgemuth nun Bruder Ton,
Dort steigt schon Essenrauch!
„Ach nein, ach nein! — Am Horizont
Dampft's röthlich, und bellend gegen den Mond
Nur liegen die Füchs' auf dem Bauch!"

Horch Peitschenknall, horch Hahnenschrei!
Sei, Bruder Wilm, nun schreckenfrei,
's giebt Menschen in der Näh'!
„Ach nein, ach nein! mein Wilibald;
Auf reißet der Frost die Bäum' in dem Wald;
Es knistert im Fallen der Schnee."

Sieh dort! tief unten im stillen Geländ'
Geht unsere Wanderschaft zu End':
Dort ist Großvaters Dorf!
„Ach nein, ach nein! der schwarze Fleck
Ist nicht des stillen Dörflein's Heck,
Ist schwarzer Moor und Torf."

Mir ist's, als hör' ich durch Schnee und Sturm
Den Thürmer auf Sankt Marienthurm
Gar lieblich blasen; es schallt:
„Ein Kindlein uns geboren ist!"
Dies Kindlein wird zu dieser Frist
Geleiten uns durch den Wald.

„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir so schaurig, es wird mir so kalt;
Es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weid', am Ufer der Ilm,
Dort will ich mich setzen," so sprach lieb Wilm,
„Ihr wandelt dem Dorfe zu!"

Her schritt der Tod an das Ufer der Ilm
Und legte sich still auf den kleinen Wilm,
Weil schaurig der Nordwind blies;
Schlaf' süß, schlaf' sanft, du Engelsbild!
Geleiten die Englein freudig und mild
Dich ein in das Paradies!

Still blinken die Lichter im heimischen Dorf!
Da gingen die Zween durch Moor und Torf,
Den Weg im Schneelicht zu spähn;
Mit ihnen versank das falsche Geländ';
Die Kindlein falteten betend die Händ'
Und wurden nicht wieder gesehn.

Rothkehlchen das saß auf einem Ast,
Der kleine schaudrige Wintergast,
Und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt' am Ufer der Ilm
Dem Klageton nach, bis da wo Wilm
Wohl unter den Weiden lag.

Johannes Falk.

4. Der Postillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
„Mag's euch nicht gefährden:
„Drüben liegt mein Kamerad
„In der kühlen Erden!

„Ein gar herzlieber Gesell!
„Herr 's ist ewig Schade!
„Keiner bließ das Horn so hell,
„Wie mein Kamerade!

„Hier ich immer halten muß,
„Dem dort unterm Rasen
„Zum getreuen Brudergruß
„Sein Leiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Nikolaus Lenau.

---

5. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?"
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh,
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab ich nichts aufzustehn!“
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr, wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich einer erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!"
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. mich hierher gebunden."

Gott hat es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So schwur mir ein Maurer, so ist's geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laß es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

G. A. Bürger.

---

6. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott, so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

J. W. v. Göthe.

7. Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute Vermählten, beschmaußet.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch manchen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwergelein so zierlich mit Ampelen=Licht,
Mit Redner=Geberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnst und wenn dir nicht graut,
So schmaußen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Gallopp
Und führt' sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und schwirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und wirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken, so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen;
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Derselbe.

8. Des armen Suschens Traum.

Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falscher mir erschien.
Fast schwür' ich, daß ich hell gewacht,
So hell erblickt' ich ihn.

Er zog den Treuring von der Hand
Und ach! zerbrach ihn mir.
Ein wasserhelles Perlenband
Warf er mir hin dafür.

Drauf ging ich wohl an's Gartenbeet,
Zu schaun mein Myrtenreis,
Das ich zum Kränzchen pflanzen thät,
Und pflegen thät mit Fleiß.

Da riß entzwei mein Perlenband,
Und eh ich's mich versah,
Entrollten all' in Erd' und Sand,
Und keine war mehr da.

Ich sucht' und sucht' in Angst und Schweiß,
Umsonst, umsonst! Da schien
Verwandelt mein geliebtes Reis
In dunkeln Rosmarin.

Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,
Ach! längst erfüllt genau.
Das Traumbuch frag ich weiter nicht,
Und keine weise Frau.

Nun brich, o Herz, der Ring ist hin!
Die Perlen sind geweint!
Statt Myrt' erwuchs dir Rosmarin!
Der Traum hat Tod gemeint.

Brich, armes Herz! zur Todtenkron'
Erwuchs dir Rosmarin.
Verweint sind deine Perlen schon.
Der Ring, der Ring ist hin!

G. A. Bürger.

9. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!
Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!“

Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut,
Doch, so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwor ich ihm es gleich,
Daß ich ihn wolle rächen früh oder spät an euch!
„Und hab ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür' und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!“

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde geht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht.
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt."

Der Fremde sieht herunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!" —

J. G. Seidl.

10. Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüberstehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

L. Uhland.

11. Frühlingsfahrt.

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in die hellen
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was Rechts in der Welt vollbringen,
Und wem sie vorübergingen,
Dann lachten Sinnen und Herz.

Der Erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen,
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.

Dem Zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt;
Sein Schifflein, das lag im Grunde;
So still wars rings in die Runde
Und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen —
Ach Gott, führ' uns liebreich zu dir!

J. v. Eichendorff.

18. Der Schatzgräber.

Wenn alle Wälder schliefen,
Er an zu graben hub,
Rastlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes sangen
Derweil in stiller Nacht!
Wie rothe Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirst doch mein!“ und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab:
Da stürzen Steine und Trümmer
Ueber dem Narren herab.

Hohnlachen wild erschallte
Aus der verfallnen Kluft,
Der Engelsang verhallte
Wehmüthig in der Luft.

Derselbe.

---

13. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie Sammt auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?"

Die Maid sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch' aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh:
„Herr Gott, so rittest du über den See.

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß;

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um sie her;

Die Mütter, die Greise sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns vom Brot und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinzt noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt' er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Gustav Schwab.

14. Ritter Bruno's Abendandacht.

„Laßt die muntern Hörner schweigen!
Rühmlich ist die Jagd vollbracht;
Sterne schaaren sich zum Reigen
In der heitern Mondennacht.
Seht, wie dort der Warte Zinnen
Schatten breiten auf das Thal;
Jagdgenossen, zieht von hinnen,
Harret mein zum frohen Mahl!“

Also Bruno, und die Knappen
Ziehn vorüber Roß bei Roß,
Und er selber steigt vom Rappen,
Deutet schweigend nach dem Schloß;
Denn ein sehnsuchtsvolles Ahnen
Ist im Mondlicht ihm erwacht
Nach dem Sohn, der Gottfrieds Fahnen
Eine Hülfsschaar zugebracht.

Sinnend folgt er, kreuzt die Hände
Auf des leichten Panzers Stahl,
Tritt zur moos'gen Mauerblende,
Wo mit reger Schmerzen Qual
Auf zum Kreuz Maria schauet,
Und ein Dolch ihr Herz durchzückt;
Andacht hat das Bild erbauet
Und mit manchem Kranz geschmückt.

Zu den grünenden Gehägen,
Von des Abends Hauch durchwallt,
Dringt ein Ton mit dumpfen Schlägen,
Der vom fernen Kloster hallt;
Schwebend mit der Glocke Klängen
Hört der Ritter Psalmen wehn,
Aehnlich leisen Weihgesängen,
Die den Todten Ruh' erflehn.

Das Baret, dem bunt Gefieder
Ritterlichen Schmuck verleiht,
Und den Jagdspieß legt er nieder,
Kniet und fleht mit Brünstigkeit:
„Königin der Engelschaaren,
Die einst unterm Kreuze stand!
Schirm den Jüngling vor Gefahren,
Du, die Mutterschmerz empfand!“

Da erhellt sich das Gemäuer;
Leuchtend Grün im blonden Haar,
Glänzt ein Jüngling; schlängelnd Feuer
Flammt vom Schwertgriff wunderbar;
In des Himmels reiner Schöne,
Sein Gewand des Abends Duft,
Schwebt der junge Held, und Töne
Zittern lieblich durch die Luft.

„Herrlich lohnt der Herr der Welten
Dem, der ihm vertrauet hat;
Dort, in jenen Lichtgezelten,
Zieht sich uns're Lagerstatt;
Blitze sprühen unsre Speere,
Donnern gleich dröhnt unser Schild;
Wir sind noch bei Gottfrieds Heere,
Wo es Kampf und Rettung gilt.“

Und schon ist das Bild zerflossen;
Bruno, seines Sinns bewußt,
Kehret still zu den Genossen,
Zieht die Hausfrau an die Brust;
„Mutter, mir ward ferne Kunde;
Unser Sohn hat obgesiegt —
Glorreich! — merk' auf diese Stunde,
Ob des Himmels Stimme trügt.“

Weinend blickt das Weib zu Boden,
Das die Deutung schnell versteht,
Fleht für des geliebten Todten
Ruh am Altar früh und spät.
Und ein Herold bringt die Kunde
Fern aus dem gelobten Land,
Daß ihr Jüngling um die Stunde
Des Gesichts die Palme fand.

F. Kind.

15. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Bronnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich.
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton;
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königinn, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königinn, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch auf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzen nur und Stöhnen, und scheuer Sklaven-
schritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt
den Sand:
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

L. Uhland.

16. König Karl's Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Alteklare."

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Helft mir jetzt von der Stelle!"

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

Da sprach der graue Held Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Wollt' mich zum Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maaß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

L. Uhland.

17. Kaiser Heinrich IV. in Hammerstein.

Auf seiner hohen Feste
Sitzt Wolf von Hammerstein:
So ruht auf seinem Neste
Der Aar im Abendschein;
So ruht in seiner Höhle
Der alte Löwe still,
Der nimmer in die Thäler
Zum Kampfe ziehen will.

Einst trug er stolz im Streite
Des deutschen Reich's Panier,
Und trotzte seinen Feinden
Mit off'nem Helmvisir;
Und zog mit Kaiser Heinrich
Getreu von Land zu Land,
Als Sieger und Besiegter,
Als Rächer und gebannt.

Oft denkt er noch mit Grauen
An jenen Wintertag,
Wo Heinrich in Canossa
Beinah' der Schmach erlag.
Dann aber denkt er wieder
Mit alter Jugendglut,
Wie sie zusammen siegten
Ob aller Feinde Wuth.

Und oftmals vor die Seele
Schwebt ihm ein sanftes Bild:
Des Kaisers hohe Herrinn,
So treu, so sanft und mild.
Nach manchem bitt'ren Schmerze,
Den ihr einst Heinrich gab,
Liegt sie in seel'gem Frieden
Lang schon im stillen Grab.

Noch aber kämpft der Kaiser
Mit Zeit, Geschick und Welt.
Doch längst auf seiner Feste
Ruht Wolf, der greise Held.
Weiß ist sein Haar geworden,
Und schwach die tapfre Hand,
Drum sieht er oft mit Trauer
Weit über Strom und Land.

Denn ach, vergebens schauet
Sein trüber Blick hinaus,
Kein Adlerknabe schwingt sich
Gleich ihm durch Sturmesgraus;
Kein junger Löwe streitet
Nun mit der Feinde Schaar,
Und zeigt den Preis des Sieges
Dem alten Löwen dar.

O Gram des stolzen Herzens!
Nur Töchter nennt er sein,
Die schönsten Schwesterrosen,
Erblüht am weiten Rhein.
Nur selten mag ihn freuen
Ihr anmuthvolles Bild, —
Und wieder hören beide
Die Rede rauh und wild:

„Hinweg, hinweg den Rocken,
Die Spindel aus der Hand!
Willst du von dannen ziehen,
Und spinnst dein Brautgewand?“
„„Ich spinn dir einen Mantel,
Mein Vater lieb und traut,
So lang du mich noch liebest,
Mag ich nicht werden Braut.““

„Fort mit der Weberspule!
Webst du mein Todtenkleid?“
„„Ich web' dir, lieber Vater,
Ein schönes Feierkleid. —
O sprich nicht mehr vom Sterben,
Sonst muß ich weinen gleich;
Du sollst nicht von uns gehen,
Und wär's in's Himmelreich.““

„Ja wär't ihr tapfre Söhne,
Blieb' ich bei euch mit Lust,
Drückt' euch mit Stolz und Freude
An die getreue Brust.
Doch schwache Weiber seid ihr,
Gebannt in engen Kreis,
Und mein Geschlecht verblühet:
Ich bin sein letztes Reis."

Er sagt's und schaut vom Söller
Mit einem finstern Blick,
In unmuthsvoller Seele
Beklagend sein Geschick;
Schon sinket Nacht hernieder
Und hüllt die Fernen ein,
Der Sturm durchheult die Lüfte,
Und drunten braus't der Rhein.

„Horcht! an der hohen Pforte
Wer klopft so spät noch an?" —
„„Macht auf, macht auf, Herr Ritter,
Eh' die Verfolger nah'n.""
Da thun sich auf die Hallen,
Zwei Pilger treten ein;
Am Eingang bleibt der eine,
Wer mag der andre sein —?

Er sinkt erschöpft zusammen,
Er seufzt und klaget laut,
Daß es den holden Schwestern
Vor solchem Gaste graut.
Doch als er endlich wieder
Das greise Haupt erhebt,
Da beugt der alte Ritter
Vor ihm das Knie und bebt.

Er ruft: „Mein Herr und Kaiser,
Was ist mit dir gescheh'n!
Ich seh' nicht mehr den Purpur
Um deine Schultern weh'n.
Ich seh' nicht mehr die Krone
Auf deinem theuren Haupt;
Hat dich der Feind geschlagen
Und frevelhaft beraubt —?"

„„Ach treuer Waffenbruder,
Mich hielt ein grimmer Feind
In Kerkernacht gefangen,
Wo nie die Sonne scheint.
Dann raubt' er mir den Purpur,
Stieß mich hinab vom Thron,
Und weißt du seinen Namen?
Der Räuber — ist mein Sohn!""

Er deckt mit beiden Händen
Das bleiche Angesicht —
Doch Wolf erhebt sich schweigend,
Vor seinem Aug' wird's Licht.
Er fühlt sich sanft umschlungen
Von seiner Tochter Arm,
Er fühlt auf seinen Händen
Auch eine Thräne warm.

„„Wohl dir,"" sagt Kaiser Heinrich
Mit sanfter Stimme nun,
„„Du wirst an treuen Herzen
Zur letzten Stunde ruh'n.
Kein Sohn ersehnt dein Erbe
Mit wilder Ungeduld,
Und fügt zum stillem Wunsche
Vielleicht die offne Schuld.

Doch auf! und ohne Säumen
Entsende Boten aus,
Noch stehet Cöln in Treue
Zum alten Kaiserhaus.
Und morgen mit der Sonne
Zieh ich hinab am Rhein,
Und bald zum wilden Kampfe
Will ich gerüstet sein.""

Er schweigt und sinkt auf's Lager
Zur lang entbehrten Ruh',
Bald schließt ein sanfter Schlummer
Die müden Augen zu.
Doch Wolf drückt seine Töchter
An's Herz zur guten Nacht —,
Dann hält er bei dem Schläfer
Getreue Ritterwacht.

A. v. Stolterfoth.

---

18. Das heilige Grab.

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Er klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von diesem Grimme?

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist des Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrei um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bei Jedermann.
Ein jeder greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von seinem Heerde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu sein.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden stehn voran.
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen
Sein Blut für Christus zu vergießen.

Zum Kampf ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land.
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald in frohem Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Novalis.

19. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebürge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland
Von hohem Wuchs und starker Hand,

Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da sprengten plötzlich in die Queer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut!
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;

Er sprach: „Sag an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

L. Uhland.

20. Barbarossa im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Verzaubert hält er sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Thron ist elfenbeinern,
Auf dem der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Auf den sein Kinn er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachsen,
Ist lichte Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Auf dem sein Haupt ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halboffen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Traum zum Knaben:
„Geh' vor das Schloß, o Zwerg!
Und schau', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar:
So muß ich auch noch schlafen,
Verzaubert, hundert Jahr.“ —

F. Rückert.

21. Irene's Tod.

Von der Burg der Hohenstaufen
Wallt ein Trauerzug hernieder,
Thränen glänzen in den Blicken,
Und es tönen Grabeslieder.

In dem schwarz umflorten Sarge
Ruht des Ostens schönste Rose,
Früh geknicket, früh verwelket
Schlummert nun die Freudenlose.

Meuchlerisch im Schloß zu Bamberg
Ward ihr der Gemahl erschlagen,
Und verlassen floh die Fremde
Unter Weinen, unter Klagen.

Wallt' zur Stammburg des Gemahles,
Zartes Kindlein unter'm Herzen,
Und empfand der Mutter Freuden
Und empfand der Wittwe Schmerzen.

Doch da schwebt ein heil'ger Engel
Nieder aus des Himmels Saale,
Küßt sie auf die bleichen Wangen,
Stillt den Schmerz mit einem Male.

Und sie glaubt, daß sie der Heimath
Lorbeerbüsche wiedersehe —
Und drei schöne, lichte Engel
Schweben zu der heil'gen Höhe.

Und jetzt führt man sie zu Grabe
Ferne von dem Grab des Gatten,
Fern von theueren Verwandten
Und von Hellas' Blumenmatten.

In der Gruft des stillen Klosters,
Wo da ruhen Friedrich's Söhne,
Ruht des Ostens schönste Rose,
Ruht die Kaiserinn Irene.

J. G. Braun.

---

23. Der Kinder = Kreuzzug.

Ein fremder Knabe wandelt singend
Von Land zu Land,
Um alle Kinderherzen schlingend
Ein Zauberband.

Nach Thüringens so schönen Gauen
Den Weg er nahm,
Doch keines weiß, so viel ihn schauen,
Woher er kam.

Wohin er kommt, ruft er die Knaben
Zu sich heran,
Und hebt mit wunderbaren Gaben
Zu singen an.

Bald ist's, als wallten Engelstimmen
Sanft erdenwärts,
Bald scheint sein Lied emporzuschwimmen
An Gottes Herz.

Bald scheint zu jubeln, bald zu klagen
Sein leiser Sang,
Bald himmelan den Flug zu wagen
Im heißen Drang.

Er singt vom Ost, von Morgenröthen,
Vom Jakobsstern;
Von Mördern, die den Heiland tödten,
Vom Kreuz des Herrn.

„Das Kreuz, zu dem die Frommen wallen
Im heilgen Land" —
So tönt sein Sang: „es ist gefallen
In Heidenhand.

„Und legten sie das Kreuz in Ketten,
So löst es Blut!
Wer zieht mit mir das Kreuz zu retten,
Voll Siegesmuth?

„Will's nicht den Mächtigen gelingen,
Das theure Pfand
Den blinden Heiden abzuringen,
Thu's unsre Hand!

„Der Herr ist in dem Schwachen mächtig!
Wer zieht mit mir?
Zum heil'gen Zuge führt uns prächtig
Dies Kreuzpanier!"

Er ruft's und eine Oriflamme
Entrollt er schnell,
Darauf ein Bild vom Kreuzesstamme
Sich zeiget hell.

Und wie sein Lied, den Muth beschwörend,
So laut erschallt,
Ergreift's der Knaben Sinn bethörend
Mit Allgewalt.

Sie folgten jauchzend seinem Zuge
Ganz Aug' und Ohr.
Die Fahne wandelt stolz im Fluge
Dem Heere vor.

Es schwoll der Schwarm, wie Meereswogen
Im Uferrand.
Viel Tausende sind fortgezogen
Vom Heimathland.

Ob auch die Mütter jammern, weinen
Und flehen bang;
Nicht Mutterliebe hemmt die Kleinen
Auf ihrem Gang.

Und will sie Vaterzürnen halten,
So redet Trutz:
„Wir folgen höheren Gewalten
In Gottes Schutz!"

Sie ziehen fort nnd singen Lieder;
Die Heimathau'n,
Die schönen, soll kein Auge wieder
Von ihnen schaun.

Und keine Kunde ward vernommen
Von ihrem Zug;
Und keiner ist zurückgekommen,
Der Botschaft trug.

Und Niemand weiß, wie der geheißen,
Der wunderbar
Entführt den heimathlichen Kreisen
Die Kinderschaar.

Die Mütter stehn mit lauten Klagen,
Die Väter stumm.
Warum geschah's wer kann's uns sagen —
Warum? Warum?

L. Bechstein.

23. Friedrich und Ezzelin.

O wie war das Aug' des Knaben
Ezzelin voll Glut und Glanz,
Wenn er von dem alten Ruhme
Hörte seines Vaterlands!

Wenn er auf den höchsten Felsen
In der Abendsonne saß,
Wenn er, selber ein Romano,
Von der Römer Thaten las!

Wenn er hörte, wie sein Vater,
Der Lombarden Feldhauptmann,
Fechtend gegen Deutschlands Kaiser
Sich Italiens Dank gewann!

Keinen schönern Traum er träumte,
Als: Italiens Schild zu sein,
Daß kein fremder Dränger breche
In den Wundergarten ein.

Nimmer darf zurück er denken
An den schönen Knabentraum.
Selbst sein hartes Herz erwehrte
Sich der Reu', der Wehmuth kaum.

Ach, er hat Italiens Völker
Nicht zum heil'gen Bund vereint!
Ach! er hat nicht aus den Marken
Seines Lands verjagt den Feind!

Seiner Volksgenossen Blut war's,
Das in seinen Schlachten floß;
Über italiän'sche Leichen
Spornt' er sein gepanzert Roß

Den Barbaren hat, den Feinden
Seines Lands er sich gesellt,
Und vom Bürgerkriege ruht er
In des deutschen Friedrichs Zelt.

„Streben muß man nach zwei Dingen
Ohne Unterlaß und Scheu:
Daß man stets mit Ehre lebe
Und den Freunden bleibe treu!“

Wich nicht Ezzelin vom Wahlspruch,
Wenn er zu dem Kaiser trat?
War's nicht seiner Ehre Makel,
Und am Vaterland Verrath?

Er, der mächtige Podesta,
Schloß sich an dem fremden Herrn,
Und er tröstet sich: „Geboren
Sind wir unter einem Stern!

„Unglück bringt's, wenn man der Sterne
Wink sich nicht gehorsam fügt!“
So mit astrolog'schen Träumen
Er sein eignes Herz belügt.

Suchte man in ganz Italien
Und im weiten deutschen Reich:
Ja! es war kein Paar zu finden,
Diesen beiden Männern gleich!

Wie am Tag der Schlacht die Ersten
Durch des Armes Heldenkraft,
Waren eingeweiht vor Allen
Sie in Friedenswissenschaft.

Unter blüh'nden Mandelbäumen,
Bei der Laute süßem Hall
Saßen sie als Waffenbrüder,
Nicht mehr Kaiser und Vasall.

Oft im ernsten Schach sie maßen
Ihres klugen Geistes Macht;
Oft in seltsam fremden Schriften
Lasen sie die ganze Nacht.

Ausgebreitet wie ein Teppich,
Ihren Blicken offen lag,
Was der Orient an Schätzen,
Was das Abendland vermag.

Magier, Araber, Chaldäer
Ihre weisen Meister sind;
Lehrerin der Blumensprache
Ist ein schönes Türkenkind.

Was sie sprechen — nicht vernehmen
Darf's der Kirche lauernd Ohr;
Darum halten Saracenen
Immerdar die Wach' am Thor.

So wie diese keinen Dritten
Trug das weite Erdenrund;
Und es knüpfte das Geheimniß
Inniger noch ihren Bund.

Doch die Welt, der sie entwachsen,
Untergang den Helden schwor;
Weh, wer über sein Jahrhundert
Ragt mit ganzem Haupt hervor!

G. Pfizer.

24. Kaiser Friedrichs Tod.

Heitre Briefe sendet Friedrich
Seinem tapfern Eidam oft;
Ob beschwert vom Bann der Kirche,
Kecklich doch er kämpft und hofft.

Schrieb ihm mit gewandter Feder
Bald von seiner Falken Flug,
Bald wie er die Saracenen
In Siciliens Ebnen schlug;

Auch, wie er beim Saitenspiele
Von der Last der Krone ruht,
Und wie sanft des Friedens Labung
Kriegesmüden Gliedern thut.

Doch in seinem Königreiche
Hält der Kaiser immer sich,
Und er schrieb: „mit den Lombarden
Ficht und siege du für mich.“

Eine Stadt ist's, der der Kaiser
Klug vermeidet je zu nahn,
Denn es zeigen an die Sterne,
Daß dort endet sein'e Bahn!

Vor Firenze sie ihn warnten,
Und ein Uebrig's thut er gern:
Weil sie oft mit Namen spielten
Blieb er auch Faenza fern.

Doch in Firenzuola weilt er
Unvorsichtig eine Nacht,
Und hier hat den Hohenstaufen
Ueberrascht des Schicksals Macht.

In Jahrhunderten erbeutet
Nicht der Tod solch edeln Raub!
Doch der Ruhm, die Erbschaft fordernd,
Läßt dem Grabe nur den Staub.

Eine Stirn, von Bann und Kronen
Wund, der Zukunft Glorie schmückt!
Noch im Sarge wächst der Riese,
Welchen seine Zeit erdrückt.

Alle Ghibellinen wanden
Um den Helm den Trauerflor;
Doch die Guelfen hoben muthig
Ihr gebeugtes Haupt empor.

Ezzelin beseufzt im Herzen
Vater, Kaiser, Freund und Hort;
Aber von des Helden Lippe
Hörte man kein klagend Wort.

Jetzt nicht mehr des Kaisers Ritter,
Frei auf eigne Faust er kämpft,
Und den Übermuth der Guelfen
Er mit neuen Siegen dämpft.

„Nicht ein gleiches Schicksal,“ spricht er,
„Rafft mich hin mit meinem Herrn,
Wie ich wähnte; und des seinen
Glanz verstärkt jetzt meinen Stern!“

Und gefürchteter als nimmer,
Glücklicher im Kriegesspiel
Jagt er nach in raschem Laufe
Seinem langersehnten Ziel.

Mit inbrünstiger Begierde
Hält er einen Wunsch umfaßt:
Seines Landes Herr zu werden,
Welches er zerstört und haßt!

Des Augustes durst'ge Sonne
Ist die Amme seiner Wuth;
Abendröthen, Morgenröthen
Dünken ihn ein Meer von Blut.

Aber Nachts, wenn Traum und Schlummer
Seine müde Schaar umzieht,
Wenn er rastet, wider Willen,
Weil ihn selbst die Ruhe flieht:

Da gedenkt er oft des Todten,
Und die Hand er nach ihm streckt,
Der in ihm die letzten Funken
Besserer Natur geweckt.

Dessen Aug' er, dessen Tadel
Mehr gescheut als Kirch' und Bann,
Der allein den Zoll der Ehrfurcht
Seinem Geist noch abgewann.

Einsam ist er jetzt geworden;
Legt den Panzer nimmer ab,
Sich an Freundesbrust zu stürzen —
Bis er steigen wird in's Grab.

Ja! mit Ezzelin's Panieren
Fliegt des Kaisers Siegesglück,
Doch kein Strahl von Friedrichs Gnade
Blieb in seiner Brust zurück.

Ehmals war des Kaisers Spiegel
Seine herrliche Gestalt —
Jetzt ist er des Todten Schatten —
Schwarz, empfindungslos und kalt.

Derselbe.

25. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins;
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendet nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzten die Locken silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen von fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Messner geschritten.“

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott,“ rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.“

„So möge auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

F. v. Schiller.

26. Kaiser Albrechts Hund.

Voll Unmuths und ergriffen von finsterm Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saß;
Ihm durfte niemand nahen, er wollte niemand seh'n,
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie rollten, gehn.

Die nahmen für ihn freilich wohl ärgerlichen Lauf;
Unruhig war der Deutsche, der Schweizer stand schon auf,
Der Schwabe wollte Hansen, doch Hansens Uebermuth
Der machte ja vor Allem dem Kaiser böses Blut.

Oft rief er seinem Hunde — der Hund war ihm getreu —
„Steh du mir, treuer Packan, vor falschen Menschen bei!“
Da kroch der Bullenbeißer sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte jeden fort.

Die Schranzen nahten leise, da hob er nur den Kopf,
Und knurrte — hei! sie flohen, als hielt er sie am Schopf.
Der Marschall einstolzieret, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den kecken Mann.

Nun Herzog Leupold nahet, mit leichtem Jünglingsschritt,
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freundelichem Tanz.

Die Tatzen auf den Schultern gibt er ihm manchen Kuß,
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln seinen Gruß;
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell';
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell.

Und faßt mit Kraft den Mantel und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehentlichem Blick;
Doch war der Herr unwillig und gab ihm einen Stoß,
Und ging im Doppelschritte rasch auf die Thüre los.

Der Hund kennt seine Pflichten, und setzet nach in Hast,
Am Halse schnell den Kragen er fest dem Herzog faßt;
Da ballt die Faust Herr Leupold, und gibt ihm einen Schlag;
Der Hund hielt nie mehr Wache. Wohl war's sein letzter Tag!

Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm;
Denn allzubald die Mähre vor Albrechts Ohren kam:
Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel — der Boden sei noch roth.

Der Herr, unmaßen grimmig, berief den ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',
Die Söhne mit Herrn Hansen, dem war er nimmer gut,
Ihm zieh er schon im stillen des treuen Packans Blut.

Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronstuhl sitzt,
Sein vorgetretnes Auge ganz blutdurchströmet blitzt,
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschaun.
Darob wohl fasset Leupold ein heimlich schauernd Graun.

Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust,
Das war von euch wohl jedem seit Jahren her bewußt,
Recht mich in's Herz zu kränken, traf ihn der Todesschlag.
Doch zittern mag der Mörder. Die That muß mir an Tag.

Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein schlechter Knecht,
Belohn' ich reich mit Gütern aus vollem Kaiserrecht.
Doch weh' dem falschen Mörder! Er soll von meinem Thron
Entfliehen als ein Aechter, und wär's — mein eigner Sohn!"

Da stehet Leupold beben der schöne Friederich;
Schnell zu des Vaters Füßen wirft er flehend sich,
Und ruft: „Verzeihung, Vater! ich schlug den Packan todt,
Er fiel mich an so wüthend — es that mir wahrlich Noth."

Und Albrecht, sich vergessend, die Hand empor nun schwingt,
Doch schneller aus den Schaaren vorfliegend Leupold dringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und rufet: „Vater! halt!
Mich trifft ja nur nach Rechten nun deines Zorns Gewalt.

Mein Friederich, nicht lüge! wie bist du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich, deß hättest du wohl Muth!
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht die Kraft;
Hab' ich doch selbst zum Schlage mich ganz zusamm gerafft."

Doch Friederich entgegnet: „Nicht traue seinem Wort,
Er will mich retten, Vater, will in die Welt nun fort.
Stets treibt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn,
Doch hätt' wohl Östreich nimmer von diesem Zug Gewinn."

„Durch Gott!“ — aufbrauset Leupold — „Wohl zeugt
es meine Hand;
Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des Wamses Rand.
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus deinem Angesicht,
Es sei! Nur, Herr, entziehe mir deinen Segen nicht!“

Dem guten Friederich das Aug' in Thränen schwellt.
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend
fällt.
Der Kaiser beide Augen sich mit den Händen drückt,
Doch schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt

Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge Kaiser weint;
Das hätten sie von Albrecht wohl nimmermehr gemeint.

Anjetzt der Kaiser saget zum edeln Brüderpaar:
„Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand,
Gelobet sei der Höchste, daß ich euch gut erfand!

Und Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt;
Ihr Brüder stellt euch siegend entgegen einer Welt!“

Die Mähr hat überliefert ein glaubenswerther Mann,
Der Hortenburger Hormayr, und lag mir dringend an,
Sie ohne Schmuck zu bringen in Reime deutscher Art;
Ich that es recht von Herzen. Es fiel mir gar nicht hart.

Wohl würd' es baß mich freuen, hätt' euch die Mähr ergötzt,
Hätt' ich mit süßen Thränen die Augen euch genetzt.
Landsmänner, auf nun rüstig! Erzählt's von Ort zu Ort,
Von Grätz bis Prag und Olmütz, von Linz bis Ofen fort!

J. H. v. Collin.

27. Königsfelden.

Wo die alte Vindonissa
Unter grünem Anger schlummert;
Wo, wie hohle Schädel, ragen
Habsburg aus dem Grab und Bruneck;

Wo, im räumig heitren Becken
Limmat, Reuß und Aar verbunden,
Rasch und kühn zur Gränze schreiten,
Eins, wie einst die Drei in Uri:

Dort erhebt in finstrer Pracht,
Aus den Klostermauern lugend,
Sich der Dom von Königsfelden,
Wo der König ausgeblutet.

Ab dem Stein zu Baden ritten,
Durch die Reuß bei Windisch fuhren
König Albrecht und Gefolg,
Gegen Basel über Brugg hin.

Einzig mit vier Edlen ritt er,
Und Johann, dem Sohn des Bruders,
Der, um Vorenthalt des Erbes,
Dürstet nach des Königs Blute.

In der Habsburg Angesichte,
Draus dein hoher Vater Rudolf,
Niederstieg ins Herz des Reichs,
Böheim niederwarf im Sturmschritt:

Albrecht! hat dir da vom Söller
König Adolfs Bild gewunken,
Der in mörderischer Schlacht
Unter deinem Schwert gesunken? —

„Hier der Lohn!" ruft Fürst Johann;
Stößt den Speer ihm durch die Gurgel;
Theilt ihm Eschenbach das Haupt,
Birgt ihm Balm das Schwert im Busen.

Als nun unter die drei Mörder
Zischend, rauchend sprützt der Blutstrahl:
Auseinander stieben sie,
Wie der Pulverthurm vom Gluthstrahl!

Gen Altbühren Balm, er duckt sich
Tief im wohlbemannten Thurme:
Wo Verzweiflung brach sein Herz,
Eh die Rache seinen Thurm bricht.

Fern in Schwaben wohnt ein Schäfer,
Einsam, arm, in tiefstem Dunkel;
Fünfunddreißig lange Jahre
Weidet' er auf diesen Fluren;

Sterbend nannt' er einen Namen,
Welchem Schwert und Harf' erklungen:
Eschenbach! deß hehren Strahl
Seines Mordes Fluch verschlungen.

Als des Kaisers Kind, die Agnes,
Die vollzogen seine Blutrach',
In dem Dom zu Königsfelden
Lange schon in hoher Gruft lag:

Ein' erhabne Mönchsgestalt,
(Sechzig Jahr in Pisa Bruder)
Kam, und baut' sich eine Hütte
An dem Habsburg-Hügel unten.

Solcher wußt' aus Albrechts Tagen
Von dem Mord genaue Kunden:
Daß ein ahndungsvolles Graun,
Die es hörten, oft empfunden.

Der noch lebend, wie ein Geist
Um sein Erb und Grab gespuckt hat,
Sterbend nannt' er seinen Namen:
Herzog Hans, der Enkel Rudolfs!

Also hat die Schuldbeladnen
Eine That hinabgeschlungen:
Wie am Giftbiß stirbt der Tiger,
Der die Schlange hat bezwungen.

A. A. L. Follen.

28. Tell's Tod.

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Berge ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braus't der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tannen brechen
Von seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,

Faßt ihn mit Adlerschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den alten Leib,
Da stehn um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib;
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstocks Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist todt, der Tell!"

Wär ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär ich ein kecker Ferge
Auf Uri's grünem See,
Ich trät in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied;
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich ein Klagelied:

Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Das Kind wie Milch und Blut,
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpengluth.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.

Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst:
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot,
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück,
Im hilfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal;

Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu sein,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreuz von Stein.

Weithin wird lobgesungen,
Wie du dein Volk befreit,
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch späte Zeit;
Doch steigt vom Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von deinem Tod.

L. Uhland.

29. Das Mahl zu Heidelberg.

Von Würtemberg und Baden
Die Herren zogen aus,
Von Metz des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie sahen da sie liegen
Im Sommersonnenschein.

Umsonst die Rebenblüte
Sie tränkt mit mildem Duft.
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Daß heulte groß und klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist der Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt.

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein,
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein!
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts;
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Fritz;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,
Doch ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Das ist der Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Eule Nest;
Dort sollen sie ihm büßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finstrer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Würtemberger Utz,
Der Bischof hält ein Fasten,
Der Markgraf läßt vom Trutz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib' und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

Herauf, ihr Herrn, gestiegen
In meinen hellen Saal!
Ihr sollt nicht fürder liegen
In Finsterniß und Qual.
Ein Mahl ist euch gerüstet,
Die Tafel ist gedeckt,
Drum, wenn es euch gelüstet,
Versucht, ob es euch schmeckt.

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's goldne Tageslicht.
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es setzten sich die Fürsten;
Da mocht' es seltsam sein,
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein!
„Nun, will's euch nicht behagen?
Es fehlt doch, deucht mir, nichts;
Worüber ist zu klagen?
An was, ihr Herrn, gebricht's?

Es schickt zu meinem Tische
Der Odenwald das Schwein,
Der Neckar seine Fische,
Den frommen Trank der Rhein!
Ihr habt ja sonst erfahren,
Was meine Pfalz bescheert!
Was wollt ihr heute sparen,
Wo keiner es euch wehrt?"

Die Fürsten sah'n verlegen
Den andern jeder an,
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist dein Bissen,
Doch Eines thut ihm Noth,
Das mag kein Knecht vermissen!
Wo ließest du das Brod?“

„Wo ich das Brod gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Fritz,
Er traf die bei ihm saßen
Mit seiner Augen Blitz;
Er that die Fensterpforten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's off'ne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Kriegers Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun sprecht von wessen Schulden
Ist so mein Mahl bestellt?
Ihr müßt euch wohl gedulden,
Bis ihr besä't mein Feld,
Bis in des Sommers Schwüle
Mir reifet eure Saat,
Und bis mir in der Mühle
Sich wieder dreht ein Rad.

Ihr seht, der Westwind fächelt
In Stoppeln und Gesträuch;
Ihr seht, die Sonne lächelt,
Sie wartet nur auf euch!
Drum sendet flugs die Schlüssel,
Und öffnet euren Schatz,
So findet bei der Schüssel
Das Brod den rechten Platz!"

G. Schwab.

30. Die Reigerbaize.

Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß,
Da ritt aus Brügge's Thoren ein bunter Jägertroß,
Viel schmucke Falkoniere sah man zu Rosse ziehn,
Und an des Gatten Seite die schöne Herzoginn.

Am Arm saß ihr ein Falke. Ob seinem weißen Gewand
Ward er bei Hofe scherzweis der Dominikaner genannt,
Ein schwarzes Käppchen bedeckt' ihn, er trug ein silbern Colar,
Darauf das Wörtlein: Aufwärts! in Gold zu lesen war. —

Weit dehnt sich eine Haide, da grünt kein schatt'ger Baum,
Nur Dorngestrüppe wuchert zerstreut im öden Raum,
Zur Linken lag ein Weiher, des Reigervolkes Bad,
Da wäscht es sein' Gefieder, sich selber zum Verrath.

Jetzt rauscht es in den Wellen, es kreischt aus dem Schilf hervor,
Und rechts und links hin fliegen verscheuchte Reiger empor,
Vom Arm der Jäger steigen die muth'gen Falken hinan;
Gleich Wünschen der Menschenseele, so schwebten sie himmelan.

Und jeden Jägers Auge will mit dem Falken ziehn;
Wie die in Lüften schossen zur Rechten und Linken hin,
So sprengten unten die Reiter flink über kreuz und quer,
Es dröhnt die bebende Haide, Staub wirbelt drüber her.

Doch sieh, mit flatternder Mähne läuft dort ein ledig Roß, —
Wie's schnaubt, wie scheu es blicket! nun sprengt's durch den wirren Troß,
Halt an, erfaßt den Zügel! wo sank der Reiter hin?
O Gott, dort liegt im Blute die edle Herzoginn!

Es lehnt ihr bleiches Antlitz sanft in des Gatten Schooß,
So blaß, wie Abendwolken, wenn's Spätroth längst zerfloß;
Ach wie in rother Strömung die Lebensquelle flieht!
Wie reich die blut'ge Rose ihr aus dem Herzen blüht!

Mit traurig gesenktem Köpfchen, im blutgedünkten Gras,
Als Tröster ihr zur Seite der Dominikaner saß;
Wollt ihr sein Sprüchlein wissen? sie selbst hat ihn's gelehrt,
„Aufwärts!" so heißt's und glänzet in Goldschrift unversehrt.

A. Grün.

---

31. Maria's Leichnam.

Max knie't zerknirscht vom Schmerze vor des Erlösers Bild,
Aus seinem Heldenauge nun Thrän' auf Thräne quillt,
Wirr fällt auf Stirn und Brauen sein Haar, wie'n Thränentuch,
Und von den Lippen bebt es, Gebet halb, und halb Fluch.

Sein Herz scheint nun zu springen, nun brechend still zu stehn,
Sein Wehruf überschallet der Glocken Trauergetön;
Nicht grünt als Siegeskranz nun der Lorbeer seiner Stirn':
Als Baum, ein Grab beschattend, das gramzermorschte Gehirn.

Welch Unheil hat ihn betroffen? ward er besiegt in der Schlacht?
Hat ihn ein Freund verrathen? ist Meuterei erwacht?
O nein! besieget blickt er getrost zu Himmelshöhn,
Sein Schwert weiht er dem Meuter, dem Freunde eine Thrän'.

Doch wenn die heil'ge Liebe im Todeskampf verschied,
Eint sich Gebet und Thräne und Fluch zum Leichenlied,
Das pochet an die Gräber und rüttelt an Gottes Thron,
Und glänzt als blut'ge Perle einst in des Ew'gen Kron'.

Nicht öffne, Max, dein Auge von Thränenfluth getrübt!
Vor dir im hohen Saale liegt sie, die du geliebt,
Mit Blumen übergossen, im engen Sargesraum,
Wie eine schöne Erinn'rung, ein Jugendwonnetraum.

Die Stirn' ist leicht und heiter — sie denkt an Liebes gewiß!
Sie hört wohl Psalme, — drum lächeln die Wangen still und süß;
Es scheint ihr weißes Sterb'kleid des Schneegewandes Bild,
Worein im starren Winter der schlafende Lenz sich hüllt.

Ein Kinderpaar an der Leiche, das weinenden Engeln glich,
Beugt zärtlich über die bleiche, entseelte Mutter sich;
So neigen zwei Rosenknospen, an einem Stamm erglüht,
Sich über die Mutterrose, die sturmentblättert verblüht.

Derselbe.

---

37. Deutscher Brauch.

Zur Gruft sank Kaiser Friedrich. — Gott geb' ihm sanfte Ruh!
Max faßt sein gülden Scepter, — ey, Sonnenaar, Glück zu!
Zu Worms nun hielt er Reichstag, — auf, Fürstenschaar, herbei,
Zu rathen und zu fördern, daß Recht und Licht gedeih'!

Einst in dem dumpfen Rathsaal sprang Max empor in Hast,
Der Staub, der Pergamente nahm ihm den Odem fast,
Die spitzen, klugen Reden, die machten toll ihn schier,
Da rief er seinem Narren: Freund Kunze komm mit mir!

Den Treuen liebt er vor Allen, wohl einem Gärtner gleich,
Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich,
Doch einen sich erkoren, in dessen Schattenhut
Nach schwüler Tagesmüh' er am liebsten Abends ruht.

Es wallten nun die Beiden die Straßen ein und aus,
Dort auf dem großen Marktplatz sahn sie ein stattlich Haus,
Da rief der Kunz: „Mein König, schließt eure Augen schnell!
Denn, traun, schon las manch einer sich blind an dieser Stell'.

Französisch ist's; ihr wißt ja wie's Frankreich's Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen, und anders lesen als schreiben,
Und anders sprechen als denken, und anders setzen als singen,
Die groß in allem Kleinen und klein in großen Dingen."

Ein Rittersmann aus Frankreich wohnt in dem stolzen Haus,
Sein Wappenschild, hell glänzend, hängt hoch zur Pfort' heraus,
Mit Schnörkelzügen zierlich in blankem Goldesschein,
Schrieb rings um's bunte Wappen er diese Worte ein:

„„Erst Gott zum Gruß, wer's lieset! — Auf, Deutscher, kühn und werth,
Hier harrt ein Schild des deinen, wenn kampfesfroh dein Schwerdt,
Und magst du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht,
Will ich mich dir verdingen als letzter Rüdenknecht."

Ernst schritt der König fürder; doch an des Ritters Schild
Hängt bald ein Edelknabe der Habsburg Wappenbild;
Und mit dem Frühroth harrte auf sand'gem Kampfesplan
Der König gegenüber dem fränk'schen Rittersmann. —

Und höher stieg die Sonne; der Franzmann lag im Sand,
Das Siegesschwert hell leuchtend ragt hoch in Maxens Hand,
„So schlägt ein deutscher Ritter!" er sprach's und stand verklärt,
Wie Sankt Michael der Sieger mit seinem Flammenschwerdt.

„Ihr habt euch mir ergeben als letzter Rübenknecht,
Wohlan, ihr sollt erfahren nun meines Amtes Recht!"
Sein Schwerdt nun schwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter werth!
So schlägt ein deutscher König, — seyd brav, wie euer Schwerdt!"

Singt's allem Land, ihr Sänger, des Fürsten That und Wort,
Neigt euer Schwerdt, ihr Ritter, vor eures Kreises Hort,
Bekränzt des Siegers Schläfe, ihr schönsten deutschen Fraun,
Jauchzt auf, ihr deutschen Herzen, in allen deutschen Gaun! —

Viel saft'ge Trauben schwellen ringsher um Worms am Rhein,
„Milch unsrer lieben Frauen" so heißt dort jener Wein;
Saugt jene Milch, ihr Greise, sie macht euch wieder zum Kind,
O Herr, gieb unserm Lande viel Milch so süß und lind!

Aus Goldgefäßen quoll sie an Maxens Abendtisch,
Gleichwie aus goldnen Eutern, so labend, klar und frisch;
Wie zecht' an Maxens Seite der fränk'sche Rittersmann!
Wie wärmend da der Glühborn durch Kunzens Kehle rann!

Der Franzmann hob den Becher, begeistert flammt sein Blut:
„Heil, Max dir, edler Deutscher, so bieder und so gut!"
„„Hoho!"" rief Kunz halb grimmig, „„jetzt bindet mit mir an,
Wer auf dies Wohl herzinn'ger und besser trinken kann!?""

Wie Schilder klangen die Becher zusammen jetzt mit Macht,
Die Blicke blitzten genüber, wie Lanzen in der Schlacht!
Wer Sieger blieb im Wettkampf? wohl kam es nie an's Licht;
Frug man am Morgen die Beiden, sie wußten's selber nicht.

Derselbe.

33. Abfahrt von Innsbruck.

Am Innstrand harrt ein Schifflein beim ersten Frühroth-schein,
Da stieg verhüllt im Mantel, der alte Kaiser ein,
Die treue Eichentruhe lehnt düster neben ihm,
Fort schießt im raschen Strome das Schiff mit Ungestüm.

Am Strande murmelt fragend nun Innsbrucks Volk im Kreis:
Wohin so schnell und eilig du düstrer Kaisergreis? —
Da schien von Maxens Lippen das Wort zurück zuwehn,
Lebt wohl, lebt wohl! nach Oestreich will ich nun sterben gehn!

Es lehnt am Eichensarge sein Haupt von Sorgen schwer,
Zum Himmel blickt er düster, und düster ringsumher:
„Du schönes Land, dich liebt' ich so glühend stets und treu,
O wüßt' ich nur, ob glücklich durch mich mein Volk auch sei?!" —

Die Fluth umrauscht das Schifflein, und schnell vor Marens Blick
Fliehn Thäler, Berg' und Flächen, Gehöft' und Stadt zurück;
Wohin er blickt, sprießt Leben und Segen, Kraft und Fleiß
Wohin er horcht, klingt Freude und Jubelsang und Preis.

Auf Wiesen klirrt die Sense, in Wäldern knallt das Rohr,
Gewalt'ge Hämmer stampfen durch's Thal im Donnerchor,
Und aus dem Schlund der Schlötte qualmt's riesig, dicht und grau,
Da schien auf schwarzen Säulen zu ruhn des Himmels Bau.

Und weiterhin dann Felder, die dicht voll Saaten stehn,
Und Heerden, fröhlich blöckend auf grünen Alpenhöhn,
Und Mühlen, klappernd im Thale, von Fluthen rasch getrieben,
Die sprühend an den Rädern als Sternenregen zerstieben.

Und rings auf allen Straßen lebend'ges, heitres Gewühl!
Da stäubt's von flinken Reitern, hinfliegend rasch an's Ziel,
Da knarrt des Fuhrmanns Achse, von Fracht des Segens schwer,
Und Wandrer wallen singend die sichre Bahn einher.

Mit lustgem Ruderschlage, mit flatternden Wimpeln, ziehn
Im Strom viel rüst'ge Schiffe wohl kreuzend her und hin,
Von Schätzen voll und Waaren, reich bis zum tiefsten Raum;
Doch Marens Schiffer grüßen, nun stolz, die Brüder kaum.

Sich dort vor dem Gehöfte, von Triften frisch umgrünt,
Steht heitern Blicks ein Landmann und segnet just sein Kind,
Und lehrt's, zu Gott zu wenden sein Herz in Drang und Nöthen,
Und lehrt's, aus voller Seele für edle Fürsten beten.

Und Städte stehn am Ufer mit Mauern schmuck und weiß,
Glück wandelt durch die Straßen, in Häusern rauscht der
Fleiß,
Manch blühend, nickend Antlitz grüßt aus den Fenstern
hervor,
Und läutende Glocken tönen wie Dank an Maxens Ohr. —

Noch lehnt am Eichensarge sein Haupt von Alter schwer,
Doch selig blickt er aufwärts und selig rings umher;
Wohl tief hat er verstanden der Antwort stummen Ruf,
Und fragt nicht mehr: ob glücklich sein treues Volk er schuf?

Derselbe.

34. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele Deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht:
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart, ihr seyd der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein.

J. Kerner.

35. Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

A. Graf von Platen-Hallermünde.

36. Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seyd stark,
Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her:
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und alles schweigt, und alles weint,
Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart! drum wirble du, Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich;
Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie, das sei der Dank
Für deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht?

Und ha, wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt:
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land, ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika,
Und alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut.
Und sagen soll man weit und breit:
Die Deutschen sind doch brave Leut,
Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
Wir seinen Götterwein;
So denken wir von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

C. F. D. Schubart.

37. Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeyer
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen Mittags kommen;

Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hoch=Vivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille;
Spricht dann ernst: Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind all' dem Tode eigen!

Ich ließ nicht um eitle Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.

Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dies ist mir das liebste Karmen.
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe:
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe;

Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beschützen!

M. v. Schenkendorf.

---

38. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar:
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;

Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol!

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua,
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sey mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: das thu' ich nitt!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

J. Mosen.

39. Auf Scharnhorst's Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheits=Waffen blitzen,
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel raffst mich doch nicht nieder, —
„Dien' euch blutend, werthe Brüder,
„Führt in Eile mich gen Prag.
„Will mit Blut um Oestreich werben,
„Ist's beschlossen, will ich sterben,
„Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüthen ab,
Nennen dich mit leisen Schauern, —
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt.
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden,
„Kann euch frohe Zeitung melden,
„Unser Volk ist aufgewacht.
„Deutschland hat sein Recht gefunden,
„Schaut, ich trage Sühnungswunden
„Aus der heil'gen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sey.
Heer aus seinem Geist gebohren,
Jäger, die sein Muth erkohren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

Laß' uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfinn, seinen Fall.
Meinen's alle recht in Treue,
Schau', dein Vater lebt auf's neue
In des Deutschen Liedes Schall.

M. v. Schenkendorf.

40. Das Lied vom Blücher.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein;
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er bei'm Eisen gar zornig und hart:
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus;
Viel Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser, da hat er's auch bewährt,
Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt;
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmet, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Sie mußten wieder springen wie Hasen durch's Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussah! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen sie so sicher nach letztem hartem Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein und über'n Rhein!
Du alter, tapfrer Degen, und Gott soll mit dir sein!

E. M. Arndt.

---

41. Klage um drei junge Helden.

Ich mag wohl traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir;
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier.
Es waren drei junge Reiter,
Sie zogen so fröhlich hinaus,
Sie zogen gar balde weiter
Zu Gott in das himmlische Haus. —

In Mansfelds edlen Bergen
Weht edle Freiheitsluft,
Da kriecht es nicht von Schergen,
Da lügt kein Schelm und Schuft:
Da wächset das freie Eisen,
Da wächset der freudige Muth,
Und alle, die Männer heißen,
Sind reisig und tapfer und gut.

In Mansfeld war geboren
Das fromme, deutsche Kind,
Der Freund, den wir verloren,
Wie wenig Freunde sind,
Der Eckhardt, der Vielgetreue,
Dem Gott und das Vaterland rief,
Nun schlummert der junge Leue
Im Grabe, so still und tief.

Auf Leipzigs grünen Feldern —
O Leipzig, hoher Klang! —
Da traf's den jungen Helden,
Daß er vom Rosse sank!
Das war ja sein frommes Lieben
Bei Tag und auch bei der Nacht,
Das hatt' ihn hinaus getrieben
In den Tod, in die blutige Schlacht.

Wohl dir! du hast's errungen
Mit deines Blutes Born:
Die Schande ward bezwungen
Von edlem Freiheitzorn;
Doch müssen wir andern weinen
Und klagen in bitterem Schmerz:
So lange die Sterne scheinen,
Schlug nimmer ein treueres Herz! —

Es thronet am Elbestrande
Die stolze Magdeburg;
Ihr Ruhm klang durch die Lande,
Ihr Unglück auch hindurch:
Als Tilly dem wilden Feuer
Sie einst zu verzehren gebot,
Da trug sie den Wittwenschleier,
Denn ach! ihre Schöne war todt.

Sie mag ihn wiedernehmen:
Ihr starb ihr bester Sohn,
Er ging, ein großer Schemen,
Hinauf zu Gottes Thron;
Da hießen den Schönen, Frommen,
Der kam aus dem heiligen Streit,
Die Englein all willkommen
Zur ewigen himmlischen Freud.

Wohl viele sind gepriesen
Im hehren, deutschen Land,
Doch dich, mein frommer Friesen,
Hat Gott allein gekannt:
Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend so lieblich verschloß,
Ist jeglichem Laute der Schmerzen,
Ist jeglichem Lobe zu groß.

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitstrahl;
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war deine Minne,
Es war dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid:
In Wälschland von grimmen Bauern
Empfiengst du den tödtlichen Streich,
Drob müssen die Jungfraun trauern:
Die Blume der Schönheit ist bleich. —

Hoch im Cheruskerwalde
Da steht ein altes Schloß,
Auf grüner Bergeshalde,
Wovon mein Stolberg sproß.
Es sandte viel schöne Boten
Schon aus in der grauesten Zeit,
Die klagten von hohen Todten,
Gefallen im edelen Streit.

Davon lebt auch noch heuer
Wohl mancher Name werth:
Der Vater schwingt die Leyer,
Der Sohn, der schwingt das Schwert;
Wie jener es vorgesungen,
So machte ihm dieser es nach,
Was früher dem Knaben geklungen,
Das bringet der Jüngling an Tag.

Es scholl die Kriegsdrommete
Des wälschen Aufruhrs neu,
Sie klang wie Hochzeitflöte
Dem Grafen stolz und frei;
Da ließ er sein Hengstlein zäumen,
Da hängt' er den Säbel frisch ein,
Und sprengte mit heldlichen Träumen
Gar lustig wohl über den Rhein.

Sein Traum ist nun erfüllet
Von deutscher Herrlichkeit,
Sein Durst ist nun gestillet
Nach edlem deutschen Streit.
Er ritt mit den tapfern Reitern
Zum Kampfe nach Brabant hinab,
Da schuf er den Blumen und Kräutern
Mit andern ein blutiges Grab.

Was Lenz und Sonne schufen
Im bunten Rosenmai,
Das stampften Rosseshufen
Im Junius entzwei;
Auch lag in der Jugend Schöne
Mancher Jüngling die Felder entlang,
Das Wehe der Klagetöne
Von Müttern und Bräuten erklang.

Auf Brabants grüner Aue,
Sie heißt bei Sankt Amand,
Da troff von rothem Thaue
Das Eisen mancher Hand;
Mit Rotten aus Wälschland trafen
Die preussischen Reisigen dort,
Da holte der Himmel den Grafen,
Da nahm eine Kugel ihn fort. —

Drum muß ich traurig klagen,
Gar mancher klagt mit mir:
Drei Helden sind erschlagen
In grüner Jugend Zier;
Es waren drei holde Knaben,
Sie waren so schön und so gut,
Für's liebe Vaterland haben
Sie fröhlich vergossen ihr Blut.

Schlaft still und fromm in Treue
Bis an den jüngsten Tag,
Wo sich ein Morgen neue
Euch wieder röthen mag;
Es blühet um euren Frieden
Gedächtniß so golden schön:
Im Siege ward euch beschieden
Für's Vaterland hinnen zu gehn. —

E. M. Arndt.

42. Genoveva in der Wüste.

Sie führt indeß ein tief betrübtes Leben,
Nur Andacht kann den Kummer ihr erheitern;
Sie hat sich ganz in ihren Gott ergeben,
Und will die Brust von allem Ird'schen läutern;
Sie fühlt um sich die Kraft der Engel schweben,
Und wie sich Sinn und Herz und Glaub' erweitern:
So sitzt die treue liebevolle Seele
Und schaut hinauf aus ihrer engen Höle.

O laß uns alle diesen Wandel führen,
Daß wir wie sie die Tugendkron' erringen,
Mit Himmelsglanz die Seele auszuzieren,
Daß wir uns Gott, ein würdig Opfer, bringen.

Uns drängt die Welt, uns selber zu verlieren,
Dem Kleinmuth wachsen keine Engelschwingen;
Doch aus dem Krieg zu retten unsern Frieden,
Ist Gottes Auserwählten nur beschieden.

Die Hirschin täglich kam das Kind zu säugen,
Sie war der Genoveva einz'ger Trost;
Die Gräfin selbst muß sich dem Elend beugen,
Und Gras und Wurzeln sind die einz'ge Kost;
Wie mußte sie so tief hinuntersteigen,
An Glück gewöhnt, an Füll' und süßen Most;
Jetzt kann die Erde ihr nicht das gewähren,
Was sonst die Bettler selber nicht entbehren.

Die Wüstenei anstatt ihr schönes Haus,
Statt ihres Prunkgemachs die finstre Kluft,
Statt Diener gingen Thiere ein und aus,
Statt schöner Speisen Kräuter in der Gruft,
Statt reicher Betten Aengstigen und Graus
Auf dürren Reisern in der kalten Luft,
Der edlen Perlen mußte sie entbehren,
Statt deren dienten ihre heißen Zähren.

Wie mußte sie dies Elend doch empfinden
Die Herzogs Tochter, gräfliches Gemahl!
Wann Sommerlüfte spielten in dem linden
Geblüm, so trug sie's leichter noch zumal;
Doch wenn der Winter kam mit scharfen Winden,
Dann erst begann der armen Frauen Qual;
Ach Gott, wie mußt' sie ob dem Kind sich härmen,
Wie mocht' sie sich, ihr Kindlein auch erwärmen?

Im Dürsten nahm sie Eis in ihren Mund,
Bis es von ihrem Hauch geschmolzen war,
Im Hunger grub sie in dem harten Grund,
Und machte ihn zuvor des Schnees klar,

Ihr Hölzlein fand nach mancher bittern Stund
Die Wurzeln in dem Schooß der Erde baar;
Dann mußte sie des grimmen Frostes wegen
Die Händ und Arm' zur Wärme schnell bewegen.

Wie lang erschienen ihr die Winternächte!
Wie hat sie wohl nach Sonne aus gesehn,
Die ihr den lieben hellen Morgen brächte,
Das klare Licht, die Tagesstunden schön;
Wie rief sie an die Jungfrau, die Gerechte,
Ihr doch bei ihrem Kinde beizustehn,
Damit es ja zu ihr und Jesu Ehre
Ein frommes Cristenkind erfunden wäre.

Sie drückt es oft mit Zähren an die Brust,
Damit die Gliederlein ihm nicht erfrieren,
Und wenns vor Kälte zittern dann gemußt,
So konnte sie oft nicht den Schmerz regieren.
Es ist in wilder Wüst' all ihre Lust
Und fürchtet, es so schrecklich zu verlieren;
Du leidest mit mir, hat sie dann gesprochen,
Du wirst gestraft und hast doch nichts verbrochen.

Sie dachte wieder dann an Jesu Wunden
Und was er für der Menschen Sünd' erlitten,
Dann fühlte sie so Herz wie Geist gesunden,
Und muth'ger ward der Kampf alsbald gestritten: —
Also verschwanden ihr gar viele Stunden,
Und Monden, Jahre, unter brünst'gen Bitten
Und heil'ger Andacht, ihres Kind's Erziehen,
Indessen sieben Frühling auferblühen.

Einst lag sie da bei ihrer Höle knieend,
Die Augen starr zum Himmel hingewandt,
Da sieht sie aus der Höhe niederfliehend
Ein Engelsbild; er trägt in seiner Hand

Ein Crucifix, von Elfenbeine blühend,
Daran der Jesu Christ gekreuzigt stand,
Das Antlitz, die Gestalt so innig rührt,
Man sieht, daß Engel es gefigurirt.

Kein Auge sah das Bildniß ohne Thränen,
So schön gebildt war Christi großes Leiden,
Die Brust ward anerfüllt mit tiefem Sehnen
Inbrünst'ger Angst und goldnen Herzensfreuden:
Der Genoveva gab er diesen schönen
Geformten Christ, die Seele dran zu weiden;
Er sprach: ich bring' ihn aus den Höhn, den lichten,
Daß du vor ihm magst dein Gebet verrichten.

Und bist du nun zum Tode tief betrübt,
So schau mit Aug' und Herzen auf dies Kreuz,
Und wenn dich Drangsal um und um umgiebt,
So richte Flehn und Herze nach dem Kreuz;
Wann Ungeduld den Seelenfrieden trübt,
Denk deß Geduld, der dorten hängt am Kreuz,
Dann steht dies Kreuz als Schirm den Feinden vor,
Ein Schlüssel ist es zu des Himmels Thor.

So sprach er, und das Kreuz blieb vor ihr stehen,
Worauf er in den Himmelsglanz verschwand;
Es war ein Felsenaltar in der Nähen,
Worauf das Crucifix von selbsten stand,
Und Genoveva kniet in ihren Wehen
Demüthig nieder, kaum sich unterwand
Die Fromme zu dem Weltheiland zu beten,
So sehr ist sie bedrängt von seinen Nöthen.

Ihr ist als muß das Herz im Busen springen,
Doch wird sie noch in Liebe mehr verwundt,
Als sie vernimmt in leisen Tönen singen,
So heilig wie von einem Engelsmund;

Das Bild streckt seinen Arm in währenb Klingen,
Und drückt sie an die Brust zur selben Stund.
Nun war das Crucifix ihr ein'ges Heil,
Sie dient ihm, betet zu ihm alle Weil.

Im Sommer sucht sie Blümlein in dem Wald
Und schmückt es bunt, dazu mit grünen Maien,
So wie der Morgen kommt, so geht sie bald
Nach Blumen aus, läßt sich nicht Müh gereuen;
Doch kömmt der Herbst, nach ihm der Winter kalt,
So weiß sie auch das Bild noch zu erfreuen,
Mit Tannenreisern, wilden Distelblüthen
Und dunklem Laub, das die Wacholder bieten.

Einst kam der Schmerz in ihre Seele wieder,
Daß sie in Wüstenei hinausgestoßen,
Da setzte sie sich still zum Kreuze nieder
Und klagte, weil die Augen reichlich flossen:
O Crucifix, o Jesu Christe bieder,
Wie ist das Elend um mich her ergossen,
Daß ich als Ehebrechrinn dies erduldet,
Wodurch hab' ich so harte Pein verschuldet?

Da kam ein Stimmlein aus dem elfnen Bilde:
Was hab' ich, Genoveva, doch gesündet,
Daß man mich Menschensohn im Grimme wilde
Ans bittre Holz des schnöden Kreuzes bindet?
Daß man mich mitten in der Sündergilde
Als einen Uebelthäter sterbend findet?
Ich starb den Menschen Heil und Wohlfart gebend,
Und durch mein Sterben ihren Tod belebend.

Denn keiner aller, die auf Erden sind,
Kann durch sein Thun das kleinste Glück erwerben,
Und doch kann jedes sünd'ge Menschenkind
Durch seinen Tod des Himmels Leben erben;

Tod ist ihr Leben, und ihr Sehn ist blind,
Geboren werden sie in ihrem Sterben,
So wer für Gott und Tugend muß erdulden,
Kann diese Leiden nimmermehr verschulden.

Sein Dulden ist ein himmlisch Freudenreich,
Er zieht den Himmel in sein irdisch Herz,
Er deutet, wie man Gotte strebe gleich,
Er macht zur Seeligkeit den irdschen Schmerz;
Er wird entblößt an Himmelsschätzen reich,
Ein Cherubim wird schon sein irdisch Herz,
In ihn hernieder Morgenröthe regnet,
Die dort dem großen Morgenroth begegnet. —

Das kam wie Blumen um sie her entsprossen,
In denen Kinder lieblich tröstend lachen;
Das war wie Funken um sie ausgegossen,
Wie Schimmer, die den Regenbogen machen,
Wie Auferstehung, die ihr Herz genossen,
Wie Heil'ge, die zum jüngsten Tag erwachen.
Seitdem erlitt sie still mit Freudigkeit
Den Frost, die Blöße, Armuthseeligkeit.

Der Schmerzenreich erwuchs und lernte sprechen,
Das freute nun gar sehr die Mutter sein,
Sie sah, wie ihm Verstand nicht that gebrechen,
Sein kindisch Reden war ihr Freudenschein,
Doch mußt' ihr Glücke die Betrachtung schwächen,
Daß nackt daher zog dieser Knabe fein;
So mußten sie sich beid' in Blöße zeigen
Und deckten sich mit Moos und grünen Zweigen.

Da kam ein Wolf auf einmal hergegangen,
Im Maule trug er eines Schaafes Haut,
Die warf er vor dem Kinde und der bangen
Pfalzgräfinn hin, die innerlich ergraut;

Doch bald nimmt sie mit dankbarem Verlangen
Und wickelt Schmerzenreich in diese Haut;
So war er sicher vor dem schlimmen Frost,
Und so fand Genoveva ihren Trost.

Es wurde auch das Wild zur selben Zeit
Mit ihnen gar vertraulich und gemein,
Das liebe Kind hat daran manche Freud',
Daß sie um ihn so schön ergötzlich sein.
Er ritt auf seinem Wolf gar oftmals weit
In Wald, die Haasen liefen hinter drein,
Die Vöglein sich auf Hand und Häuptlein schwungen,
Erquickten ihn und sie, so wie sie sungen.

Gings Kindlein aus, um Kräuter aufzulesen,
So liefen auch die frommen Thierlein mit,
Und schieden ihm die guten von den bösen
Mit ihren Füßen, folgten jedem Schritt;
Dann kehrt' er freudig, war er aus gewesen,
Und brachte seiner Mutter Essen mit,
Dann lehrte sie ihn Vater Unser sagen,
Liebkosend in den schönen Sommertagen.

Doch sprach sie nie, von wem er sei entsprossen,
Damit er nicht zur Welt sich sehnte hin,
Und etwa die einfältigen Spielgenossen
Verachtete mit übermüth'gem Sinn: —
So sind nun sieben Jahre hingeflossen,
Und Genoveva hält es für Gewinn,
In dieser Wüst' zu bleiben, stets ihr eigen:
Sie wird sich dort mit ihrem Kindlein zeigen.

L. Tieck.

43. Sankt Reinold.

Sankt Reinold als Einsiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergessen hat er ganz und gar
Des Ritters Lust und Leben.
Er sucht sich seine Wahlstatt aus
Bei Köln, der Stadt am Rheine,
Daselbst zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünscht er noch alleine.

Der Bau war all sein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich:
Vollenden will er sehn das Werk,
Sodann nur sterben friedlich.
Schon sieht er, wie der Bogen springt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunst gelingt,
Ist fertig die Kapelle.

Vom Bauen ist Verdruß nicht weit:
Herr Reinold muß es büßen.
Die Knechte waren arge Leut',
Die lebten ihren Lüsten;
Der alte Ritter sich ihm regt
Ob diesem faulen Wesen,
Treulich mit Fäusten er sie schlägt,
Schilt sie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdrossen seid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wollust pflegen:
So seid ihr schlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen soll,
Daß sie zu Frommen taugen!" —

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang ist er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er sich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu schauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab sich selber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie sie ihn möchten fassen,
Bereden sich zu schlimmer That,
Weil sie sein Strafen hassen.
Faulheit vor allen in der Welt
Ist wohl die ärgste Sünde;
Der Böse fest den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reinold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder dar gegangen;
Beginnen die zu murren laut,
So sollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtsam, ihn zu umklammern;
Bis endlich, da er fällt zurück,
Schlagen sie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute:
Da flieh'n sie, wie vom Donnerschlag
Verrückt, in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn sogleich erkannten;
Erschrocken knie'n sie bei ihm hin,
Für ihn zu Gott sich wandten.

Prachtvoll ward er bestattet dann
Mit Singen und Geläute.
Die Fahne weht dem Zug voran
Der schwarzen Trauerleute;
Und in der schönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In schwarzer Farbe, brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handschuh ziert den Sarg,
Den Helmbusch sieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun wo er erschlagen war,
Auf dieser selben Stelle,
Ward aufgerichtet ein Altar;
Noch zeigt man die Kapelle.

F. von Schlegel.

44. Der getreue Eckart.

I.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: „Mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Freunde sind entwichen,
Die Knecht' entflohen seind.

Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann,
Wo bleibt der edle Degen
Eckart der treue Mann?

Er war mir sonst zur Seite
In jedem harten Strauß,
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen sein;
Mag nicht wie Knecht entlaufen,
Drum will ich sterben fein."

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwert in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne sein.

Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: „Gott sei gelobt!"
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Eckart ins Volk hinein;
Doch schwamm in rothem Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut.

Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben;
Dein Söhnlein ligt erstorben,
Kann dir's nicht wieder geben."

Der Eckart weinet fast,
Bückt sich der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann!
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an,

Weil wir dich, Fürst, erlösten
Aus deiner Feinde Hohn;
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn."

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„Dich, Held, muß ich verehren,
Spricht er, in Leid und Lust.

So treu bist du geblieben,
Da alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr;
Wenn ich mehr lohnen kunde,
Ich gäbe gerne mehr."

Als dies das Land erfahren,
Da freut sich jedermann.
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

II.

Es schwang sich auf sein Pferd
Eckart der edle Held,
Und sprach: „In aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgends Trost;
Der Fürst ist mir erbost,
Hat meinen Tod geschworen."

Da reitet er zu Wald,
Und klagt aus vollem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt.

„Die Menschen sind mir todt,
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

Kein Kind, das mich ergötzt;
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb keiner von den Dreien;
Der Liebste starb zuletzt."

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth;
Er reitet hin in Zorneswuth,
Als schon der Morgen tagte.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin in wildem Lauf;
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe,
Winkt sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

III.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden, dunklen Hain;
Da nahm der Helde bieder
Ihn auf die Schultern sein.

Er sprach: „Gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann."
Der sagte: „Auf der Erden
Muß man gar viel bestahn."

„Doch sollst du, sprach Burgund,
Dich freun, bei meinem Worte!
Komm ich nur erst gesund
Zu einem sichern Orte."

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf seinen alten Wangen;
Er sprach: Auf keine Weis'
Trag ich nach Lohn Verlangen.

„Es mehren sich die Plagen!
Sprach der Burgund in Noth;
Wohin willst du mich tragen?
Du bist wohl gar der Tod!"

Tod bin ich nicht genannt,
Sprach Eckart noch mit Weinen,
Du stehst in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich bescheinen.

„Ach wohl ist mir bewußt,
Sprach jener drauf in Reue,
Daß sündvoll meine Brust,
Drum zittr' ich, daß er dräue.

Ich hab' dem treusten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum steht er mir zum Feinde,
In dieser finstern Nacht.

Er war mir recht ergeben,
Als wie der treuste Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeih'n,
Ich fürcht', in diesen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain.

Das sagt mir mein Gewissen,
Mein Herze innerlich:
Die Kind' hab' ich zerrissen,
Dafür zerreißt er mich."

Der Eckart sprach: Empfinden
Muß ich so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden,
Und schwer gesündigt hast.

Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr,
Doch magst du mir vertrauen;
So krümmt er dir kein Haar.

IV.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht,
Er zeigt mit traurigen Geberden
Sein hochbekümmert Angesicht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth,
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„Allmächt'ger Gott! so schreit er laut,
Du bist es, den mein Auge schaut?

Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?"

So fährt der Burgund fort zu sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen:
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt.

Der Eckart leise zu ihm spricht:
„Der Schmach gedenk ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei,
Der Eckart war dir stets getreu."

L. Tieck.

45. Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
 „Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe!
 „Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
 „Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
 „Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
 Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
 Schwingt sich auf sein Roß;
Schickt zu seinen Mannen allen
 In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
 Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
 Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
 In der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name
 Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
 Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
 Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen
 Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
 Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
 Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an;
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ihm aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut.
„Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß;
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unerkannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte,
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein;

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang;
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal hernieder neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang;

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal hernieder neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Friedr. v. Schiller.

46. Der vermauerte Schatz.

Im Wald ist voll bemoster
Zertrümmerter Stein' ein Platz;
Dort stand das alte Kloster,
Dort liegt der vermauerte Schatz.

Auszog nach Morgenlanden
Ein Ritter wohlgemuth,
Und zu des Abtes Handen
Stellt' er sein Geld und Gut.

Bewahre meine Habe,
Vermaure meinen Schatz;
Und kehr' ich heim vom Grabe,
So zeige mir den Platz.

Der Abt war wohl ein schlauer,
Er nahm das Gut in Empfang,
Und baut davon die Mauer
Ums Kloster hoch und lang.

Und als es lang gedauert,
Nachhaus der Ritter kehrt.
Wo ist mein Schatz? — Vermauert,
Wie du es hast begehrt.

Nicht schlecht hab' ich gehandelt,
Dem Kloster zum Gedeihn,
Jedes Goldstück ist verwandelt
In einen Quaderstein. —

Der fromme Ritter fluchet,
Die Mauer reißt er um,
Sein klingendes Gold er suchet,
Und findet die Steine stumm.

Er glaubt nicht an den Wandel,
Er reißt das Kloster ein;
Da sah den guten Handel
Der Abt doch schlecht gedeihn.

Wie Käuzlein aus den Trümmern
Flogen die Mönchlein fort,
Aber zu Tode kümmern
Mußte der Abt sich dort.

O Ritter vom heiligen Grabe,
Was nun beginnest du?
Er zog am Bettelstabe
Wieder dem Grabe zu.

Er ist nicht wieder gekommen
Bis auf den heutigen Tag;
Und Niemand hat vernommen,
Wo einst sein Schlößlein lag.

Aber vom Kloster blieben
Die Kunden wol im Land,
In alter Schrift geschrieben,
Die man nicht recht verstand.

Nun gehn Schatzgräber graben
Am alten Klosterplatz,
Doch nie gehoben haben
Sie den vermauerten Schatz.

Es spielt im Abendschimmer
Durch's Mos ein röthlicher Schein;
Aber verwandelt nimmer
Wird in Gold das Gestein.

In seiner Nebelkutte
Sitzt um die Mitternacht
Der Abt auf dem Klosterschutte,
Wo er den Schatz bewacht;

Bis vom heiligen Grabe
Der Ritter wiederkehrt,
Die anvertraute Habe
Vom falschen Hüter begehrt;

Wenn mit dem Pilgerstabe,
Der das Grab hat berührt,
Er wiederkehrt vom Grabe,
Und fordert was ihm gebührt;

Wenn mit dem heiligen Stabe
Er berührt das Gestein,
Dann wird es, so krächzt ein Rabe,
In Gold verwandelt sein.

F. Rückert.

47. Der wilde Jäger.

Der Wild= und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß.
Laut klifft' und klafft es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang,
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Rischrasch! quer über'n Kreuzweg gings,
Mit Horridoh und Hussasa,
Sieh da! Sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht,
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist!
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“ —
Er rief's, schlug laut an seine Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten, sanften Muths,
Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren,
Und euch von jenem nicht bethören!" —

„Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,
Mit sechszehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen!"

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund! schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.
Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!"

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh'!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück der Herde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Mit Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen."

Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen;
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!“
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor= und rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urthel eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier,
Das Weh und Ach der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch, und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um veruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Im Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist;
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

G. A. Bürger.

48. Das Münster zu Straßburg.

Laß, o Herr, das Werk der Zeiten,
Das dein Hauch hat angereget,
Heut durch meinen Mund ausdeuten!
Großes Wort sich schwer beweget;
Schwer und langsam, wie die Steine,
Die, aus rauhem Fels gespalten,
Sich erheben zum Vereine
Und den hohen Thurm gestalten. —

Gott erschuf am zweiten Tage,
Der vom Wasser schied die Erde,
Zeugen dieser heil'gen Sage,
Felsen sich zum Opferherde.
Erwin sah die heilgen Zeugen
Drüben harrend an dem Rheine,
Und im Geiste ward ihm eigen,
Was ein Jeder sag' und meine:

Wie sie alle ihm gebieten,
Daß er sie hinüberführe,
Daß sie heilgen Dienst behüten,
Daß die heilge Kunst sie ziere,
Daß aus felsenfestem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche;
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durch Gebirge.

Seht! mit diesem Goldgewinste,
Den sie zu dem Rheine senden,
Regen sie der Menschen Sinne,
Wirken sie in fleiß'gen Händen,
Daß sie große Gaben schenken
Zu der großen Münsterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felsen im Gebirge

Erwin reißt mit schnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte schaue.
Zu der Wildnis jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt daß Wahrheit sich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er so zur Kirche,
Die der erste Christ erbaute
In dem wildesten Gebirge,
Daß er seinen Herren schaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einst ward geboren, —
Und das geht ihm über alles,
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell' aus Stabgeflechten
Ist mit Blumen reich verzieret, —
Und, was Andre bilden möchten,
Diesem Plan der Preis gebühret!
Nein, kein Tempel alter Zeiten
Kann entzücken, wie die Hütte:
Soll sich Dauerndes bereiten,
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einst gestanden,
Ist der Altar aufgerichtet:
Wo das Kind, die Hirten standen,
Hat der Morgen ihn umlichtet;
Und zwei Thürme, wo der Tauben
Keusch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben,
Der im Geist hoch oben thronet.

Unser guter Meister sinnet,
Daß der Bau in Stein sich gründet,
Bischof Konrads Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet;
Und Vergebung aller Sünden
Wird zu diesem Bau verliehen,
Jedem, der sich da wird finden
Treu und muthig im Bemühen.

Bischof Konrad wohl berathen
Kommt mit heilgem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geschickt die Gründungssteine;
Ringsum stehn die Arbeitsleute, —
Alle Geistlichen des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbst die Herren edlen Standes.

Als die Weihung ist vollendet,
Tritt der Bischof still zurücke;
Doch ein Streit hat bald geschändet
Dieser Sonne Gnadenblicke.
Wohl mit Recht ist lang verkündet,
Daß der Teufel sich bestelle,
Wo die Kirche wird begründet,
Seinem Dienste die Kapelle.

Eh der Bischof sie kann trennen,
Ist ein Kampf da ausgebrochen:
Brüder wild im Kampf entbrennen,
Und der eine ist erstochen.
„Wer hat diesen Streit entzündet?"
Ruft der Bischof mit Entsetzen;
„Neu sei dieser Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft ihr ihn netzen!"

Und es sprach der Mordgeselle:
„Wo dein heilger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenstelle
Stieß er mich wie einen Knaben!
Weiß, ich hab' den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergossen,
Doch es sei die Welt versühnet,
Ihr zum Heil sei es geflossen."

„Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei versteckte böse Quellen:
Stopft ihr nicht die Doppelwunde,
Werdet ihr den Thurm nicht stellen.
Ganz umsonst sind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ich's nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens."

„Eine Quelle will ich laben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir selber graben,
Daß das Wasser schaudernd weiche!
Dann erst ist der Thurm gegründet,
Und das Wasser ist bezwungen,
Und die Säulen, hoch verbündet,
Sind vom Sumpfe nicht verschlungen."

„Eilet euch, ihr starken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet!
Weh', ihr glüht wie Feuerbrände!
Erde reinigt, was sie schändet.
Seid begrüßt, ihr Rein'gungsquellen!
Schaudert nicht vor mir zurücke!
Ich umspanne eure Wellen,
Bin des Heiles feste Brücke."

Und der Bischof sieht zum Heile
Hier das Unglück ausgedeutet.
Viele Schuh tief grub in Eile
Dieser Mörder, und erstreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meister sich verbargen:
Sicher kann er Mauern stellen
Auf den Leichnam dieses Argen.

L. Achim von Arnim.

49. Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
(Euch, Schwäher, rühm' ich's ins Gesicht!)
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt im Marmelsteine fließen."
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

Erst dann, wie unter Moses' Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entströmet nur den Händen,
So diesen Gottesdom vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!" —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meisel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwald ersteht es wieder,
Das lebenreiche Saamenkorn;
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust, im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ewge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königinn der Frauen
Im Seraphimenkranze schauen,
An ihrer Brust den ewgen Sohn. —

Derweil zergrämt der andre Meister,
Vergebens forschend, seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn;
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixen, Aelfe schliefen.
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib! ich beuge mich."
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume;
Nun, Schwester, übt Barmherzigkeit!"

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen;
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell." —

Und kaum hat Jener Kund' empfangen,
So kömmt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmelgrab. —

Des Domes Meister naht im Grimme;
Er singt mit feierlicher Stimme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg' euch Thürm' in Zauberbande!
Hinunter Quell! verbürst im Sande!"
So sang der Meister und verschwand. —

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren, zwei gebrochne Herzen,
Die Thürme noch vom Kölnerdom:
Doch möcht ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen,
Und Geister hadern in dem Strom.

A. A. L. Follen.

50. Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart aneinander;
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht ihr, und werdet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer, sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen;
Und hin mir welket die Lust.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

F. B. de la Motte-Fouqué

---

51. Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußer'n zerfallenen Thor
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll?"

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entflohn,
So bog um die Epheu-Mauer
Die sorgende Schaffnerinn schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmer gebannt,
Nicht Ruh, nicht Rast gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen: sie sey ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen,
Und so ihn vom Leben befreit.

A. v. Chamisso.

52. Das Lied vom Ringe.

Es waren drei Soldaten,
Dabei ein junges Blut,
Sie hatten sich vergangen,
Der Graf nahm sie gefangen,
Setzt sie bis auf den Tod.

Es war ein wackres Mädelein
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zehen Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

„Gott grüß Euch, edler Herre mein,
„Ich wünsch Euch guten Tag,
„Ach! wollt ihr mein gedenken
„Den Gefangnen mir zu schenken,
„Ja schenken zu der Eh."

„Ach nein, mein liebes Mädelein,
„Das kann und mag nicht sein,
„Der Gefangne, der muß sterben,
„Gott's Gnad muß er erwerben,
„Wie er verdienet hat."

Das Mädel drehet sich herum
Und weinet bitterlich,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zwanzig Meilen,
Bis zu dem tiefen Thurm.

„Gott grüß Euch, ihr Gefangnen mein,
„Ich wünsch Euch guten Tag!
„Ich hab für Euch gebeten,
„Ich kann Euch nicht erretten,
„Es hilft nicht Gut noch Geld.“

Was hat sie unter ihrem Schürzelein?
Ein Hemdlein war schneeweiß,
„Das nimm, du Allerliebster mein,
Es soll von mir dein Brauthemd sein,
Darin lieg du im Tod.“

Was zog er von dem Finger sein?
Ein Ringlein, war von Gold,
„Das nimm, du Hübsche, du Feine,
„Du Allerliebste meine,
„Das soll dein Trauring sein.“

„Was soll ich mit dem Ringlein thun,
„Wenn ichs nicht tragen kann?“
„Leg es in Kisten und Kasten,
„Und laß es ruhen und rasten
„Bis an den jüngsten Tag.“

„Und wenn ich über Kisten und Kasten komm,
„Und sehe das Ringlein an,
„So darf ichs nicht anstecken,
„Das Herz möcht mir zerbrechen,
„Weil ichs nicht ändern kann.“

Aus des Knaben Wunderhorn.

---

53. Der verlorene Schwimmer.

Es wirbt ein schöner Knabe
Da überm breiten See,
Um eines Königs Tochter,
Nach Leid geschah ihm Weh.

„Ach Knabe, lieber Buhle,
„Wie gern wär ich bei dir,
„So fließen nun zwei Wasser
„Wohl zwischen mir und dir.

„Das eine sind die Thränen,
„Das andre ist der See,
„Es wird von meinen Thränen
„Wohl tiefer noch der See.“

Ja wie auf dem Pokale
Zum Spiel ein Lichtlein schwebt,
Wenn es beim hohen Mahle
Auf Königs Wohlsein geht;

So setzt sie auf das Wasser
Ein Licht auf leichtes Holz,
Das treibet Wind und Wasser
Zu ihrem Buhlen stolz.

Als er es aufgefangen,
Er rief aus voller Brust:
„Mein Stern ist aufgegangen,
„Ich schiff ihm nach mit Lust.“

Das Lichtlein auf den Händen
Er schwamm zum Liebchen her,
Wo mag er hin sich wenden,
Ich seh sein Licht nicht mehr?

Liegt er in ihrem Schooße,
Sein Lichtlein wendet ab?
Liegt er im Wasserschlosse
In einem nassen Grab?

Aus demselben.

54. Das römische Glas.

Stand ich auf einem hohen Berg,
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Sah ich ein Schifflein schweben,
Viel Ritter tranken drein.

Der jüngste, der darunter war,
Hob auf sein römisches Glas,
Thät mir damit zuwinken:
„Feins Lieb, ich bring dir das!“

„Was thust du mir zutrinken?
„Was bietst du mir den Wein?
„Mein Vater will mich ins Kloster thun,
„Soll Gottes Dienerin seyn.“

Des Nachts wohl um die halbe Nacht,
Träumt es dem Ritter so schwer,
Als ob sein herzallerliebster Schatz
Ins Kloster gangen wär.

„Knecht, sattle mir und dir zwei Roß,
„Mein Haupt ist mir so schwer,
„Ich leerte gar viel mein römisch Glas,
„Das Schiff ging hin und her:

„Mir träumt', ich hätt' eine Nonn gesehn,
„Ich trank ihr zu mein Glas,
„Sie wollt nicht gern ins Kloster gehn,
„Ihr Aeuglein waren naß.

„Halt an! Halt an am Klosterthor!
„Ruf mir mein Lieb heraus!“
Da kam die ältste Nonn hervor,
„Mein Lieb soll kommen heraus.“

„Kein Feinslieb ist hier innen,
„Kein Feinslieb kann heraus.“
„Und wenn kein Feinslieb drinnen ist,
„So steck ich an das Haus.“

Da kam Feinslieb gegangen,
Schneeweiß war sie gekleidt:
„Mein Haar ist abgeschnitten,
„Leb wohl in Ewigkeit!“

Er vor dem Kloster niedersaß,
Und sah ins tiefe, tiefe Thal,
Versprang ihm wohl sein römisch Glas,
Versprang ihm wohl sein Herz.

Aus demselben.

55. Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Ligt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund;
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wand'rer
Zu Abend da heran;
Zu ihnen trat ein and'rer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank:
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein.“ —

Der jüngste von den zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar; —
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.“

„Warum er das mußt' dulden,
Hat keiner noch gesagt:
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eig'ne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund.“ —

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort;
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort;
Der Alte sprach: „Mit Nichten!
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn!"

„Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht."

„Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt;
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust,
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust."

„Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz:
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn Alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück."

„Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt.“

„So dünkt mich, daß die Geister,
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab: —
Wir sehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt;
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.“

„Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt obenhin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn:
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin.“ —

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald.
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald: —
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich —
So sollen Wunderklänge
Erfreun euch alsogleich.“

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend, wie von Weiten,
Bald schwellend himmelan:
Wie Meereswellen brausen
Bricht's überall hervor;
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen;
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und, wie hinaufgezogen,
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

F. von Schlegel.

56. Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluten Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht. —

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken, dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Wiederschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt hinein.

W. Müller.

57. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da will ich spielen im grünen Hag,
Da will ich springen durch Thal und Höh'n,
Da will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheinet die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Goßmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Schlag miteinander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

G. Schwab.

58. Lenore.

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling uud Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattinn laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut.
Ach, aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.“

„Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“
„O Mutter! Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wiedergeben.“ —

„Hör, Kind! wie wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wenn Seel und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O, wär' ich nie geboren!
Lisch, aus mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden." —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! gings trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch, und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, Holla! Thu' auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?" —
„Ach, Wilhelm, du? . . . So spät bei Nacht? . . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?" —

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen."

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die eilf schon angeschlagen!" —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' in's Hochzeitbette." —

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! . . . Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen!
Die Kammer steht uns offen!"

Schön Liebchen schürzte, sprang nnd schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre, hurre, hopp hopp hopp!
Giengs fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land,
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? . . . der Mond scheint hell;
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"
„Ach nein! . . . Doch laß die Todten!" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!"

Still Klang und Sang — die Bahre schwand —
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kieß und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?" —
„Ach laß sie ruh'n, die Todten!" —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wenn wir zu Bette steigen!" —

Und das Gesindel, husch, husch, husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Gieng's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kieß und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! laß ruh'n die Todten!“ —

„Rapp! Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft —
Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp! Rapp! ich wittre Morgenluft —
Rapp! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf,
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“ —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber gieng der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
„Geduld, Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sey der Seele gnädig!"

G. A. Bürger.

---

59. Die Warnung.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;

Legt sein Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwei wilde rohe Buben.
Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch!
Was kauzt ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß!
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach, wie wird verwundert seyn,
All die werthe Christengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erst den Nepomuck
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen.
Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal,
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert auf's Fest,
Daß das Lachen kein einz'ger läßt,
Wenn sie zum Beten da knieen.

Der andre sprach: Wenns Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das beste.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was erbauliches werden.

Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beide riefen dann zugleich:
Kümmert euch, Duckmäuser, um euch!
Was soll das Gaffen und Horchen!

Der Wandersmann sagt nicht ein Wort,
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
Wenn ihr nicht die Frechheit laßt,
Sagten sie, solchen Heuchler-Gast,
Den muß man mit Schlägen verjagen. —

Mich schlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken.

Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner so wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen.

Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr auf's neu
Mit solchem kecken Spotte. —
Ja doch, da geschäh' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erstemal kreuzigen lassen. —

Ich weiß gewiß, ihr sprächt nicht so,
Wärt ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos,
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch die Himmel geschieht ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde. —

Ei seht, der macht uns glauben gar,
Er wär dabei gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen.
Sagt uns doch wie alt ihr seyd,
Daß ihr saht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht ist geschehen? —

Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreis't der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet noch weinet.

Ich war wie ihr von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.
Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt' die Menge,
Da hatt' ich vor den andern Hast,
Und stieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit Fäusten.

Geh', rief ich, Jesus! fort mit dir!
Zum Tod dich endlich schicke!
Der Heiland sah sich um nach mir,
Und sprach mit stillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern sollst nun du,
Und warten bis ich komme.

Dies Wort, dies Wort, dies eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.

Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin manchem zum Graun bekannt,
Der ewig wandernde Jude.

Der Fremdling sprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die Zwei das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hatt' er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

Zu spät zerknirscht sie's und gereut's,
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

A. W. v. Schlegel.

60. Der alte Müller.

Es wüthet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk' erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand,
Er steht an der Felswand schwindlichem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
Und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

„Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues, verkünd' es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
Du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Thoren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ihr Thoren, ihr Thoren! die fasset ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du auch bringest, vollend' es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maaß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!“

Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal,
Und schleudert zerschmettert ihn tief in das Thal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle zerbrechlicher Bau;
Und Wogen von Sand bedecken die Au'.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

A. v. Chamisso.

---

61. Der todte Müller.

Die Sterne über'm Thale stehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.

Ich steig hinab den Felsenstein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit ist am Ziele!"

In Müllers Kammer tret ich nun,
Starr liegt des Greisen Hülle,
Es stockt sein Herz, die Pulse ruh'n,
Und draußen auch wird's stille.

Die treuen Lieben weinen sehr,
Still bleibt sein Herz und kühle,
Die Wasser fließen wohl daher,
Still aber steht die Mühle.

J. Kerner.

62. Der Fischer.

I. Der Fischfang.

Ein Fischer hat gefangen
Einen Fisch zum Abendbrot;
Auf dem Kopfe thät ihm prangen
Eiu Krönlein goldenroth.

„Ach, Fischer, laß mich leben;
Schenk' dir eine Perlenschnur!"
Du hast nichts zu vergeben,
Da du ein Fisch bist nur.

Er ist zum Feu'r gesessen,
Und briet den Fisch am Heerd;
Als er ein Stück gegessen,
Da ward sein Herz beschwert.

Es schaut mit grünen Augen
Nach ihm im ganzen Haus,
Und tausend Zungen saugen
Ihm Blut am Herzen aus.

Es treibt ihn zu den Wässern
Allunaufhörlich hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Zum Lande wieder hin.

Die Nachbarn laufen und fragen:
Was fehlt dem Fischersmann?
Die Nachbarn ihn beklagen,
Niemand ihm helfen kann.

II. Fischers Traum.

Und als der Schiffer zu Bette
Schlummern geleget sich,
Da rauscht es unterm Brette
Des Bettes schauerlich.

Es hebt ein Haupt in Haaren,
Schilfstarrend, sich empor;
Ein Leib mit wunderbaren
Korallen kommt drauf hervor.

Die Nixe mit wasserblauen
Augen und bleichem Mund
Hebt auf die langen, grauen
Finger, und thut ihm kund,

Was er an ihr verbrochen —
Weinet und ächzt vor Schmerz:
„Du hast meinem Oehm gestochen
Blutig das Messer in's Herz!

Du hast meinen Oehm geschlachtet,
Zauber hüllte ihn ein;
Dafür sollst du verschmachtet,
Elend und jammervoll seyn!

Meine Vettern sind die Hechte,
Muhme ist mir die Forell',
Die Gründlinge sind meine Knechte;
Kommt! Kommet über die Schwell'!"

Da plätschert, brauset und rauschet
Wogend unendliche Flut;
Es schnalzt und schnappet und lauschet
Grimmig die schwimmende Brut.

Da züngeln die wilden Gespenster!
Schreiend fährt er empor;
Der Tag sieht klar in die Fenster,
Fort ist der gräuliche Chor.

Nun treibt's ihn zu den Wässern
Wieder beständig hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Uferwärts wieder hin.

Und kommt der Abend, und schlossen
Fischers Augen sich kaum,
Kommt auch gerauscht und geflossen
Wieder der gräßliche Traum.

Er hat das Aengsten und Bangen
Länger ertragen nicht;
Sie sahn am Dache ihn hangen
Morgens im frühesten Licht.

K. Immermann.

63. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
„„Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen,
Was Er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rumdidum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!““
Aber sieh! das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!““
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

C. Brentano.

64. Die Weihe.

Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demuthvoll dahingesunken.

O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieser Schwelle knieen,
Wollest nimmer mich verstoßen
In die Welt so kalt und sündig.

O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken;
Süßes Lächeln mild umspielet
Deines Mundes heil'ge Rosen.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluthen glühend.

O Madonna! hör' mich heute,
Gnadenvolle, Wundereiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen. —

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell' sind auf einmal entschwunden;
Knabe nicht wußte wie ihm geschehn.
Hat alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strale;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und sieh vom blonden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn! —

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Flammen wogen
Feurig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder,
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtgluth ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrthe ewig blühet.

H. Heine.

65. Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Gieng ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise,
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht,

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse seyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

J. W. v. Göthe.

66. Mährchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie,
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.

Die erste sprach behende:
„Ja, lächle' nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich."

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt."

Da ward in's Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst wo Spindeln sind;
Nein in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau:

In Gang, Gebärde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter giengen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Ofterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie giengen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön;
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.

Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein.
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?“

„Man nennt mich, schönes Liebchen!
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schooß.

Lange, lange Lehrgedichte,
Die spinn' ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,
Die haspl' ich schnellerweis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung.“

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;

Und an der morschen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein,
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben,
Da spann sich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
In's Waldgebirg davon;

„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß."

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor,

Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm;
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.

Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust:
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Die Alte sitzt noch immer,
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

L. Uhland.

67. Das Lied vom Thrym.

(Thrymsquida.)

Zornig war Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend einer,
Noch hoch in dem Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

Sie giengen zum herrlichen
Hause der Fraya,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Fraya,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt."

„„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben.""
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte;

Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

„Wie stehts mit den Göttern?
Wie stehts mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

„„Schlecht stehts mit den Göttern,
Schlecht stehts mit den Elfen, —
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thors.""

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief;
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau mir heim."

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.

Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle,
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit?
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde:
Oft im Sitzen gestört
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

„„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit:
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau ihm heim.""

Sie giengen, zu fragen
Fraya, die herrliche,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Fraya,
Wir beide wir reisen
Nach Riesenheim."

Zornig ward Fraya,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Pallast
Der Götter erbebte,
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:

„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reis'ten
Nach Riesenheim."

Rasch kamen die Götter
Zum Rathe zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zu reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thors
Zu holen gelänge.

Da hub Heimdall an,
Der hellleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;

„Klug laß er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hochgethürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein."

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an."

Da hub Loki an,
Loveyia's Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten;
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell.“

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch gethürmt.

Da hub Loki an,
Loveyia's Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim.“

Hastig die Hirsche,
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschürt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! auf, ihr Riesen!
Bereitet die Bänke!
Nun führt mir Fraya,
Die Frau, herein!"

Heim kamen die Farren,
Die goldgehürnten,
Die schwarzen Rinder,
Den Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Fraya
Zu freien annoch."

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen was Süßres
Sonst gab für die Frauen,
Er trank wohl des Methes
Drei Maaße allein.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du die Bräute
Hungriger je gesehn?
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je gesehn,
Nie Mägdlein des Methes
Mehr genießen als sie."

Saß Loki dabei
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten Nichts
Genossen hat Fraya,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

Thrym lüftet' das Leinen,
Aus Lust, sie zu küssen;
So weit der Saal war
Ward zurück er geschreckt:
„Wie sind doch furchtbar
Frayas Augen,
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu sehn!“

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

Da trat in den Saal Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt:
„Ich reiche die rothen
Ringe dir dar,
Verlangt' dich in Lust
Nach Frayas Liebe,
Nach Frayas Liebe
Und freudiger Huld?“

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,
Leget den Miöllner
Der Maid in den Schooß;
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein.“

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

Da traf er auch Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt;
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für tönende Ringe
Der tödtende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

Aus dem Isländischen der älteren Edda
von A. v. Chamisso.

68. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm.
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

W. v. Göthe.

69. Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr. —

Derselbe.

---

70. Der Gefangene.

Wen schleppt zum Königsschlosse vom Ozean
Die jähen Felsenstiegen man dort hinan?
Das ist in Eisenbanden Harald, der Held,
Sie haben zehn den einen zuletzt gefällt.

Im hohen Saale thronet der Königsgreis,
Um ihn die Helden alle, ein stolzer Kreis;
Sie rufen dem Gefangnen gewaltig Hohn:
„Vernichtet und entmannet, o Högnes Sohn!

„Wo ist die Eisenstärke, die Aasen glich,
Der Trotz des Felsenherzens, das Keinem wich,
Das Schwert an Ruhm, an Siegen, an Narben reich,
Die Zunge scharf und feurig, dem Schwerte gleich?“

„„Gefangen heißt gestorben, die Stärke brach,““
Demüthig der Gefangne und seufzend sprach;
„„Doch wolltet ihr mir reichen ein Horn mit Wein,
Das würde Glück und Freiheit und Ruhm mir seyn.““

„Das Wunder wollt' ich schauen!“ Voll bis zum Rand
Der König reicht ihm selber das Horn zur Hand.
Das trank in dreien Zügen der Helde leer:
„„Habt Dank! und weiter wünschet Harald nichts mehr.““

Und mit der scharfen Kante gewaltiglich
Entzwei die Heldenstirne, die hieb er sich;
Roth schoß das Blut in Wellen, den Bifroststeg
Ging er, zu Odins Auge den kühnen Weg.

„„Da nehmt die armen Scherben! wie wähntet ihr
Zu früh die Kraft erstorben im Herzen mir?
Den athmend nichts bezwungen, nicht Lust, nicht Pein,
Frei geht er, ob gefesselt, in Walhall ein.““

Ernst sah zur Erde nieder der Königsgreis:
„Wer wähnte ihn bezwungen?“ still schwieg der Kreis.
„Laßt ehren uns den Todten! mit Schild und Speer
Den Freien senkt in's freie, in's große Meer.“

Ch. Matzerath.

---

71. Der Stromgeiger auf Starkodders Grabe.

Der Mond ist aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geschlagen,
Mit hunderttausend Wagen
Rennt hell das Sterngespann;
Da taucht er aus den Fluten
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß still die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm strahlt sein Haar in Gluten,
Ihm klirrt ein Schwert zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er ist ein stolzer Mann.

Er schwingt sich hoch mit Sausen
Empor zum Felsenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwert;

Und dumpfe Schrecken brausen
Die schwarzen Wellen alle
Aus seines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.

Er ruft mit heller Stimme:
Thu auf, Gesell der Jugend!
Mich lüstet deiner Tugend,
Thu auf dein Felsenbett!
Nicht lang, es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
„Wer ist der Schalk, der meine
Ruhstätte stören geht?
Ich lob' ihm: ich erscheine
Auf leichter Geisterschwinge —
Weh ihm, — wenn meiner Klinge
Er nicht gerüstet steht!"

Drauf klingt der Felsenboden
Gleich einem gläsern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerspringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Den Stahl in seiner straffen
Faust, der durch Helme dringt.
Es wächst ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeister fechten,
Und Zorn vom Himmel klingt.

Laß ab, mit mir zu streiten!
Wir sind ja Waffenbrüder,
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenschwert!

Dein Zorn macht Helden grauen:
O laß dich friedlich schauen,
Starkodbur, kühner Degen,
Du erster Kämpfer werth!

O, gib mir deine Rechte,
Dem alten Streitgenossen!
Ich sang viel tausend Nächte
Seit deinem langen Schlaf;
Manch Wasser ist geflossen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falschen Zwerge
Der böse Zauber traf.

Nun muß ich einsam spielen
Dem leichten Nachtgesindel
Dreihunderttausend Sommer
Aus tiefem Wassergrund.
O, laß die Hand mich fühlen,
Verflucht von mancher Spindel,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter überm Grund.

Und jener schlägt in Freuden
Auf ihn die dunkeln Blicke,
Und neiget mild das Eisen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So stehen da die Beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: „Ich muß reisen,
Woher ich kommen bin."

Und plötzlich sank er nieder
Zurück zum harten Steine,
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finstern Nacht;
Es schloß der Stein sich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod ans Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger schlägt die Saiten,
Er schlägt die goldnen Töne:
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht.
Und süße Thränen gleiten
Den längst begrabnen Zeiten,
Und in dem grauen Busen
Blüht Alles frisch erwacht.

Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht;
Sie tanzten, bis mit hellen
Gesängen Vögel klangen:
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Lied vollbracht. —

E. M. Arndt.

---

72. Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor,
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund gekommen," sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sey die Sachsenkrone, dein sey das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sey den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

K. E. Ebert.

---

78. Die Nordischen Schwimmer.

I.

Sonne wärmt des Meeres Busen,
Welcher schwillt um Nidaros:
Allwo Norwegs Heldenwunder,
Olaf, haust im hohen Schloß.

Island-Schiffe, ferngeladen,
Sind im Hafen aufgestellt:
O wie harrn die kühnen Segler,
Ob ein Ost die Segel schwellt!

Schau, Kiartan! (sprach der Hallfred,
Jener Skalde kühngemuth)
Spielet edler Schwanennacken
Silber dort in blauer Fluth?

Oder ist's der Asa=Reigen,
Dort im feuchten Himmelblau?
Sieh sie tragen ihrer Brüste
Stolz gewölbten Marmorbau!

Solch ein wundervolles Schwimmen,
Solche Leiber sah ich nie!
Einer trägt den Preis der Schönheit,
Dem die Kunst den Kranz verlieh.

Gleich der Abendsonne, taucht er
Mit dem Rosen=Angesicht:
Taucht empor in blonden Locken,
Gleich dem goldnen Mondenlicht."

„Auf! versuch ihn! (sprach Kiartan)
Jenen, dem das Lob gebührt;
Auf, o Hallfred, der die Goldharf'
Und das Schwert und Steuer führt!"

„Du versuch' ihn! (sprach der Skalde)
Kampf gebührt mir nimmerdar
Vor dem Schönsten, vor dem Kühnsten,
Welchen Island je gebar." —

II.

Aus Kiartans Wange sprühet,
Aus dem Auge kühne Gluth:
Schärp' und Mantel abgeworfen,
Springt der Jüngling in die Fluth.

Wie ein Schiff mit vollem Winde,
Schwimmt er zu den Thröndern an:
Faßt am weißen Fuß den Besten,
Wie der Wirbel faßt den Kahn.

Lange weilen sie begraben
In der ringsgeschlossnen Gruft:
Bis die Brust der edeln Schwimmer
Dürstet nach der süßen Luft.

Auf getaucht, und wieder unter,
Lange, länger als zuvor:
Endlich tauchen Beid' ermattet,
Beide siegeslos, empor.

Wie sich aus dem Kelch des Meeres
Hub der goldne Lockenstrauß:
Von beklemmter Brust der Freunde
Brach ein hoher Jubel aus;

Doch als sie zum dritten Kampfe
Sich umschlingen, Brust an Brust;
Da verstummt der Freude Jubel,
Und in Angst erstirbt die Lust. —

„Hat ein Fels ihr Haupt zerschmettert?
Riß ein Hai sie niederwärts?"
Hülf- und rathlos spähn die Tapfern,
Bang und bänger pocht das Herz.

Ganz enthüllt die edlen Glieder,
Schleicht der Skalde längs dem Strand:
„O Kiartan! um mein Leben
Böt' ich rettend Dir die Hand!

Weh dem Tag, da ich dich reizte
Nach dem frevelkühnen Ziel!
Immer muß ihn Island klagen
In der Heldenharfe Spiel!" —

Aber drunten, siegesdurstig
Hält das Paar, mit festem Griff,
In dem Arm die Brust des Andern,
Mit der Faust ein Felsenriff.

Endlich, denkt der Islands-Kämpfer,
Sei, emporzutauchen, Zeit,
Läßt das Riff, und reckt sich mächtig,
Daß er sich der Haft befreit.

Doch der Thrönder drückt und hält ihn,
Wie den Grund ein Anker faßt:
Bis, mit seiner Kraft, der Herzschlag
Schier versagt dem kühnen Gast.

Plötzlich mit gewalt'gem Fuße
Schlägt der Thrönder dann die Fluth,
Aufwärts schießt er und begrüßet,
Siegesfroh, des Tages Gluth.

O, des Jubels, da die Theuren
Fuß gefaßt am festen Strand!
Sie verruhn die kalten Glieder
In dem warmen, weichen Sand.

III.

Lang einander gegenüber
Saß das Paar, und Keiner sprach;
Bis der Normann, freundlich blickend,
Hingewandt, die Stille brach:

Deinen Namen, deine Heimath
Wüßt' ich gern, o Heldensohn! —
„In der Heldenheimath Island
Wohnt Kiartan Olafsson."

Bist wohl auch in andern Künsten,
O Kiartan, also werth?
Kannst du schirmen, kannst du schlagen
Ritterlich mit Schild und Schwert? —

„Wasserspiele, Knabenkünste
Halt' ich keiner Frage werth:
Männern ziemet Frag und Antwort
Mit der Lanze, mit dem Schwert." —

Hast du nichts an Mich zu fragen?
Ob du Kämpfer-Sitte weißt?
Ormar fragt Hialmars Namen,
Deren Bund der Skalde preist. —

„Mich gelüstet, statt der Kunde,
Wie der Fische König heißt;
Wen in grauer Speere Wetter
Othin's rothe Zunge preist." —

Wohl, Kiartan, Islands-Perle!
Wahres rühmt der Skalden Mund:
Denn an Heldenkraft und Schönheit
Ward, wie Du, mir Keiner kund.

Deß' zum Pfand, o Freund Kiartan!
Deß' zu minniglichem Lohn,
Beut Dir seinen Purpurmantel
— König Olaf Trygguason.

A. A. L. Follen.

94. Edward.

Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und 's war so stolz und treu — O!

Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter! Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!

Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder sehn — O!

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind?
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, lass' sie betteln drinn,
Ich seh' sie nimmermehr — O!

Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr riethet's mir! O!

Aus dem Schottischen in Herder's
Stimmen der Völker.

---

75. Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet von Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad, und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth.“

Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei,
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und zittert mein Herz in der Brust.“ —

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!“ — rief er — „ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

„Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth!
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag,
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte seinen Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, thu mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Leben lang.“

L. Uhland.

76. Die Chevy-Jagd.

Der Percy aus Northumberland
Einen Schwur zu Gott thät er,
Zu jagen auf Chiviats Bergen
Drei Tag' lang rings umher,
Zum Trutz dem Ritter Duglas,
Und wer je mit ihm wär'.

Die fettsten Hirsch' in ganz Chiviat
    Sprach, wollt' er schießen und führen ihm
        weg: —
Mein' Treu! sprach Ritter Duglas,
    Ich will ihm weisen den Weg.

Der Percy dann aus Banbrow kam,
    Mit ihm eine mächtige Schaar:
Wohl fünfzehnhundert Schützen kühn
    Aus drei Bezirken dar.

Es begann am Montag Morgen,
    Auf Chiviats Hügeln hoch:
Das Kind wehklagt's noch ungebor'n!
    Es ward sehr jammrig noch.

Die Treiber trieben durch den Wald,
    Zu regen auf das Thier:
Die Schützen bogen nieder sich
    Mit breiten Bogen Klirr.

Dann das Wild strich durch den Wald
    Dorther und da und hier:
Grauhunde spürten in Busch und Baum,
    Zu springen an das Thier.

Es begann auf Chiviats Bergen,
    Am Montag Morgens früh:
Da 's eine Stund' Nachmittag war,
    Hatten hundert Hirsche sie.

Sie bliesen Tod auf'm Feld umher,
    Sie trugen zusammen schier:
Zur Niederlag' der Percy kam,
    Sah das erlegte Thier.

Er sprach: „Es war des Duglas Wort,
Mich heut zu sprechen hier;
Doch wußt' ich wohl (und schwur zu Gott)
Er würd' nicht kommen mir."

Ein'n Squire dann aus Northumberland
Zuletzt er ward gewahr,
Der Ritter Duglas zog heran,
Mit ihm ein' große Schaar.

Mit Hellepart und Speer und Schwert,
Zu schauen weit und breit,
Wohl kühn're Leut' von Herz und Hand
Hat nicht die Christenheit.

Wohl zwanzighundert Speeresleut',
Ohn' ein'gen Fleck und Fehl;
Sie waren geboren längs der Twid',
Im Zirk von Tiwidähl.

„Laßt ab vom Thier, der Percy sprach,
Nehmt eurer Bogen wahr;
Nie hattet ihr, wie jetzt, sie noth,
Seit euch die Mutter gebar."

Der feste Duglas auf dem Roß
Ritt seinem Heer voran:
Seine Rüstung glänzt, wie glühend Erz,
Nie gab's einen bravern Mann.

„Sagt, sprach er, was für Leut' ihr seyd?
Oder wessen Leut' seyd ihr?
Wer gab euch Recht, zu jagen
In meinem Revier allhier?"

Der erste Mann, der Antwort gab,
War Percy hastig schier:
„Wir wollen nicht sagen, wer wir sind,
Oder wessen Leute wir;
Aber jagen wollen wir hier im Forst
Zu Trotz den deinen und dir.

Die fettsten Hirsch' in ganz Chiviat
Haben wir geschossen und führen sie weg."
„Mein' Treu, sprach Ritter Duglas,
Ich will euch weisen den Weg."

Dann sprach der edle Duglas,
Zum Lord Percy sprach er:
„Zu tödten diese unschuld'ge Leut',
Das wär' ja Sünde schwer.

Aber Percy, du bist ein Lord von Land,
Und ich vom Stande dein:
Laß unsre Leut' beiseit hier stehn,
Und wir zwei fechten allein."

„Nun straf mich Gott! der Percy sprach,
Wer dazu Nein! je sag'!
Mein' Seel', du wackrer Duglas,
Sollt' nie erleben den Tag.

In England, Schottland, Frankreich
Hat keinen ein Weib gebor'n;
Dem, helf mir Gott und gutes Glück!
Ich nicht gleich trete vorn."

Ein Squire dann aus Northumberland,
Withrington war sein Nam',
Sprach: „soll man's in Süd-England sag'n
König Heinrich an mit Scham?

Ihr zwei seyd reiche Lords, und ich
Ein armer Squire im Land;
Und soll meinen Herrn da fechten sehn,
Und stehn voll Scham und Schand?
Nein, traun, so lang' ich Waffen trag',
Soll fehlen nicht Herz und Hand."

Den Tag, den Tag, den grausen Tag,
Es ward noch blutig sehr;
Aus ist mein erster Sang hier.
Und bald sing' ich euch mehr.

Zweiter Theil.

Der Engländer Bogen war gespannt;
Ihr Herz war tapfer genug;
Der Schuß, den erst sie schossen ab,
Wohl vierzehn Schotten er schlug.

Bei'n Schotten war Graf Duglas,
Ein Feldherr tapfer genug;
Bei Gott! und zeigt's wohl überall,
Wo er Weh und Wunden schlug.

Der Duglas, wie ein Feldherr stolz,
Theilt dreifach ab sein Heer;
Sie brachen hinein an jeder Seit'
Mit mächt'gem Lanzenspeer.

Durch unser englisch Schützenvolk
Gab's manche Wunde tief;
Manch wackrer Mann zum Tode sank,
Der wohl nicht Freude rief.

Engländer ließen die Bogen seyn,
Und zogen ihr Schwert, das glitzt:
Ein graus Gesicht war's anzuschaun,
Wie's auf die Helme blitzt.

Durch reichen Helm und Panzer hart
Es schneidig hieb und drang:
Wohl mancher, der war keck und kühn,
Zu ihren Füßen sank.

Auf's letzt der Duglas und Percy
Zusammentrafen hart,
Sie hieben frisch mit Meilandstahl,
Daß beiden heiß es ward.

Die zwei sie waren die Männer recht,
Wie Schlossen auf Schlossen es gab!
Bis Blut aus ihren Helmen sprang,
Als regnet's Blut herab.

„Halt ein, du Percy, Duglas sprach,
Ich bring dich, nimm mein Wort!
Zum König James in Schottland
Mit Grafenwürde dort.

Sollt deine Lösung haben frei,
Ich rath' dir, nimm es an:
Denn unter allen, die ich bezwang,
Bist du der bravste Mann."

„Nein, nimmer, sagte Lord Percy,
Mein erstes Wort dir's war,
Daß nie ich weiche einem Mann,
Den je ein Weib gebar."

Mit dem, da kām ein Pfeil so schnell
Von starker Schützen Einem;
Er hat getroffen den Graf Duglas
Ins Brustbein tief hinein.

Durch Leber und durch Lungen beid'
Der scharfe Pfeil ihm drang,
Daß nimmer er mehr als dieß Wort sprach
Sein ganzes Leben lang:
Fecht't zu, fecht't zu, meine wackre Leut',
Mein Leben, es ist vergangen."

Der Percy lehnt sich auf sein Schwert
Und sah, wie Duglas blich:
Er nahm den Todten bei der Hand,
Sprach: „Mir ist weh um dich!

Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
Wollt' theilen gern mein Land:
Denn bessern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nord= England."

Von allen sah's ein schottischer Ritter,
Hew Montgomri hieß er;
Er sah den Duglas sinken
Und griff zum starken Speer.

Er jagt hinan auf einem Korsar
Durch hundert Schützen hin:
Er stand nicht still und säumte nicht,
Bis er kam zu Lord Percy.

Er setzt hinan auf Lord Percy
Einen Stoß, der war so schwer,
Mit sicherm Speer von starkem Baum
Percy durchbohrte er.

Am andern End', daß ein Mensch konnt' sehn
Ein' Elle lang den Speer:
Zwei beſſ're Männer, als sanken hier,
Hatt' nirgend ein Land nicht mehr.

Ein Schütze aus Northumberland
Sah fallen den Lord Percy;
Er hatt' einen Bogen in der Hand,
Der Bogen trügt' ihm nie.

Einen Pfeil, der war einer Elle lang,
Am harten Stahl schliff er;
Einen Schuß setzt' er auf Montgomri,
Der war wohl scharf und schwer.

Der Schuß, gesetzt auf Montgomri,
Traf mit so starkem Stoß.
Die Schwanenfeder an dem Pfeil
Vom Blut seines Herzens floß.

Da war kein Mann nun, der wollt' fliehn,
Zum Treffen jeder fährt:
Sie hieben einander mächtiglich
Mit beulenvollem Schwert.

Die Schlacht begann in Chiviat
Eine Stund' vor Vesperzeit;
Und als die Abendbetglocke klang,
War noch das Ende weit.

Sie nahmen einander bei der Hand
Erst bei dem Mondenlicht:
Sie hoben einander auf, und stehn
Konnt' mancher, mancher nicht.

Von fünfzehnhundert Schützen kamen
Nach England zwei und fünfzig,
Von zwanzighundert Speerleut' kamen
Nach Schottland fünf und fünfzig.

Die andern lagen all' erschlagen,
Oder konnten aufstehn nicht:
Das Kind wehklag's noch ungebor'n
Die Jammerklaggeschicht'.

Da lagen erschlagen mit Lord Percy
Johann von Aggerston,
Der schnelle Roger Hartley,
Wilhelm der kühn' Heron.

Georg, der wackre Lowli,
Ein Ritter groß von Nam';
Auch Raff, der reiche Rugby,
Sie lagen all' beisamm.

Um Withrington mein Herz ist weh,
Er war so keck und kühn,
Als seine Füße zerhauen waren,
Er focht noch auf den Knie'n.

Da lagen erschlagen mit Graf Duglas
Sir Hew von Montgomri,
Der wackre David Lewdal,
Sein Schwestersohn lag hie;

Mit ihm auch Karl von Murrei,
Der keinen Fußtritt wich,
Hew Marwell, auch ein Lord von Land,
Mit Duglas er erblich.

Früh Morgens trugen sie sie auf Bahren
Von Birken und Haseln weg:
Wohl manche Wittwe weinend kam,
Trug ihren Ehmann weg.

Tiwdale mag weinen lautes Weh,
Northumberland klag' sehr:
Zwei Feldherren, als hier fielen,
Sieht diese Grenz' nicht mehr.

Botschaft kam nach Edenburg
Zu Schottlands König an:
„Sein Markgraf Duglas sey erschlagen,
Erschlagen auf Chiviaths Plan."

Die Händ' er rang, er rang sie sehr,
Rief: „weh! ach weh ist mir!
Solch' andern Feldherrn find' ich nicht
Im ganzen Schottland hier."

Botschaft kam nach London
Zu König Harri an:
„Sein Markgraf sei erschlagen,
Erschlagen auf Chiviats Plan."

„Sei Gott mit seiner Seele!" sprach
König Heinrich schnell darein;
„Ich hab' wohl hundert Feldherrn
,Wie Er im Reiche mein;
Doch Percy, als ich's Leben hab',
Sollt du gerächet sein."

Wie unser edler König da
Zu Gott thät Königs Schwur,
So gab er die Schlacht zum Humbledown
Percy zu rächen nur.

Wo sechs und dreißig schott'sche Ritter,
An einem Tag erschlagen,
Zu Glendal unter Waffenglanz
Im Feld darniederlagen.

Dieß war die Jagd von Chiviat,
So ward das Necken Zorn,
Die Alten zeigen noch den Ort
Der Schlacht bei Otterborn.

Aus dem Englischen in Herder's
Stimmen d. V.

77. Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen,
Es sieht mich an mit flehender Geberde

Das stumme Bild, und bringt mich noch zu sprechen!
Warum, o Erde! hatt'st du keinen Mund,
Und warst so träg, die Frevelthat zu rächen?

Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit stummem Glanz erfüllen,
Ist das Verbrechen auch mit euch im Bund?

Kann nur der Mensch, was er gesehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein falscher Eidschwur und ein feiger Willen?

Laß mich nicht sterben, Gott, in meinen Sünden!
Nimm diese Last von der gedrückten Seele,
Und laß dies Blatt den rechten Leser finden!

Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich gesehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Gräuelthat verhehle! —

Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann kräft'ger der Gedanke sich entzündet,
Als einsam ich beim Wort des Herrn gewacht,

Auf daß am nächsten Morgen ich's verkündet';
Als unversehns zwo dräuende Gestalten,
(Wie es geschehn, hab' ich noch nie ergründet)

Indem ich sinnend sitze, vor mir halten,
 Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
 Wo wart ihr da, ihr schirmenden Gewalten?

War abgewendet eure heil'ge Rechte,
 Dem Frommen eine feste Burg und Mauer
 Vor bösem Anlauf und Gefahr der Nächte?

Schon sank ich in des sichern Todes Trauer;
 Die Seele wandte sich zum ew'gen Lichte,
 Die Glieder aber löste kalter Schauer;

Doch während so das Härt'ste ich erdichte,
 Das Aeußerste zu dulden schon mich rüste,
 Geschah es mir, wie ich wahrhaft berichte.

Es ist ein Ort nicht fern der Meereskküste; —
 Verwittwet steht der Kirche alt Gemäuer
 In des Gefildes dürrer, sand'ger Wüste,

Seit Gottes Hand an eines Sonntags Feier
 Das alte Dorf durch Sturm und Meeresbraus
 Bedeckte mit des Sandes dichtem Schleier.

Dahin zu kommen in dem nächt'gen Graus
 Befahl der Eine: „Willst die Glieder laben,
 So folge mir zum späten Hochzeitschmaus!

Du kannst das wohl nicht alle Tage haben!"
 Der Andre sprach: „Nimm dieses Gold und eile!
 Wo nicht, so bist du morgen schon begraben!"

Indem ich mich bedenkend noch verweile,
 Werd' mit Gewalt und Dräu'n ich fortgezogen;
 Der Weg ist wohl von einer halben Meile.

Die Sterne standen an des Himmels Bogen,
 Sonst war die Nacht von keinem Lichte heiter,
 Und fernher tosten dumpf die Meereswogen.

Doch unsres Weges einz'ger sichrer Leiter
War ferner Laut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn schnell durch's Dunkel gingen die Begleiter.

Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reise, hielten die Gefährten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.

Sie sprachen miteinander durch Geberden,
Drauf gaben sie den Augen eine Hülle,
Wodurch sie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele stille,
Und wiederholte gläubig stets die Worte
Voll Trost und Kraft: „Herr, es gescheh' dein Wille!"

Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte,
Wohin so oft voll Andacht ich gegangen;
Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.

Von andern Händen werd' ich da empfangen;
Obwohl geblendet, kenn' ich alle Schritte,
Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.

Ich hört' Geräusch, als wären's Menschentritte,
Und leise Laute durch die Stille schweben;
Doch hatt' ich Muth zur Drohung nicht, noch Bitte.

Jetzt aber schien die Ruhe aufzuleben,
Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister,
Und dachte: nun wird's sich zum Ende geben.

So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
Daß ich die Stimme herzhaft so erhoben:
„Seyd abgeschiedne ihr, doch gute Geister,

Die Gott den Herrn und Jesum Christum loben,
So sprecht! was treibt euch noch zurückzukehren
In diese Welt von jener Welt dort oben?

Doch seyd ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
Wer gab euch Macht, euch also zu erfrechen,
Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?"

Doch hört' ich, kaum war dies vergönnt zu sprechen,
Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
Und stark wie Felsen durch das Herz mir brechen.

Es galt nicht weder Fragen mehr, noch Klagen;
Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.

Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
Und wartend auf den priesterlichen Segen;

Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
Zwar schön, doch bleich, als käm' sie aus dem Grabe;
Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.

Und hinter ihnen weiter noch hinab
Sah ich beim hellen Schimmerglanz der Lichter
Im mittlern Gang ein frisch geöffnet Grab.

Und nah und fern ein Volk, das dicht und dichter
Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen.
Es waren eigne seltsame Gesichter,

Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.

Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
So Orgelton als sonderbare Klänge
Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.

Und als verstummten Orgel und Gesänge,
An Sprach' und Weise keinen zu vergleichen,
Sah ich zum Altar drängen sich die Menge,

Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
Mit einem Blick — ich werd' ihn immer schauen! —
Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.

Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
Des Mädchens kalte todtenblasse Hand,
Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen; —

Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
Als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
Und warum knüpft' ich solch unselig Band?

Kaum war der letzte Segensspruch vollendet,
(In griech'scher Zunge wie man mir befohlen)
So wurden mir die Augen neu verblendet;

Woraus sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
So schied mein Blick von der vermählten Braut.
Dann ließen sie ein Crucifix sich holen,

Auf daß ich mußt' mit heller Stimm' und laut
Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
Mit einem Schwur, ob dem mir jetzt noch graut.

Dies war mir noch die härteste der Proben!
Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.

Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
So mir die Augen starr und fest umzogen,
Die sich alsbald empor zum Himmel wandten.

Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
Und näher brausten laut die Meereswogen;

Und in der Kirche war noch schwacher Flimmer;
Doch bald drauf sah ich's dunkel drinnen werden,
Und es erstarb des Lichtes letzter Schimmer.

So legt', ermüdet von der Nacht Beschwerden,
Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
Ich eine Weile nieder mich zur Erden.

Noch eine Weile, und ich hör' ein Schallen;
Es trug der Wind es von der Kirch' herüber;
Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.

Darob ergriff mich Schau'r und kaltes Fieber,
In allen Gliedern schien es mich zu packen;
Ich sah noch einmal in die Nacht hinüber, —

Dann wandt' ich eilig ihr die flücht'gen Hacken,
Und, fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
Als säße Tod und Hölle mir im Nacken,

Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder;
Doch früh am Morgen riß es mich empor:

Nicht Ruh noch Rast für die zerschlagnen Glieder!
Noch eh' die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.

Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel;
Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume;
Es legte sich der Sinne wild Getümmel.

Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume!
War es des heitern Morgens frische Kühle,
Die alte Still' in diesem heil'gen Raume;

War es der Trost der himmlischen Gefühle,
Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
In mancher Leiden schwerer banger Schwüle; —

Mir war die Nacht wie ein Gesicht zerflossen!
Aufs Neue war das Herz dem Glauben offen;
Und schon hatt' ich die Kirche aufgeschlossen.

Der erste Punkt, auf den das Aug' getroffen,
Ist jener Ort, wo ich das Grab erblickt:
Ich gehe hin und öffn' es, stark im Hoffen, —

So tief ist mir das Zutrau'n eingedrückt!
Ich öffn', und finde — o ihr ew'gen Wunden!
Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —

Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden! —
Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?

O Herz, woran so viele Qualen saugen,
Was hinderte dich damals abzusterben?
Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,

Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
O Kräfte, die allmählig mich zerstören,
Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?

Und so viel Jahre mußt' ich in mir nähren
Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!

Indeß der Tod schon meine Stunden zählet,
Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.

O selig jeder, welchem sanft und mild
Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
In innrer Brust der Friede Gottes quillt!

Und diesen Frieden mußt' ich lange missen!
O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!

Wend' ab von mir den lang getragnen Zorn!
Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn!

Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten.
Laß diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

F. W. J. von Schelling.

78. Der Cid im Tode.

(67.)

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,

Fühlt' er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' sich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geschlagen;
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

(68.)

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Vivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam;
Frisch und schön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme;
Unbewegt auf seinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Mohrenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieça
Grad' und fest den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug,
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hing sein Schild.
Von gemahltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte.
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der Rechten die Tizona. —

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jeronymo, der Bischof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Castilien führet,
Trabethor wird sie genannt:
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohl begleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam,
Leis', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erste,
Wüthend stürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrinn, die aus türk'schem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich schoß,
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber, streckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dieß gesehn, erschracken alle
Sechsunddreißig Mohrenkön'ge;
Furchterblasset stand Bukar.
Wohl sechshunderttausend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle hell und weiß wie Schnee.
Und der Schrecklichste von allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand ein' weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbicht Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer. —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich in's Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verschlang,
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermste wurde reich.

Sodann setzten nach dem Willen
Cids die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reise fort.

Aus dem Spanischen von J. G. v. Herder.

---

79. Aljama.

Durch die Stadt Granada ziehet
Traurig hin der Mohrenkönig.
Dorther von Elvira's Pforte,
Bis zum Thor der Binarambla,
„Weh um mein Aljama!"

Briefe waren ihm gekommen,
Sein Aljama sey verloren:
Warf die Briefe an den Boden,
Tödtet' ihn, der sie ihm brachte.
„Weh um mein Aljama!"

Stieg hinab von seinem Maulthier,
Stieg hinauf sein Roß und ritte
Zum Alhambra, ließ trommeten,
Ließ die Silberzinken tönen.
„Weh um mein Aljama!"

Daß es alle Mohren hörten
Auf der Vega von Granada.
Alle Mohren, die es hörten,
Sammeln sich zu hellen Haufen:
Denn die Kriegstrommete tönet,
Denn sie ruft zum blut'gen Streite.
„Weh um mein Aljama!"

Und versammelt, sprach ein Alter:
König, du hast uns gerufen,
Wozu hast du uns gerufen?
Denn es war der Schall zum Kriege.
„Nun so wisset's denn, ihr Freunde,
Mein Aljama ist verloren!"
„Weh um mein Aljama!"

Da begann der Oberpriester,
Greis mit langem weißen Barte!
„Recht geschiehet's dir, o König,
Und verdienest ärger Schicksal.
Hast ermord't die Bencerajen,
Sie die Blüthe von Granada:
Hast die Fremden abgewiesen
Aus der reichen Stadt Cordova.
Drum wie jetzo dein Aljama,
Wirst du bald dein Reich verlieren!“ —
„Weh um mein Aljama!“

Zweiter Theil.

„Mohr Alcaide, Mohr Alcaide!
Alter mit dem grauen Barte,
Königs Wort ist, dich zu binden,
Denn du übergabst Aljama.

Und dein Haupt dir abzuschlagen,
Es zu stecken auf Alhambra,
Daß erzittre, wer es sehe:
Denn du übergabst Aljama.“

Unverändert sprach der Alte:
„Ritter ihr und Edeln alle,
Saget meinethalb dem König,
Daß ich nicht an Pflicht gefehlet.

Ich war fern in Antiquera,
War da mit des Königs Willen,
Ich erbat mir vierzehn Tage,
Und der König gab mir dreißig.

Daß Aljama ist verloren,
Kränkt mich tief in meiner Seele.

Hat der König Land verloren,
So verlor ich Ehr und Namen,
So verlor ich Weib und Kinder,
So verlor ich meine Tochter.

Sie die Blüthe von Granada
Ist von Christen mir geraubet,
Hunderte bot ich Dublonen,
Sie verachten alle hundert.

Gaben mir die böse Antwort:
Meine Tochter sey schon Christinn,
Meine liebliche Fatima
Sey Maria von Aljama."

Aus dem Spanischen in Herder's
Stimmen der Völker.

---

80. Das Grab des Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln
klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer
Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Stirne blond
umgaben.

Und am Ufer des Busento reih'ten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung, auf
dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Helden-
grabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen
Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab
versehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

A. Graf von Platen.

---

81. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelschaaren,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im herrlichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Kanzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als, zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet:
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet. —

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatrice hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder;
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum sel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen:
Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundinn ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen:
Sie aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen,

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundinn Angesichte,
Das, verklärt, ihn schauen ließ
Abglanz von dem ew'gen Lichte.

Einem göttlichen Gedichte
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

L. Uhland.

68. Madonna Annunziata zu Venedig.

Von all' dem Schauen müde,
Von all' dem Hören matt,
Kam ich, wie ein Prasser vom Mahle,
Ganz übervoll und satt.

Der Abend begann schon zu dämmern,
Das Ufer war menschenbelebt;
Da sah ich von weitem eine Ampel,
Die um ein Altärchen schwebt;
Und um das Altärchen knieten
Beim Ave=Maria=Klang
Viel schöne bleiche Kinder
In stillem Andachtsdrang.
Sie knieten und beteten brünstig,
Und der höchste Uebermuth
Nahm, führt' ihn sein Weg vorüber,
Ehrfürchtig herunter den Hut.
Da trat ich nahe und näher;
Es war ein Madonnenbild,
Zwar von der Zeit schon gebleichet,
Doch immer noch schön und mild.
Von frischen Kränzen umwunden
Blickt sie herab vom Altar,
Wie eine freundliche Mutter
Auf ihre Kinderschaar;
Eine Mutter, von ihren Töchtern
In der Dämmerstunde umringt,
Die alte Mährchen und Lieder
Den Mädchen erzählt und singt;
Sie schauen mit großen Augen
Holdgläubig zu ihr hinan,
Und küssen, hat sie geendet,
Ihr dankbar die Hände dann.
Ja! dieß ist freundliches Leben,
Das Seel' mir und Herz noch erquickt,
Das so lange, so lange nur Gräber,
Und Todte darin erblickt.
Wie klein und ärmlich das Bildchen,
Und wie dürftig es auch gemalt,
Jetzt ist es mir lieber als alle,
Die mit Farbenpracht mich umstralt.
Da hob sich aus der Mitte
Ein schlankgebautes Kind,

Die schönste war sie von Allen:
Doch, heiliger Gott! — sie war blind.
Lichtlos das blasse Antlitz,
Und starr zum Himmel gewandt;
So führt' sie ihr Schwesterchen sachte,
Wie ein Lamm an der kleinen Hand.
Ich hielt sie auf mit der Bitte,
Sie möchte doch sagen mir,
Wie denn die Madonna heiße,
Die so brünstig verehrt wird hier.
Da lispelte sie kaum vernehmlich:
„Wir alle sind verwais't,
Madonna Annunziata
Ist's, die uns kleidet und speis't."
Madonna Annunziata!
Du heiliges Mutterherz,
An dem die Waisen liegen,
Vergessend ihre Noth, ihren Schmerz!
Madonna Annunziata!
Dein kleiner Altar hat
Den größten Trost mir gegeben
In der großen trostlosen Stadt.

L. Halirsch.

83. Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich fest an ihren Leib.

Wie sie tritt durch Roma's Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Ist's ein Fest, ist Markt am Orte?
Beides hier gar nahe steht!

Affen, Charlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jetzt an fremder Bestien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Satze
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käficht schlägt die Tatze,
Glühend flammt das Aug' dem Thier.

„Mutter, warum sperrt dies gute,
Schöne Thier so fest man ein?"
„„Kind, weil's durstig lechzt nach Blute,
Weil's unbändig, wild im Frein.""

Ruhig nebendran im Bauer
Sitzt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
In's Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum schließt dies gute,
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieses lechzt doch nicht nach Blute?"
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein."" —

Kapitols Steintreppen fliegen
Sie jetzt auf im Menschenstrom,
Wo du sahst nach Kränzen fliegen
Deine alte Kraft einst, Rom!

Wo du jetzt auch deine echte,
Rauhe, ungeschwächte Kraft,
Doch gefahn, in Kerkernächte,
Deine Räuber, hingeschafft!

Seht an's Fenster klimmen einen
Der Gefangnen, pfeilgeschwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
Siehe deinen Vater, Kind!

Und zum Kind durch Eisenstangen
Blickt der Mann so blaß und mild,
Küßt es lachend, ob die Wangen
Auch ein Thränenstrom durchquillt.

Hat es an die Brust gerissen,
Herzt das Kind, fast möcht' es schrein,
Doch da hat es denken müssen -
Dort der Taube, fromm und rein.

Doch wie Lebewohl sie sagen,
Sträubt sein Haar sich auf in Wuth,
Seine Fäust' an's Gitter schlagen,
Und sein Auge rollt in Gluth.

Ach, des Kindes Arm' umschließen
Scheu die Mutter, angsterfüllt;
Da hat bang es denken müssen
Dort des Königstigers wild. —

A. Grün.

84. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuersflammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch' Abentheuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodillesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo St. Johann's, des Täufers, Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet.
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe in's Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und alle ringsherum erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget! —
Herr, richte, wenn du Alles weißt,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu siegen.

„Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter!
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm!
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und sprach das Wort:
„Mich zieht es nach der Heimath fort."
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heimschen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppig Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' er gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite;
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

Und Alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt,
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flug's unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in dem Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth;
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo wars um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchboren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachborend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehen;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden;
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eig'nen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

F. v. Schiller.

85. Der Taucher.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldenen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wiederzeigen,
Der mag ihn behalten; er sey sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.
Und alle die Männer umher und die Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wieder gab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebähren.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als giengs in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmessausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' sich auf Well' ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang, und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab! aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt.
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wild flutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hieng auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich und war's mir mit Grausen bewußt
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt;
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringet keines wieder.

F. v. Schiller.

86. Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sey?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf' den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

„Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn;
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn;
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsucht laut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er starb in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg' und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft."

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die verzeihend ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

L. Uhland.

87a. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der Andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben;
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind; —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach' im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll'
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

H. Heine.

87b. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveille und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die im Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blut'gen, alten Schwadronen
Zu Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter'm Helm' hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr:
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtchen leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Das ist die große Parade
Im elyseischen Feld',
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

J. Chr. Freiherr v. Zedlitz.

88. Psaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund zerschmettert,
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nun, Psaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All' die Waffen Mehon's! Nimm den Säbel,
Gürt' ihn um dir! nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's, und trag' es deinem Weib nach Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schooß ihr!
Ruhig werd' ich zuschaun, ungereget.
Ungeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein wie Puras!"

Puras spricht's, und wirft die Waffenbeute,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmert,
Zu den Füßen Psaumis', der entgegnet:
„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften,
Die getheilt ich wollte? Wisse, Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Psaumis!
Liegen mögen sie am Strand, und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet! —
Geh und droh mir! All dein Drohen ist mir
Jene Welle, die vom Stein herabtrieft.
Aber wahr' vor mir dich! Psaumis' Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!" —

Psaumis spricht es. Trauernd rings umdrängt ihn
Maina's Volk; die Krieger und die Greise
Müh'n umsonst sich ab, den Haß zu sühnen.
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffe,
Und, die Beute dort am Ufer lassend,

Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie —
Der am Strand' hin, der im Myrthenwalde.
Keiner denkt der Seinen, jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am höchsten thürme,
Wie den Andern er am tiefsten kränke. —

Nur gefolgt von Zweien seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras;
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo aus uneinnehmbar hoher Grotte
Psaumis junge Gattinn niedersteiget;
Niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen.
Aber Puras rufet die Gefährten,
Läßt sie rauben, und herabgetragen
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber," ruft er, „schnell hinüber
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Psaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!"
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht an's Auge,
Bis sie stumm wird gleich dem Bild von Marmor.
Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerflut.
Als zum Sklavenkäufer sie gelanget,
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zum Kauf für neunzig Goldstück.
„Nicht zu tadeln ist sie," spricht der Fremde,
„Nicht zu tadeln, doch von Psaumis kauft' ich
Eben eine Schönre für die Hälfte!"
Da erzitterten die Kniee Puras:
„„Laß sie schaun, die du gekauft von Psaumis!""
„Schau! sie liegt am Boden hier in Ohnmacht,
Bleich von Schrecken; doch sie röthet bald sich
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!" —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel, und das Herz erstarrt ihm,
Wie er seine Gattin schaut als Sklavin! —

Wo die Seele Puras' war, wer sagt es? —
Aber zu sich selber sprach die Seele:
„Wahrlich, Psaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"
Als die Seele Puras nun zurückkam,
Blickt' er auf, als sänn' er einen Anschlag, —
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gekaufte,
Schön; doch die ich bringe dir, nicht minder!
Nimm sie für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht, — gib das Geld dort meinen Leuten!" —
Als nun Psaumis' Gattinn so verkauft war
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun du Sklavenkäufer!"
Auf die Segel! Flieg in alle Winde,
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!"
Staunend hört der Fremde diese Drohung.
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Psaumis' That und der von Puras.

Als er nun ans Land springt jähen Sprunges,
Ihm entgegen kommt ihm, tritt ihm Psaumis.
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend Beide,
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich,
Starren lange sie, bis Beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz. Da dränget
Freudig sich herzu das Volk von Maina.
Aber Puras hebt das Haupt und rufet:
„Auf nun, Psaumis! Auf, ihr meine Freunde!
Auf! zu Schiff! Der Fremde spannt die Segel:
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!"
Ha, wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Thauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! Alle Segel fliegen,

Und im Winde schwebt das Schiff; wie Schwalben
Nur der Wogen weiße Spitzen rührt es,
Tragend Psaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Gold zurück, das du gezahlet!
Gib heraus die Frauen, gib heraus sie!“
Doch der Ueberkühne, nicht mit Worten
Mit Kanonen donnert er die Antwort. —
Ha, wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht hinan mit lauten wilden Donnern!
Es verwickelt sich mit Jenes Schnabel!
Muthig wehrt der Feind sich; doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert,
Ueberall hin treiben seine Planken!

Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger.
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie.
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig;
Puras selbst und Psaumis tragen Brände,
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehon's Waffen, die den Streit erreget! —

A. Kopisch.

89. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

Und von dem kleinen Kahne gieng's flugs in's große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht,
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot! —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn
sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

W. Müller.

90. Achelous und das Meer.

„Achelous, Achelous! sag', was toben deine Wellen?
„Haben Pindus' weiße Gipfel dich berauscht mit jungen
Quellen?
„Rissen wasserschwere Wolken sich an seinen scharfen Spitzen
„Von einander und entluden sich mit Donnern und mit
Blitzen?
„Sag', woher der wilde Taumel, welcher häuptlings deine
Wogen
„Stürzt in meine stillen Fluten, die kein Wind hat über,
flogen?“

Keine junge Wasserquelle hat berauscht mich alten Zecher
Es ward kein Wasserschlauch zerrissen von dem jähen
Wolkenbrecher.
Was ich taumle? Was ich stürze? Was es tobt in meinem
Bette? —
Vater Ozean, o daß ich warmes Blut für dich noch hätte!
Warmes Blut hab' ich getrunken, warmes Blut in vollen
Zügen,
Warmes Blut der freien Griechen, die an meinen Ufern
liegen,
Hingestreckt auf Lorbeerzweigen, überweht von Sieges-
fahnen,
Hochumrauscht vom Geisterreigen ihrer Brüder, ihrer
Ahnen.
Solches Blut hab' ich getrunken heut von der Agräer
Fluren. —
Fragst du auch nach Sklavenblute? In Morästen such' die
Spuren
Seiner Ströme; jeden lauen Tropfen hab' ich ausgespieen:
Freies Griechenblut nur trank ich, kannt' es wohl an seinem
Glühen.
Vater Ozean! da fieng ich an von alter Zeit zu träumen,
Und von junger Freiheitswonne brausend mich emporzu-
bäumen,
Also, daß des Ufers Bande mich nicht länger konnten halten,
Daß erzitterten die Eb'nen und die Berge widerschallten.
Nimm mich auf, du Weltumarmer! Trage meine hohen
Wogen
Ungemischt und ungebändigt, mit dem Blut, das sie gesogen,
Fort gen Norden und gen Westen, daß sie an die Ufer
schlagen,
Und den Felsen und den Menschen laute Kund' aus Hellas
sagen!

Derselbe.

91. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hieng sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fieng er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
„Aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
War's von Thränen, war's von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.

Seht! Sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und fasse Muth!
„In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
„Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
„Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
„Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
„Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wangen naß.

Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königs-
adler fliegt
Aus dem Fenster und die Schwingen in dem Monden-
strahl er wiegt.

Derselbe.

92. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! zum Blachfeld laßt uns ziehen;
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein Viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan:
Und als wir dort den grimmen Blutfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran;
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort, das Vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn;
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt:
Wir waren dort, das Vierte Regiment!

Und ob viel' wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das Vierte Regiment.

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan?
Weh allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an;
Doch fragt ihr, wo die ärgste Wunde brennt —
Ach, Polen kennt sein Viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimath ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns letzten noch vom Vierten Regiment! —

* * *

Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland,
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein „Wer da?" schallt — Sie stehen festgebannt —
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom Vierten Regiment."

J. Mosen.

93. Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände;
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende.

Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten.
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eig'nen Schatten;
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier seine eig'ne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tief'res Kränken.
Er schreitet fort, von Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Schon kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die heißgejagt, im Mondenglanz,
Dem Quell entgegen wiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt,
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie seh'n der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn' und Wange:
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunk'nen Helden naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht,
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

N. Lenau.

94. Die Haideschenke.

Ich zog durch's weite Ungerland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Bei nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe, peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten.

Der Sturm ein wackrer Roßknecht,
Sein munt'res Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Die Dämmerung brach nun herein,
Mir winkt' von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte, wie berauscht,
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein, und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz in raschem Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung,
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
„So selig, meine Brüder!“
Am Jubeln seines Mund's vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh' ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kind's Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Völle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth'
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts, da blieb er steh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu seh'n,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
„Ihr Sterne dort, unzählig!
„In eurer stillen Sicherheit,
„Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Derselbe.

95. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von' Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilder schlag' das Zimbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glüh'n!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blüh'n!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Csako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —

Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!“
Und es schwingt der freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!“
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!“
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworb'ne schon
Zieh'n in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Drommetenton.

„Komm in uns're Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein! —
„Schönes Leben des Husaren!
„Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern,
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finst're schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bitt'rer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein echter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glüh'n —

Hin zum Werber, von der Rechten
Hallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Derselbe.

---

96. Die Fürstentafel.

Wer ist jene, die auf grüner Halde
Sitzt in Mitte von zwölf edeln Herren?
Ist Libussa, ist des weisen Kroko
Weise Tochter, Böhmenlandes Fürstinn,
Sitzet zu Gericht und sinnt und richtet.

Aber jetzo spricht sie scharfes Urtheil
Rotzan, einem Reichen. Und der Reiche
Fähret auf im Grimme, schläget dreimal
Mit dem Speer den Boden und ruft also:
„Weh uns, Böhmen, weh uns, tapfre Männer!
Die ein Weib verjochet und betrüget,
Weib mit langem Haar und kurzen Sinnen —
Lieber sterben als dem Weibe dienen."

Und Libussa hört's, und ob es freilich
Tief sie kränkt in ihrem stillen Busen,
Denn des Landesmutter, aller Guten
Und Gerechten Freundinn war sie immer,
Dennoch lächelt sie und redet gütig:

„Weh denn euch, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Daß ein lindes Weib euch liebt und richtet:
Sollet einen Mann zum Fürsten haben,
Einen Geier statt der frommen Taube.“

Und stand auf voll schönen stillen Zornes,
„Morgen ist der Tag, wenn ich euch rufe,
Sollt ihr haben, was ihr wünschet.“

Alle
Blieben stumm und tiefbeschämet stehen,
Fühlten alle, wie sie übel lohnten
Ihrer Treu' und Mutterlieb', und Weisheit;
Doch gesprochen war's und alle lüstern
Auf den Morgen, auf den Mann und Fürsten,
Gehn mit hellen Haufen auseinander.

Lange hatten viele reiche Herren
Nach Libussens Hand und Thron getrachtet,
Sie gelockt mit Schmuck und Schmeicheleien,
Reichem Gut und Heerden. Doch Libussa
Wollte nie sich Hand und Thron verkaufen.
Wen nun wird sie wählen? Alle Edlen
Schlafen unruhvoll und hoffen Morgen.

Morgen kommt. Die Seherin Libussa
Ist noch ohne Schlaf und ohne Schlummer,
Ist auf ihrem hohen, heil'gen Berge,
Fragt die Göttinn Klimba, bis die Göttinn
Endlich spricht und öffnet Reiches Zukunft:

„Auf, wohlauf Libussa, steige nieder,
Hinterm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll dein weißes Roß den Fürsten finden,
Der Gemahl dir sey und Stammes Vater,
Fährt da emsig mit zwei weißen Stieren,

In der Hand die Ruthe seines Stammes,
Und hält Tafel da auf eisern'm Tische.
Eile, Tochter, Schicksalsstunde eilet."

Schwieg die Göttinn, und Libussa eilet,
Sammelt ihre Böhmen, legt die Krone
Nieder auf die Erde und spricht also:

„Auf! wohlauf, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Hinterm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll mein weißes Roß den Fürsten finden,
Der Gemahl mir sey und Stammes Vater,
Fährt da emsig mit zwei weißen Stieren,
In der Hand die Ruthe seines Stammes,
Und hält Tafel da auf eisern'm Tische.
Eilet, Kinder, Schicksalsstunde eilet."

Und sie eilten, nahmen Kron' und Mantel
Und das Roß vor ihnen, wie der Wind schnell,
Und ein weißer Adler über ihnen —
Bis an Bila's Ufern über'm Berge
Stand das Roß und wiehert einem Manne,
Der den Acker pflüget. Tiefverwundert
Stehen sie. Er schreitet in Gedanken,
Pflüget emsig mit zwei weißen Stieren,
In der Rechten eine dürre Ruthe.

Und sie boten laut ihm guten Morgen.
Stärker treibt er seine weißen Stiere,
Höret nicht. „Sey uns gegrüßet, Fremder,
Du der Götter Liebling, unser König!"
Treten zu ihm, legen ihm den Mantel
Um die Schultern und die Königskrone
Auf sein Haupt. „O hättet ihr mich immer
Pflügend meinen Acker lassen enden!
Spricht er, eurem Reiche sollt's nicht schaden —
Doch es ist des schnellen Schicksals Stunde."

Und steckt ein die Ruthe in die Erde,
Band die weißen Stiere los vom Pfluge:
„Geht, woher ihr kamet!" Plötzlich hoben
Sich die weißen Stiere in die Luft hin,
Gingen ein zu jenem nahen Berge,
Der sich schloß, und aus ihm sprang ein faules
Wasser, das noch jetzo springet. Plötzlich
Grünete die Ruthe aus dem Boden,
Sprießend oben in drei Zweige. Staunend
Sehn sie Alles. Und Przemysl, der Denker,
(Also war sein Name) kehrt den Pflug um,
Langet Käs' und Brod aus seiner Tasche,
Heißt sie niedersitzen auf die Erde,
Legt die Mahlzeit auf den Pflug mit Eisen
„Haltet denn mit eurem Fürsten Tafel."

Und sie staunen ob des Schicksalspruches
Wahrheit, sehn den Eisentisch vor ihnen
Und die Ruthe grünen. Und o Wunder,
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweigen,
Und der dritte blühet. Endlich können
Sie nicht schweigen, und der Pflüger redet:
„Staunet nicht, ihr Freunde, diese Blüthe
Ist mein Königsstamm. Es werden viele
Wollen herrschen und verdorren. Einer
Wird nur König seyn und blühen."

„„Aber,
Herr, wozu der sondre Tisch von Eisen?""
„Und ihr wisset nicht, auf welchem Tische
Stets ein König isset. Eisen ist er,
Ihr die Stiere, die sein Brod ihm pflügen."

„„Aber, Herr, ihr pflügetet so emsig,
Zürnetet, den Acker nicht zu enden.""
„O hätt' ich ihn enden können, hätte
Euch Libussa später mir gesendet;

Niemals würde dann, so spricht das Schicksal,
Eurem Reiche süße Frucht ermangeln.
In den Bergen sind nun meine Stiere."

Damit stand er auf, und stieg auf's schöne
Weiße Roß, das scharrt und triumphiret.
Seine Schuhe waren Lindenrinde
Und mit Bast von seiner Hand genähet.
Und sie legen an ihm Fürstenschuhe.
„Lasset, ruft der Fürst vom weißen Rosse,
Laßt mir meine Schuh von Lindenrinde,
Und mit Bast von meiner Hand genähet,
Daß es meine Söhn' und Enkel sehen,
Wie ihr Königsvater einst gegangen!"
Küßt' die Schuh, und barg sie in den Busen.

Und sie reiten, und er spricht so gütig
Und so weise, daß in seinem langen
Kleide sie fast einen Gott erblickten.
Und sie kamen zu Libussens Hofe,
Die ihn froh empfing mit ihren Jungfraun,
Und das Volk, es rief ihn aus zum Fürsten,
Und Libussa wählt' ihn sich zum Gatten,
Und regierten gut und froh und lange,
Gaben treffliche Gesetz' und Rechte,
Bauten Städte, und die Ruthe blühte,
Und die Schuhe blieben Angedenken,
Und die Pflugschaar säumte nicht, so lange
Primislaus und Libussa lebten.

* * *

Weh, ach weh! die Ruthe ist verdorret,
Und die armen Schuhe sind gestohlen,
Und der Eisentisch ist güldne Tafel!

J. G. v. Herder.

97. Das Wunder auf der Flucht.

Auf jener Flucht, von welcher nun
Das Morgenland die Jahre zählt,
Als im Gebirg um auszuruhn
Mohammed hat die Höhl' erwählt,
Wo Abubeker bei ihm war,
Und vor der Höhle die Gefahr,
Der feindlichen Verfolger Schaar —

Mohammed sprach: Was zitterst du?
Wir sind nicht zwei hier, wir sind drei.
Da kam hernieder Gottesruh,
Gefühl, daß Gott mit ihnen sey.
Sie fühlen Friedensathem wehn!
Die Feinde vor der Höhle stehn,
Was hindert sie herein zu gehn?

Die Taube draußen auf dem Stein
Hat in der Nacht ihr Ei gelegt;
Die Spinne hat den Eingang fein
Mit seidnem Vorhang überhegt.
Betrogen siehts der Feind und spricht:
Das Ei ist ganz, das Netz ist dicht;
In dieser Höhle sind sie nicht.

In dieser Höhle sind sie doch,
Die Feinde aber gehn vorbei.
Bei Spinn' und Taube ruhn sie noch,
Bis draußen sind die Wege frei;
Dann gehn sie hin wohl ausgeruht,
Und danken Gott für treue Hut,
Der groß im Kleinen Wunder thut.

F. Rückert.

98. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Leute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg' dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: in deinen Händen ist die Macht!
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du? ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem
seinen Gast!
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies
getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken,
schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert
auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan:
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann;
Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilg ist, so ist es eines Helden Wort.

A. Graf von Platen=Hallermünde.

---

99. Zobir.

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripolis stehn die Beherzten im Nu.

Doch ehe sie stürmen um Mauer und Thor,
Erscheint mit dem Heere der hohe Gregor,
Statthalter im Glanz
Erfochtener Siege, geschickt von Byzanz.

Und während er drängt die fanatische Schaar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte erwählt sich ein männliches Theil,
Sie schwengte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Der Vater erhub sich, und blickend umher
Befeuerte mächtig die Seinigen er:
Nicht länger gespielt,
Ihr Männer, und stets nach Abdalla gezielt!

Und wer mir das Haupt des Erschlagenen beut,
Dem geb' ich die schöne Maria noch heut,
Ein köstlicher Sold,
Mit ihr unermeßliche Schätze von Gold!

Da warfen die Christen verdoppelten Schaft,
Den Gläubigen Mecca's erlahmte die Kraft,
Abdalla begab
Ins Zelt sich und mied ein bereitetes Grab.

Doch stritt in dem Heere, von Eifer entfacht,
Zobir, ein gewaltiger Blitz in der Schlacht;
Fort jagt er im Zorn.
Ihm triefte der klirrende, blutige Sporn.

Er eilt zum Gebieter und spricht: Du versäumst
Abdalla, die Schlacht, wie ein Knabe? Du träumst
Im weichen Gezelt?
Und sollst dem Kalifen erobern die Welt?

Was, uns zu entnerven, ersonnen der Christ,
Ihn mög' es verderben mit ähnlicher List!
Das Gleiche sogleich
Versprich es und stelle dich eben so reich!

Den Deinen verkündige folgendes Wort:
Wer immer dem feindlichen Führer sofort
Den Schädel zerhaut,
Der nehme die schöne Maria zur Braut!

Dies kündet Abdalla mit frischerem Sinn,
Die Seinen ermuthiget hoher Gewinn;
Zobir dringt vor,
Sein kreisender Säbel erlegt den Gregor.

Schon birgt in die Stadt sich die christliche Schmach,
Schon folgen die Sieger und stürzen sich nach,
Schon weht von den vier
Castellen herab des Propheten Panier.

Lang trotzte Maria dem feindlichen Troß,
Bis endlich ein Haufe sie völlig umschloß:
Von vielen vereint
Wird vor den Zobir sie geführt, und sie weint.

Und Einer beginnt im versammelten Kreis:
Wir bringen den süßen, den lieblichen Preis,
Den höchsten, um den
Mit uns du gekämpft und gesiegt, Saracen!

Doch jener versetzt in verächtlichem Scherz:
Wer wagt zu verführen ein männliches Herz?
Wer legt mir ein Netz?
Ich kämpfte für Gott und das hohe Gesetz!

Nicht buhl' ich um christliche Frauen mit euch:
Dich aber entlass' ich, o Mädchen, entfleuch!
Was willst du von mir?
Beweine den Vater und hasse Zobir!

Derselbe.

100. Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sey?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wielang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei:
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sey?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
Solang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sey?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Weges gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt von Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:
So gieng es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

F. Rückert.

101. Die Säule.

Iskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegereile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital;
Doch schien's, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statüe habe;
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand;
Sein Mund, vom heil'gen Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert,

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschiednen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wesir:
Iskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthseldinge Deutung.

Da sprach der weise Stagirit,
Der immer ihm zur Seite schritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was sich vor dir gestaltet.

„Die Säule Jethi' matali' —
Dem Griechen ist Orakel sie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheit und Prophetengabe.

„Des großen Mannes Geist und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule sich geschwungen,
Der fühlt sich bald davon durchdrungen.

„Der Schrift bedarf solch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte spricht:
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

„Unwiderstehlich faßt's den Geist,
Dem es in Herrlichkeit sich weis't,
Dem Todten muß, was lebt auf Erden,
Zum Dolmetsch der Bewund'rung werden.

„Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeist und Wissenschaft,
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So sind die Säulen auch verschieden.

„Verschied'ne Zungen reden sie,
Wie sie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große seines Lebens
Verschieden in der Art des Strebens.

„Und also Wunscherfüllung auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch,
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben." —

Jetzt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der weise Deuter hat geschwiegen,
Der König stand mit ernsten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Auch solche Säule schmücken werde?

C. F. Dräxler-Manfred.

102. Die Felsenhöhle.

Es zog Suleiman in den Wald
Mit seinem Hofstaat zum Besuche,
Der einem Eremiten galt
Von strenger Sitt' und weisem Spruche.

In einer Felskluft wohnte der,
Wohin kein Blick der Sonne schaute:
Da fragt der König staunend sehr,
Warum kein Hüttlein er sich baute?

O Herr, so sprach der Weise drauf,
Wohl lag das Bauen mir in Sinnen:
Ich raffte schon die Steine auf
Und wollte frisch das Werk beginnen.

Die Steine aber riefen mir:
„O laß uns liegen auf den Wegen,
Wir haben schon als Gräberzier
Ob Leichen so wie du gelegen.

Nach andern Stoffen lange zu,
Wir dienten schon zu Gräberstellen!“
Da ließ die Steine ich in Ruh'
Und eilte, Bäume mir zu fällen.

Die Bäume sprachen ringsherum:
„Nicht möge uns dein Beil erreichen,
Wir sind des Todes Eigenthum
Und wurzeln alle nur auf Leichen.

Nimm, was da lebt, zum Bau, wir sind
Verstorbene Vergangenheiten!“
Da ließ die Bäume ich dem Wind
Und wollte aus der Erde beuten.

Doch wie ich Erde nahm und Staub,
Da riefen sie mir laut entgegen:
„Wie wagest du mit frechem Raub
An deine Brüder Hand zu legen?

Wir sind, was du gewesen bist,
Und sind, was du wirst werden wieder.“
Da gab ich auf mein Baugelüst
Und ließ in Ruhe auch die Brüder.

Ich wandte trüb mich von der Flur
Und zog in diese Felsengrotte,
Bedenkend, daß die Erde nur
Dem Tode huldigt, ihrem Gotte.

Der weise König sann gar viel
Ob dem gehörten ernsten Spruche;
Doch wie dem Hofstaat er gefiel,
Davon steht nichts in meinem Buche.

Derselbe.

103. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrahle,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlamm-gefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere
Schabracken
In den Marstall-Kammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst
bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe
Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf,
und flieht gepeinigt;
Sieh! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut
vereinigt!

Sieh! die mondbestrahlte Fläche schlägt es, mit den leichten
Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes
Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste
klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger
Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her!

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch
die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherinn der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch
verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle
Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen. —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

F. Freiligrath.

104. Der Scheik am Sinai.

„Tragt mich vors Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber seh'n! — Heut kam die Karawane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vors Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„„Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,

Luneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durchs Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah; Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis zum Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!""

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o, Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte,
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sah'st du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;

Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt siehst du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir!““

Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer
Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!““

Ferd. Freiligrath.

---

105. Das Siegesfest.

Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Heerd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.

In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach! wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus' Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick!
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht Alle kehren wieder.

Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.

Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungs-Blicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattinn Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist arger Art,
Und die Falsche liebt das Neue.

Und des frischerkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath!
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.

106. Sibylle.

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus Priesterinn.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Vom Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetinn, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läßt mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüfte Toben
Maß und Ordnung weggestoben;
Hoffet keine Wiederkunft.

A. W. v. Schlegel.

107. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen alle Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein.
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen, Besen!
Seyd's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

J. W. v. Göthe.

---

108. Griechische Tageszeiten.

Auf am Himmel wacht Aurora,
Und in Rosen blüht der Ost;
Doch es blickt die schöne Göttin
Nach der Erden ohne Trost.

Her von Ida's wald'gem Gipfel
Klaget ein Cicadenton,
Der die schöne Göttin mahnet,
Daß der Liebe Glück entfloh'n.

Einst auf Ida's wald'gem Gipfel,
Ein trojan'scher Königssohn,
Seines Vaters Heerden weidend,
Gieng der blühende Tithon.

Und Aurora, ihn erblickend,
Warf den duftgewebten Flor
Liebend um den schönen Jüngling,
Hob zu sich ihn leis' empor.

Weihet ihm ihr ew'ges Lieben,
Aber in der Göttin Schooß
Konnt' er doch, der Erdgeborne,
Nicht entgehn dem Erdelooß.

Weil sie ewig jung geblieben,
Mußt' er alten immerfort,
Und, vom Frühthau stets begossen,
Ist er welkend hingedorrt.

Zur Cicad' ist er geworden,
Und auf Ida's Gipfel hoch,
Wo ihn einst die Göttinn liebte,
Klagt er um sie immer noch.

Sprüh, o Göttinn, deine Thränen
Auf den alten Gatten dort,
Der davon nicht jüngt, und wende
Dann die hellen Augen fort.

Von ägypt'schen Pyramiden
Thut ein and'rer Klageton
Dir sich kund, dich auch zu mahnen
An den frühgestorb'nen Sohn.

Aus dem Morgenduft geboren,
Und gesäugt vom Morgenroth,
Steht, zur Säule rein erstarret,
Memnon, scheinbelebt im Tod.

Und die Mutter Morgenröthe,
Die mit Strahlen ihren Sohn
Will erwecken aus dem Steine,
Weckt nur seinen Klageton.

Seiner Mutter Blick empfindend,
Tönet er ins Licht empor,
Seine Sehnsucht steigt in leisen
Seufzern zu der Mutter Ohr.

Schmerzen muß es ihre Liebe,
Kränken muß es ihren Stolz,
Daß noch unter ihrem Kusse
Nie der Stein zum Leben schmolz;

Daß, wie tausendmal die Inbrunst
Ihrer Blicke sich ergoß,
Ihres Lächelns Widerschein nur
Ihm die kalte Wang' umfloß.

Aus der Starrheit ihn zu lösen,
Hat sie schon gehofft so oft,
So vergebens, daß die Arme
Kaum es mehr zu hoffen hofft.

Und die schöne Göttinn blicket
Von der Erd' ab ohne Trost,
Hüllt den Gram in blasse Schleier,
Und die Rose stirbt im Ost.

Sink' nur, schöne Göttinn, wieder
In der Nacht geheimen Schooß!
Glänzend über deine Spuren
Kommt gefahren Helios.

Sieh, der Tanz geschürzter Horen
Oeffnet ihm des Himmels Thor,
Und, die Flammenrosse zügelnd,
Stürzt er sich mit Macht hervor.

Von der Blendung seiner Strahlen
Ist des Tages Auge voll,
Und die Welt versinkt im Glanze,
Der vom Huf der Rosse quoll.

Doch der helle Gott, er schleudert
Eines ersten Blickes Groll
Hin nach dem thessal'schen Tempe,
Nach Peneios Flutgeroll.

Und er denkt vergang'ner Tage,
Wo er, ird'scher Liebe voll,
Hier die Ross' am Himmel lassend,
Dort bei Hirten war Apoll.

Und er sieht vor allen Bäumen
Ragen einen Lorbeer hoch,
Und er kennt in der Verwandlung
Die geliebte Dafne noch.

Dafne, die mit kalten Sinnen
Vor des Gottes Glut geflohn,
Und als keine Flucht ihr weiter
War geblieben, ihm zum Hohn

Ihres Busens rege Füllen
In die rauhe Rinde schloß,
Ihre Füße ließ zu Wurzeln,
Arme werden zum Gesproß.

Damals hat ihr unterm Stamme
Noch das spröde Herz gepocht,
Als der Gott aus ihren Locken
Einen Kranz für seine flocht.

Und so hat zu tausendmalen
Ihr seitdem das Herz gepocht,
Ob sich Kränz' ersang ein Dichter,
Ob sich Kränz' ein Held erfocht.

Doch von seinem Strahlenwagen
Sieht der Gott sie an, und grollt,
Die ihm todt nun angehöret,
Und es lebend nicht gewollt.

Ob du gleich dich mir gesträubet,
Mir dich sträubest immer noch,
Wie ich damals dich geliebet,
Dich noch lieb' ich immer doch.

Und solang mein ew'ger Wagen
Ueber's Grün der Schöpfung rollt,
Will ich stets ums Haupt dir legen
Meiner Strahlen schönstes Gold.

Spricht es, und aus vollen Händen
Seiner Lichter Glanzgeflock
Streuet er auf des geliebten
Baumes sprossendes Gelock.

Doch im Spiel der Morgenlüfte
Flieh'n die schlanken Zweige so
Vor des Gottes lichten Küssen,
Wie vor ihm einst Dafne floh.

Seinen hellsten Liebeslichtern
Trotzt des Laubes dunkler Spott,
Und von seinem spröden Liebling
Wendet sich erzürnt der Gott.

Mit dem Athem der Entrüstung
Giebt er seinen Rossen Sporn,
Und die steilern Himmelsbahnen
Fährt er auf im hellen Zorn.

Doch von eines Gartens Beete,
Wo ein ganzer Blumenflor
Zum entflammten Gott im Mittag
Seelen sterbend haucht empor,

Richten zwei besond're Blumen
Auf sich unter'm andern Chor,
Tragen mit den letzten Düften
Leise Liebesklagen vor.

Ich, einst ein Spartanerknabe,
Hyakinthos, — weißt du noch,
Wie sich deine lichte Schönheit
Neigte mir aus Himmeln hoch?

Als Aurora selb mit Staunen
Niedersah vom Morgenroth,
Wenn du frühwach schon mich suchtest
Am spartanischen Eurot.

Als dein goldner Sonnenwagen
Leer am leeren Himmel flog,
Und du mit mir badend standest
In Eurotas Flutgewog.

Wie anstatt der Strahlenwirbel
Dann um dich die Rennbahn stob,
Und anstatt der Sonnenscheibe
Deine Hand den Diskus hob.

Damals unter deiner Leitung
Hab' ich jede Kunst erprobt,
Und die Lernbegier des Zöglings
Hast du nachsichtsvoll gelobt.

O wie hab' ich mich am Lächeln
Deiner Mienen da gesonnt.
Und es thaten deine Blicke,
Was nicht meine Kraft gekonnt.

Aber wenn dein helles Antlitz
Ueberflog ein rascher Groll;
Wie verfinstert ward der Himmel
Meiner Seele, o Apoll!

Doch ich denke nun des Tages,
Wie mein schöner Pädagog
Vor mir stand in solchen Strahlen,
Daß mein Aug' sich trunken sog.

Wie, zum Schwung die Scheib' erhebend,
Er sich herrlich rückwärts bog;
Ach, ich merkte nicht, geblendet,
Daß nach mir die Scheibe flog.

Doch dem Wurf des Sonnengottes
Unterlag der ird'sche Stoff,
Als von den zerquetschten Schläfen
Mein verblutend Leben troff.

Von dem Purpur meiner Jugend
Färbte roth sich der Eurot;
Doch durch seine Thränen lächelnd
Sah der Gott mich an im Tod.

Und ich gieng, ein Blumenleben,
Neu an seinem Blick hervor,
So in ew'gem Tode suchend,
Was im Leben ich verlor.

Und wie dort des Gottes Liebe
Meine Jugend einst entflort,
So nach jedem Mittag sterb' ich
Vom geliebten Strahl durchbohrt.

Sende mir aus deiner Höhe
Eines Blickes Glanzgeschoß,
Denn in deinen Flammen wieder
Will ich sterben, Helios!

Und der Gott, im Zweifel schwebend
Ob dem goldnen Wagenjoch,
Seine Blicke halten wollend,
Senkt er sie zur Erde doch.

Aber, wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eifersüchtig
Laut ein andres Blumenwort:

Ihr nicht, sondern mir die Strahlen!
Ihr nicht, sondern mir den Tod!
Meine eifersücht'gen Qualen
Sieh', o glänzender Despot!

Nebenbuhlerinnen dulden
Lernt' ich niemals, weißt du wol,
Wie du deine Liebeshulden
Mir entzogest, hoher Sol?

Das Bewußtsein nicht entreißen
Konnt' ein Tod mir; weißt du wol?
Klytie war ich geheißen,
Und du warest mein Idol.

Damals nur um deine Strahlen,
Als um ihres Lebens Pol,
Drehte sich in Liebesqualen
Meine Seele, hoher Sol!

Und ich zürnte der Vergeudung
Meines süßen Liebeshorts,
Wenn du deine hellen Blicke
Ließest lieben anderorts.

Und ich bebte, wenn am Himmel
Du dein goldnes Haupt nur bogst,
Daß du mir entziehen würdest,
Was du endlich mir entzogst.

Weißt du, wie du meine Liebe
Mit Leukothoe betrogst,
Leben, das aus deinen Augen
Ich nur sog, aus ihren sogst?

Ach, was half es, daß ich einer
Nebenbuhlin dich entzog,
Wenn ich selb dadurch auf ewig
Mich um deine Huld betrog.

Seit dem Tag mit keinem Strahle
Auf mich nieder sah mein Gott,
Wenn er über mir am Himmel
Spornte seiner Rosse Trott.

Schmachtend zu dir aufwärts blickt' ich,
Wenn du aus dem Osten flogst,
Schmachtend zu dir aufwärts blickt' ich
Wenn du auf zum Mittag zogst.

Schmachtend aufwärts blickt' ich, wenn du
Mit der Fahrt nach Westen bogst,
Schmachtend aufwärts, bis du wieder
Glänzend aus dem Osten flogst.

Wie du stiegest, wie du sankest,
Wie du wieder neu dich hobst,
Wie du deine Liebesfunken
Ueber all die Schöpfung stobst;

Ach ich sah, daß du nur meinem
Blick mit Wolken dich umwobst,
Wie du stiegest, wie du sankest,
Wie du wieder neu dich hobst.

Nun ist Klytie verschmachtet,
Und ich blüh' als Heliotrop.
Zürnst du deiner Sonnenwende,
Daß zur Sonn' ihr Haupt sie hob?

Wie du stets dich ab mir wendest,
Nach dir wend' ich stets mich doch:
Gib, eh du ins Meer dich senkest,
Gib den letzten Blick mir noch!

Und der Gott, der stets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr doch,
Und ins Meer dann ließ er tauchen
Seiner Rosse Glanzgejoch.

Schlaget nun, ihr kühlen Fluten,
Still um diese Flammenloh,
Schlagt zusammen um die Gluten,
Denen unser Gott entfloh.

Liebesqual und Liebeswonnen,
Liebessehnsucht, Liebeshohn,
Allem ist der Gott entronnen,
Der in euern Schooß gefloh'n.

Und nun athme tiefen Schlummer
In dem duft'gen Meeresschooß,
Bis des Tagwerks Lust und Kummer
Neu dich wecket, Helios!

Aber, nun in feuchter Tiefe
Ruht dein strenger Bruder so,
Komm, nicht seinen Lichtblick scheuend,
Schwester-Göttinn, dämmerfroh!

Luna! im azurnen Meere,
Dessen Rand der Horizont,
Schwimm herauf durch Sternenwogen,
Und dein Nachen sei der Mond.

Tilge du die glut'gen Spuren
Deines Bruders lind und hold;
Sättige mit deinem Silber,
Was verschmachten ließ sein Gold.

Sieh, ein sonnenbrand-erlegner
Glutgeknickter Blumenflor
Richtet sich an deiner Strahlen
Milden Stützen leis' empor.

Und, ein Liebeduftnetz webend,
Ordnen sie im Kreis sich schon
Um ein Lager, wo auf Latmos
Schlummert dein Endymion.

O du Sonnenbrand-entnommner,
Wacher Lebensmüh' entflohn,
Ewig Schlummerduft-umschwommner,
Seliger Endymion!

Wie der Tag auf Erden toset,
Deinen Schlummer bricht kein Ton;
Wie das Licht verrätherisch koset,
Du erwachest nicht davon.

Hoch auf himmelan enthobnem
Karischem Gebirgesthron
Hüllt die Nacht mit sterngewobnem
Schleier ewig ihren Sohn.

Durch den Schleier nie gedrungen
Ist dein Glutblick, Helios!
Ihn zu heben ist gelungen
Deiner keuschen Schwester blos.

Wenn aus Lüften Luna grüßet,
Decket ihren Schlummersohn
Auf die Nacht, und Luna küsset
Deinen Traum, Endymion!

Sterne lauschet! Lüfte schweiget:
Und ihr Blumen, athmet blos!
Denn die keusche Göttinn steiget
In des ew'gen Schläfers Schooß

Laß den duft'gen Schleier wallen,
Mutter Nacht! sie nahet schon.
Laß den duft'gen Schleier fallen
Ueber sie und deinen Sohn.

Leise sey er festgezogen,
Der geheimnißvolle Flor;
Denn schon dort am Himmelsbogen
Tritt Aurora neu hervor.

F. Rückert.

Anmerkungen und Andeutungen.

(Seite 1.) **Der Alpenjäger, von Friedrich von Schiller.**

Friedrich Schiller wurde den 10. Nov. 1759 in Marbach im Würtembergischen geboren, studirte bis 1780 auf der Karlsschule in Stuttgart Medizin und wurde Arzt daselbst. Sein Trauerspiel „die Räuber" erscheint. Aufenthalt in Mannheim, Dresden und Weimar. 1789 Professor der Geschichte in Jena. Von 1799 lebte er in Weimar, wurde 1802 geadelt und starb 1805 den 9. Mai. Ausgezeichnet als lyrischer Dichter, lichtvoller Historiker, vor allen aber gefeiert als Dramatiker, der Liebling des deutschen Volkes. Sein Freund Goethe sagt von ihm in dem Epilog zu Schiller's Gedicht „die Glocke:"

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat reichgehaltig
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchstens Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

Aug. Wilh. v. Schlegel nennt ihn den tugendhaften Künstler. Sämmtliche Werke, Stuttgart und Tübingen, in verschiedenen Ausgaben (18 Bde. 12mo. — 1 Bd. Lexikonform. — 12 Bde. 8° mit Stahlstichen. — 12 Bde. 12mo, 1838). — Die ersten der Schillerschen Balladen erschienen im Musenalmanache von 1798. Der Alpenjäger, mehr lyrisch als episch, ist nach Götzinger's Meinung eines der letzten Gedichte Schiller's, vielleicht gar sein letztes, wenn man die Fragmente der großartigen Tragödie Demetrius ausnimmt. Nach Götzinger liegt dieser Ballade eine Sage aus dem Ormont-Thale des Waadtlandes zu Grunde, auf die Schiller wahrscheinlich bei den Vorstudien zum Wilhelm Tell gekommen sei. Uebrigens giebt der Volksglaube den meisten Gebirgen Herrscher aus dem Geisterreiche. So hat der Harz den Brockengeist an den nächtlichen Feuern des Brockens, das Riesengebirge und die Sudeten bewohnt Rübezahl, und neckt, erschreckt, oder beschenkt die Wanderer (Musäus Volksmährchen), der Schwarzwald besitzt den freundlichen Schatzhauser im dunkeln Tannenwalde (W. Hauff's Mährchen) u. s. w., die sich freilich alle auf andere Art äußern, als hier der Geisterkönig der Alpenwelt, der milde schützende Bergesalte. — Flieht die zitternde Gazelle st. Gemse. Gazelle und Gemse gehören übrigens zu derselben Thierfamilie, zu der der Antilopen.

(S. 2.) **Der Schweizer, aus des Knaben Wunderhorn.**

Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder, gaben L. Achim von Arnim und Clemens Brentano 1806 in Heidelberg heraus. Im Jahre 1819 erschien eine neue Ausgabe in drei Bänden. — Percy's vortreffliche Reliques of ancient english poetry etc. weckten auch in Deutschland den Sinn für Volkspoesie; sie offenbarten den Reichthum, die Tiefe und Innigkeit, welche in dieser liegen, und vermochten die Deutschen, auch auf den Schatz ihrer Volkslieder zu

schauen. Eschenburg und Bodmer gaben Uebersetzungen aus Percy heraus. Im Jahre 1779 erschienen Herder's Stimmen der Völker in Liedern, ebenfalls durch Percy hervorgerufen (siehe Herder z. schönen Litteratur und Kunst, VII. Seite 87), und gaben spanische, schottische, englische, nordische u. s. w. Volkspoesien in deutscher Sprache und zu bunten Reihen geordnet. Arnim und Brentano (s. die Namen weiter unten unter den eignen Gedichten) beschränkten sich auf die Fülle deutscher Lieder. Zu bedauern ist nur, daß diese ohne alle Ordnung (etwa nach dem muthmaßlichen Alter, oder nach bestimmten Gegenden, in welchen sie ertönen) abgedruckt sind. Vielfach werden sie ergänzt durch J. Görres, alte deutsche Volks- und Meisterlieder, 1817. — Von neueren, besseren Erscheinungen wären noch anzuführen: Talvj (Therese A. L. von Jakob), Volkslieder der Serben; übers. und eingeleitet. 2 Bde. Halle 1826 u. 27. — Neugriechische Volkslieder, gesammelt von Fauriel, Paris 1824 u. 25. Uebersetzt v. Wilhelm Müller (dem Dichter der Griechenlieder). 2 Bde. Leipzig 1825. — Geijer und Afzelius, schwedische Volkslieder, übers. von Mohnike. Berlin 1830. — O. L. B. Wolff, Halle der Völker, Sammlung der vorzüglichsten Volkslieder der bekanntesten Nationen, größtentheils zum ersten Male in das Deutsche übertragen. 2 Thle. Frankfurt 1837. — O. L. B. Wolff, 101 historische Volkslieder der Deutschen. — Volkslieder der Deutschen. Eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder von der Mitte des 15. bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Fr. K. von Erlach. 4 Bde. Mannheim 1835. — A. Kopisch, Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Gesammelt und übers. 4 Lieferungen. Berlin 1838. — Eine Sammlung von Volksliedern giebt auch die bekannte Bibliothek des Frohsinns unter dem Titel „Volksharfe", die aber nur Bekanntes enthält. — Das vorliegende Gedicht drückt das Heimweh, die Sehnsucht des Alpensohnes nach

den heimischen Matten und Bergen, wo der Kuhreigen klingt und das Glockengeläute der Heerden, in den einfachsten, innigsten Worten aus. Als der Schweizer drüben über dem Strome das Alphorn hörte, wollte es ihn nicht mehr in Straßburg leiden; er floh aus dem Regimente, ward gefangen und soll erschossen werden. Goethe nennt dieses Gedicht in der Rezension des Wunderhorns (sämmtl. Werke, 33. Bd., S. 190): „Recht gut; sentimentaler, aber lange nicht so gut als der Tamboursgesell." Der Tamboursgesell soll auch als Deserteur gehangen werden, ist aber heiter und fest, begrüßt den Galgen und sagt Berg und Hügelein, Offizieren, dem Korporal und den Grenadieren Lebewohl. Beide Gedichte, und besonders das letzte, von dem Goethe sagt, daß ihm der Einsehende schwerlich ein Gleiches an die Seite setzen könne, sind reine, unverfälschte Klänge aus dem Munde des Volkes, treue Abspiegelungen seines Sinnes und Gefühls.

(S. 4.) **Die drei Knaben im Walde, von J. Falk.**

Johannes Falk wurde 1770 in Danzig geboren, Sohn eines Perückenmachers, bezog 1798 die Universität Halle und ließ sich später als Privatgelehrter in Weimar nieder. Legationsrath daselbst und Vorsteher eines Vereins für verlassene Kinder. Starb d. 14. Februar 1826. Auserlesene Werke. Leipzig 1819. 3 Bde. — Falk mag einen Vorfall, der sich in der Zeit seines Aufenthalts in Weimar ereignete, bearbeitet haben. Das Dörflein lag wohl jenseits der Ilm. An der Ilm, einem Flüßchen, das auf dem Thüringerwalde aus dem Ilmbrunnen entspringt und oberhalb Kösen in die Saale mündet, liegt Weimar. Schiller läßt sie (die Flüsse in den Xenien) in Bezug auf die glänzende Epoche Weimars, das damals die größten Geister Deutschlands in seinen Mauern vereinigte, sagen:

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

(S. 6.) **Der Postillion, von Nikolaus Lenau.**

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, genannt Nikolaus Lenau, wurde 1802 zu Czadat in Ungarn geboren, reis'te nach Nordamerika und lebt jetzt in Wien oder auf seinen Gütern. Dem Gerüchte nach soll er aber bald auf immer Europa mit dem freien Nordamerika vertauschen wollen. (Siehe Freihafen v. 1839. 2. Bd. Briefe über österreichische Literatur von Stephan Thurm.) — Gedichte. 3. Aufl. Stuttgart 1837. — Neue Gedichte, daselbst 1838. — Faust, eine Tragödie, 1836. — Savanarola, ein Epos, 1837. — Die tiefste, wärmste Liebe für die Schönheiten der Natur, man möchte sie Schwärmerei nennen, und hat sie auch so genannt, lebt in Lenau's Poesien. Auch in seinen erzählenden Gedichten herrschen farben= und tönereiche Naturschilderungen vor, in die meistens, wie in dem vorliegenden, „der Postillion", ein wehmüthiger Akkord hineinrauscht.

(S. 7.) **Die Kuh, von G. A. Bürger.**

Gottfried August Bürger wurde den 1. Januar 1748 zu Wolmerswende im Fürstenthum Halberstadt geboren, bezog 1764 die Universität Halle, um Theologie zu studiren, und 1768 Göttingen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Hier war er Mitglied des Dichterbundes (des Hainbundes), dessen übrige Theilnehmer Friedrich Leopold und Christian Grafen von Stolberg, Voß, Boje, Hölty u. A. waren. 1772 Amtmann zu Altengleichen. 1785 in Göttingen, mit der geliebten Molly vermählt. 1789 außerordentlicher Professor daselbst. Stirbt 1794, von seiner dritten Frau getrennt, krank, arm und verlassen. Sämmtliche Werke in 1 Bande. Göttingen 1835. Eigentlicher Vater der deutschen Ballade. — Eine einseitige, theilweise ungerechte Beurtheilung der Bürgerischen Gedichte, die den kranken Dichter auf das Tiefste verwundete, gab Schiller (Werke in 1 Bde. S. 1274 ff.); scharf aufgefaßt und vollkommen gewürdigt, nach Verdienst gelobt und getadelt,

wurde aber Bürger von Aug. Wilh. Schlegel in dem Aufsatze „über Bürgers Werke“ (Charakteristiken und Kritiken von Aug. Wilh. und Friedr. Schlegel. 2ter Bd. Königsberg 1801). — Von dem vorliegenden Gedichte „die Kuh“, das zu seinem Vortheile mit dem Lied vom braven Manne verglichen wird, sagt Schlegel: „Vorn führt er uns mit der naivsten Wahrheit in die Beschränktheit einer Glückslage hinein, wo der Verlust einer Kuh zum großen und unüberwindlichen Leiden wird. Daß die arme Wittwe bei dem Brüllen im Stalle sich vor einem bösen Geiste ängstigt, giebt der Sache etwas Wunderbares, und ist doch eben so natürlich, wie ihre verdoppelte Freude beim Anblick der Kuh rührend. Es ist Alles aus dem Stoffe gemacht, was daraus werden konnte, ohne Prunk und Künstelei; das Ganze ist durchaus liebenswürdig und gemüthlich.“ Eine ähnliche wohlthätige Handlung, wie diese, welche Bürger hier einem Freimaurer (die letzte Strophe: „So schwur mir ein Maurer“ ꝛc.) zuschreibt, erzählt der Ritter von Ramsay in seinem Leben Fenelon's (aus dem Französischen übers. Coblenz 1826) von diesem, dem edeln Erzbischof von Cambrai und Verfasser des Telemach. Nur ist hier keine Wittwe, sondern ein armer Bauer, und Fenelon kauft keine neue Kuh, sondern sucht bei Nacht die alte, die er dann freudig in den Stall führt. Diese Mittheilung hat auch ein deutscher Dichter bearbeitet.

(S. 11.) **Der Sänger,** von **J. W. v. Goethe.**

Johann Wolfgang Goethe wurde den 28. Aug. 1749 in Frankfurt am Main geboren und widmete sich, nachdem er eine heitere, schöne Kindheit unter den angenehmsten Verhältnissen im älterlichen Hause zugebracht hatte, in Leipzig und Straßburg dem Studium der Rechtswissenschaften. Von 1771 lebte und dichtete er in seiner Vaterstadt, bis ihn der Herzog von Weimar, angezogen von seinen Dichtungen, als Legationsrath an seinen Hof zog. Hier stieg er von Stufe zu Stufe im Staatsleben bis zum Minister. Er war die leuchtende blaue Blume

(Novalis Heinrich von Osterdingen) in dem Mittelpunkte des reichen Kranzes, den eine edle, liebenswürdige Fürstenfamilie, den ausgezeichnete Dichter, tiefe Denker, scharfsinnige Gelehrte, gewandte Hofleute (v. Einsiedel) und schöne, geistreiche Frauen bildeten. Nur einige Mal unterbrachen genußreiche Reisen (nach Italien, an den Rhein u. s. w.) seinen Aufenthalt in dem deutschen Athen. Ganz Deutschland neigte sich in Ehrfurcht und Liebe vor ihm, dem Geisterkönig, wie ihn der geistreiche Verstorbene (Fürst Pückler Muskau) nennt, und die größesten Dichter des Auslandes, Lord Byron und Manzoni, brachten ihm ihre warmen Huldigungen. In ungeschwächter Gesundheit, ein majestätischer Greis, endete Goethe am 22. März 1832 seine Tage. Die besten Aufschlüsse über sein Leben hat er selbst in „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" (sämmtl. Werke, 25.—27. Bd.) gegeben, woran sich als Fortsetzung und Erklärung die „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse" (sämmtl. Werke, 31. u. 32. Bd.) schließen. — Der Urtheile über Goethe sind so viele, von den ungemessensten Vergötterungen bis zum kleinlichsten Neide, von der ungeheuchelten Verehrung des größten Theiles der Mitwelt bis zur Auffassung Wolfgang Menzel's in seiner deutschen Literatur (Stuttg. 1828. 2 Bde. — 2. Aufl. 1836), der Goethe's Werke als die Mütter von vielen Sünden der Zeit betrachtet wünschte, und zu dem Haß des Demokraten Ludw. Börne gegen den Aristokraten, daß wir kein einzelnes anführen können, um dadurch nicht die Zahl der übrigen auszuschließen. — Sämmtliche Werke. Stuttg. 55 Bde., worunter 14 Bde. den Nachlaß ausmachen. — Die Ballade „der Sänger", die in ihrer Frische und Rüstigkeit, in ihrer Lebendigkeit und raschen Bewegung alle Vorzüge der Goethe'schen erzählenden Gedichte so reichlich trägt, wird in Wilhelm Meisters Lehrjahren (sämmtl. Werke. 18. Bd. S. 205) von dem räthselhaften Alten vor Wilhelm und den Schauspielern in dem Gasthause gesungen. Nach geendetem Liede ergreift auch er, wie der Sänger, von

dem er eben gemeldet, ein Glas Wein und trinkt es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, aus. Der Sänger verschmäht in diesem Liede Schätze und Ehrenstellen; das Lied, das aus der Kehle dringt, ein Becher Wein, der Trunk der Labe, und Hörer sind ihm genug auf der Welt.

(S. 12.) Hochzeitlied, von J. W. v. Goethe.

Götzinger erzählt S. 333 die Sage aus dem Munde des Volkes von einem Grafen von Eilenburg bei Leipzig. Was Goethe in seinem Gedichte nur angedeutet hat, daß die Zwerge dem Hause des Grafen Glück und Segen bringen, spricht die Volkssage ganz deutlich aus. Vor lästiger Neugier flieht das Geschlecht der Zwerge und mit ihm das Glück. Viele Burgen und adlige Familien Deutschlands hatten Hausgeister, wie hier die eilenburger Zwerge, zu Beschützern, und irgendwo, entweder in A. v. Sternberg's Schiffersagen oder in H. Smidt's Seenovellen, habe ich sogar von einem Schiffe gelesen, worauf in einem Kästchen ein segnender Genius wohnte, der aber auf immer wich, als der verwilderte junge Besitzer die Kiste ins Meer warf. Auch das rechberger Klopferle, das jedes Mal auf der Burg Rechberg — in der Nähe vom Hohenstaufen — klopft, wenn einer aus der Familie sterben soll, gehört in diese Klasse. Jeden wird das Ungezwungene und Natürliche, das heitere Sichgehenlassen, die Rührigkeit und Lebendigkeit des Goethe'schen Hochzeitliedes erfreuen, und die Tonmalereien, das Tändeln und Spielen mit klingenden Reimen, das sonst so oft lächerlich und unerträglich wird, geben dem Gedichte keine geringe Anmuth.

(S. 14.) Des armen Suschen Traum, von G. A. Bürger.

A. Wilh. Schlegel sagt: „In des armen Suschens Traum ist der so natürliche und volksmäßige Glaube an sinnbildliche Deutung der Träume rührend benutzt: die Folge und Verknüpfung der Bilder ist wirklich träume-

risch, und das Pathetische anspruchslos." Die Myrthe bildet, wenigstens in Deutschland, den Kranz der Bräute (in Frankreich sind's Orangenblüthen); der dunkle Rosmarin flicht sich in die Todtenkronen auf Särgen und Gräbern.

(S. 16.) **Hans Euler, von J. G. Seidl.**

Johann Gabriel Seidl wurde den 24. Juni 1804 zu Wien geboren, studirte daselbst und lebt jetzt als Professor am Gymnasium zu Cilli in Steiermark. Dichtungen. 2 Bde. Wien 1826. Seitdem Mehreres von ihm; vieles auch zerstreut in Taschenbüchern und Zeitschriften. — Unsere Ballade scheint Seidl nach einer wahren Begebenheit brarbeitet zu haben. Sie spielt in Tyrol. Der Fremde ist ein Baier oder Franzose und will seinen Bruder rächen, den Hans Euler, als er unter dem Sandwirth vom Passeir für sein liebes Vaterland kämpfte, erschlagen hat. Vorzüglich gelungen ist die Schilderung des Alpenlandes, und sie mußte es sein, da die Größe und Herrlichkeit der Gegend und die biedere Treue des Sohns dieses Landes es bewirken, daß der Fremde vergibt und verzeiht. Wir können uns nicht enthalten, dem anmuthigen Gemälde, welches uns hier Seidl giebt, ein anderes, nicht minder anmuthiges voll schöner, freilich zum Theil gewagter Bilder, von Anastasius Grün (s. d. Anm. Nro. 30) zur Seite zu stellen. Er besingt (der letzte Ritter S. 110 ff.) die schweizerische Alpenwelt und schaut dabei helles Blicks auf die Freiheit und Kraft der Männer, die einst dieses Land bewohnten.

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's, gleich einem Buche, geschrieben von Gotteshand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sankt Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Seht dort den mächt'gen Felsberg, der Mönch heißt er im Land,
Der freie Aar umkreis't ihm der kahlen Stirne Rand,
Fels ist die graue Kutte, Schnee seiner Scheitel Zier,
Das Weltall seine Zelle, das Sternzelt sein Brevier.

Ist wo ein Mönch, bleibt sicher die Predigt auch nicht aus,
Der spricht im Lavinendonner, im rauschenden Quellengebraus,
Freiheit! das ist sein Spruchtext; ihr Herr'n will's euch nicht
freun?
Der Pater ist ein Ketzer, sie sperr'n ihn einst noch ein!

Seht dort im weißen Schleier aufragt der Jungfrau Haupt,
Als Bräut'gam hat ihr der Morgen mit Rosen die Stirn'
umlaubt,
Mit bunten Blumen hat sie gestickt das grüne Gewand,
Dran spielen rauschende Quellen, wie'n flatternd Silberband.

Ob ihr wölbt sich zur Kuppel der Lüfte blauer Strom,
Der spitzen Gletscher Reihe rings scheint die Orgel im Dom;
Fürwahr, mich däucht, wo Jungfrau und Orgel zusammenkam,
Blieb da Musik und Sang aus, das wäre wundersam.

Horch, wie ihr Lied an Herzen so herrlich, kräftig pocht!
Freiheit! Freiheit! so singt sie, daß jeglich Herzblut kocht;
Beim Himmel, niemals sangen der Erde Töchter so schön,
Es müssen Gottes Engel im Chore sie umstehn!

Im Schweizerland da springen die Quellen frei empor,
Frei schweben die segelnden Wolken und singender Vögel Chor,
Frei blickt vom Firn die Gemse auf krachende Wetter herab,
Und freie Weste flüstern um freier Helden Grab u. s. w.

(S. 17.) Das Schloß am Meere, von L. Uhland.

Ludwig Uhland wurde den 26. April 1787 zu Stuttgart geboren, studirte in Tübingen, wo ihn und seinen Freund Justinus Kerner das damals erschienene Wunderhorn ungemein anzog, und reiste wegen historischer Studien nach Paris, von wo er 1811 zurückkehrte. Seiner Stelle als Professor der deutschen Literatur in Tübingen entsagte er später und widmete sich fast ausschließlich seinen Pflichten als Abgeordneter bei dem würtembergischen Landtage und bedeutenden historischen Arbeiten. In neuester Zeit ist seine Reise nach Wien bekannt geworden. — Gedichte, Stuttg. 1819. Gegenwärtig d. 13. Auflage (Nachdrücke ungerechnet) 1839. Außerdem Dramatisches (Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier) und Historisches, wie der Wal-

ther von der Vogelweide und die nordischen Sagenforschungen. — Uhland ist der größte Romanzen- und Balladendichter Deutschlands. Er kennt seine Kräfte und wählt diesen angemessene, günstige Stoffe, die er vollkommen erschöpft. Und die Art, wie er dies thut, ist so natürlich und ungezwungen, daß eben ein unwiderstehlicher Zauber in dieser Natur liegt, und jede Zeile den geborenen Dichter verkündet; in Allem grünet und blühet die reichste unverwelkliche Poesie, tausende von Blumen wiegen die duftigen Häupter, und in vollen Tönen klingt die wundervolle Romantik des deutschen Mittelalters hinein. Hierzu kommt noch die schönste Form, der größeste Wohllaut, der beinahe alle Gedichte Uhland's singbar und zu echten Volkspoesien macht. Deutschland hat bereits entschieden; von allen unsern Dichtern möchte nach Schiller kaum einer so sehr im Volke verbreitet sein, wie Uhland. *) Auch Heinrich Heine (s. d. Anmerk. Nro. 64), den man bisher fälschlich für einen Verkleinerer und Neider Uhland's hielt und ausgab, hat im Schwabenspiegel (Jahrbuch für Literatur, Hamburg 1839), worin er übrigens verehrte Männer mit schonungsloser Malice angreift, seine Liebe und Verehrung zu dem großen Dichter in Worten ausgesprochen, die nicht anders als wahr sein können. — Unsere Romanze ist der schönste Beweis für das eben ausgesprochene Lob.

(S. 18.) **Frühlingsfahrt,** von **J. v. Eichendorff.**

Joseph Freiherr von Eichendorff wurde den 10. März 1788 auf einem Landgute bei Ratibor in Schlesien geboren, studirte bis 1808 Rechtswissenschaften in Halle, reiste nach Paris, lebte in Wien und kämpfte als Freiwilliger in den Freiheitskriegen von 1813—15. 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 in Königsberg. Lebt gegenwärtig in Berlin. — Gedichte, Berlin 1837.

---

*) Characteristik Uhland's im 1. Jahrgange von Menzel's Taschenbuch Moosrosen.

Außerdem Novellen und Dramen. Als Urtheil über ihn führen wir die schönen und treffenden Worte Gustav Kühne's in der Recension von Eichendorff's Gedichten (Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1838. Nro. 57) an: „Aus dieser Sphäre — der deutschen Romantik — erwuchs Eichendorff, und er ist eine außerordentlich liebenswürdige Offenbarung dieser deutschen Geisteswelt, gesund und tüchtig, frisch und innig, bis zur Musik weich und träumerisch und bis zum Humor fröhlich und frei. So was man ein gutes Herz nennt, das bezeichnet Eichendorff's Stimmung, ein gutes Herz, das weniger um die Strömungen des Geistes bekümmert, sich der Natur in die Arme wirft und aus ihr den Geist herauszufühlen meint, den Geist, die Liebe, die Religion und alle hellen Freuden und alle dunkeln Gefühle des Lebens. Und diese Muse mit dem guten Herzen hat ein sehr feines Ohr für die Naturtöne, es erlauscht sich die Magie der Sprache, in der sich die Elemente unterhalten, so daß das Reich der äußern Welt ein allbelebtes wird, ein Instrument mit tausend Saiten, auf welchen die Seele des Menschen spielt." Sonst wo (in den weiblichen und männlichen Charakteren. Leipzig 1838. 2. Band) hat Kühne Eichendorffen den liebenswürdigen Frühlingsvagabunden genannt.

(S. 20.) **Der Reiter und der Bodensee**, von **G. Schwab.**

Gustav Schwab, geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, besuchte das dortige Gymnasium und dann die Universität Tübingen, reiste nach Norddeutschland, wurde bei seiner Rückkehr Repetent am evangelisch-theologischen Seminar in Tübingen und 1817 Professor am Gymnasium in Stuttgart. Erst vor wenigen Jahren gab er diese Stelle auf und lebt gegenwärtig als Pfarrer zu Gomaringen bei Tübingen. Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1828 u. 29. 2 Bde. Neue Auswahl, Stuttgart 1838. Außerdem Sagen, Philologica, Mitherausgeber des Musenalmanachs, Topographien,

Sammlung u. s. w. — Schwab ist der bedeutendste, wenn auch nicht der talentvollste, unter den Nachahmern Uhland's, ein wahrer Sohn des Schwabenlandes; frisch, heiter und rüstig, wie seine Gedichte, ist sein Leben und sein Aeußeres. — Nach Götzinger war der Bodensee im Jahre 1695 ungemein fest zugefroren; 1830 hatte er wieder eine Eisrinde. Schwab's Ballade mag wohl bei den Vorarbeiten zu seinem Buche „der Bodensee nebst dem Rheinthale, Stuttg. 1827" entstanden sein.

(S. 23.) **Ritter Bruno's Abendandacht,** von **F. Kind.**

Friedrich Kind, geboren 1768 zu Leipzig, studirte daselbst, ward Advokat und lebt gegenwärtig als Privatmann in angenehmen Verhältnissen, die ihm zum Theil der Ertrag seiner literarischen Arbeiten verschafft hat, in Dresden (Telegraph für Deutschland. 1838. Nro. 130). Kind ist eine gemüthliche Erscheinung, aber keineswegs ein großer Dichter. Götzinger, der, beiläufig gesagt, so überaus wegwerfend von Friedrich Schlegel spricht, Götzinger, der leider manchmal noch gar zu sehr in den Banden der guten alten Zeit liegt, stellt ihn viel zu hoch; doch verdient er auch keineswegs den Tadel, den der Verfasser der kleinen Schwärmer über die neueste deutsche Literatur — Frankfurt, 1827 — Wilhelm Ernst Weber, über ihn ausspricht:

Dir verleihet der Namen ein Schild, denn nennt man dein Machwerk
Kindisch, hat man das Ding nur bei dem Namen genannt.

Unsere Zeit hat als Beiträge zur geheimnißvollen Geisterkunde viele Beispiele, wahre oder erlogene, zu Tag gefördert von geliebten Sterbenden, die in der Stunde ihres Abschieds von dieser Welt den fernen Theueren noch einmal erschienen. Kind staffirt solch ein sentimentales Bild mit den Heiligenscheinen, mit dem durchstochenen Mutterherzen, mit den Warten der Burgen und den Gestalten des Mittelalters aus. — Der

Gottfrieds Fahnen eine Hülfsschaar zugebracht. Hier ist natürlich Gottfried von Bouillon gemeint. Als Anhänger Kaiser Heinrich's IV. erschlug er, der des Reiches Banner trug, den Gegenkönig Rudolf in der Schlacht bei Merseburg (1080), erstieg zuerst die Mauern Roms, ward, früher nur Graf von Boulogne, Herzog von Lothringen, war mäßig, keusch, milde, fromm, freundlich und freigebig, nahm das Kreuz und veräußerte, um würdig den Zug anzutreten, sogar seine Stammgüter. Das Kreuzheer erwählte ihn zu seinem obersten Anführer, Jerusalem ward erobert, und Gottfried, der keine Königskrone tragen wollte, wo Christus eine Dornenkrone getragen hatte, Beschützer des heiligen Grabs. Zu früh für den neuen christlichen Staat starb er den 18. Juli 1100. (Aus Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. I.). Von Tasso's bekanntem großem Epos „la Gerusalemme liberata" heißt in älteren Ausgaben (u. a. in Venetia 1620. 16mo) der Titel „il Goffredo," weil, wenn auch andere Helden bisweilen in den Vordergrund treten, uns Gottfried doch, erhaben über die Leidenschaften, leuchtend immer vor Augen steht. Der junge Ritter mag sein Fähnlein herbeigeführt haben, als Gottfried mit einem Theile des Kreuzheeres in der Mitte des Augusts 1096 vom Rheine aufbrach.

(S. 25.) **Des Sängers Fluch**, von **L. Uhland**.

Der König ermordet den Jüngling, und der Greis schleudert seinen Fluch wie einen vernichtenden Blitz auf Schloß und Gärten und vor allen auf den Mörder selbst. Die gewaltige Zeit hat die Hallen zerbrochen, die Zeit, die auch aus der einst blühenden Campagna di Roma einen giftigen Sumpf schuf, hat die Gärten verödet; des Sängers Mund hat den Namen des Königs nicht fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, er hat ihn verflucht und ausgelöscht aus der Geschichte. Denn die Dichter sind es nach Uhland, die die Helden erhöhen, und der Herrscher, der des süßesten Sängers Brust durch-

bohrt, daß statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt, verdiente es, daß sein Gedächtniß aussterbe. Bei dem Grabe des Achilles am Skamander und brandenden Meeresufer rief Alexander mit Thränen im Auge: „Glücklicher Jüngling, der du einen Homer gefunden hast!"

(S. 27.) **König Karl's Meerfahrt,** von **L. Uhland.**

Die Erklärung dieses Gedichts könnte leicht zu einer eigenen kleinen Abhandlung anwachsen, wenn man nur einigermaßen theils die Fabeln über Karl'n den Großen, worunter auch sein Zug nach Jerusalem gehört, theils die Sagen über die einzelnen Helden, die mit jenen in Verbindung stehen, erörtern und auf die Schönheiten des Gedichts, die in der größesten Einfachheit beruhen, aufmerksam machen wollte. Wir fassen uns hier kürzer. — Zum heil'gen Lande steuert er. Die Nachwelt war nicht zufrieden, die Thaten Karl's in ihrer wahrhaften Größe darzustellen; sie glaubte seinen Ruhm zu erhöhen, wenn sie seine Geschichte mit Abenteuern und Fabeln ausschmückte. So entstanden jene vielen, meistens altfranzösischen Romane und so vor allen Turpini vita Caroli Magni et Rolandi (bei Sim. Schard, Germ. rerum quatuor Chronographi. Francof. 1566), welches uns Friedrich Schlegel in neuer Zeit in wohlklingenden Assonanzen wiedergegeben hat. Auch der Zug nach dem gelobten Lande gehört in diese Reihe. Siehe namentlich Wilken: über den fabelhaften Zug Karl's des Großen nach Palästina. Erste Beilage zur Geschichte der Kreuzzüge. (Luden, Bd. 4. S. 313 und 531). Eginhard sagt nur (cap. 16 bei Pertz in monument. Tom. II. pag. 451): „Als die Abgeordneten des Kaisers, so er mit Gaben zu unsers Herrn und Erlösers heiligem Grabe und dem Orte der Auferstehung gesendet, zu jenem (dem Chalifen Harun al Raschid) kamen und ihm den Willen ihres Herrn anzeigten; so gewährte derselbe nicht nur jegliches Verlangen, sondern ließ sogar jene geweihte und segensreiche Stelle der kaiserlichen Macht Karl's beischreiben; und indem er den heimkeh-

renden Gesandten eigene beigesellet, gab er diesen von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Auserkorenste als Geschenke für ihn mit, sowie er ihm wenige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damals selbst besaß, auf sein Bitten gesendet." Und weiter unten (cap. 27) erwähnt er, Karl habe die armen Christen in Jerusalem, wie auch an andern Orten, in Alexandria, Carthago u. s. w., mit Geld unterstützt. (Elemosynam misit, Almosen). Aus jenem Besitze, der sich doch wohl nur auf den Tempelraum, der das Grab umschließt, beschränkte und bloße Artigkeit des Chalifen war, schlossen der Pseudo-Turpin und andere Neuere im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in der Zeit der Kreuzzüge, auf Kriege und Eroberungen (ab. Eckhart, comm. de rebus Franciae orientalis, tom. II.). Sie, und unter ihnen der ganz späte, allerdings fast durchaus unzuverlässige auctor incertus (ap. Urstisium, Germ. hist. tom. II.), der mir gerade zur Hand ist, behaupten gerade zu, Karl sei über Constantinopel nach dem heiligen Lande gezogen, habe Jerusalem eingenommen und als Trophäen viele Reliquien (digna et sacrosancta pignora), wie acht Dornen aus der Dornenkrone Christi, dessen Schweißtuch, das Hemd Mariens u. a. nach Aachen zurückgebracht. — Mit seinen zwölf Genossen. Die zwölf Pairs, welche in dem späteren Mittelalter als mächtigste Vasallen von Frankreich vorkommen, gaben den Romanschreibern Veranlassung, auch um die Person Karl's des Großen, wie um die Arthur's von England (oder richtiger vom südlichen Wales, im sechsten Jahrhundert), einen solchen Kreis zu stellen. Die Zahl zwölf ist aus jener späteren Verfassung Frankreichs auch in die alte Mythe übergetragen worden. Nach andern sollte die Herrschaft Karl's der Abglanz des Reiches Christi auf Erden sein, die Pairs sollten seine Boten, seine Ritterschaft sein, wie die Apostel nach den Begriffen jener Zeit eine geistliche Ritterschaft um die Person Jesu bildeten. Wie Christus mit den Aposteln die Welt

gewann für seine Lehre, so Karl mit seinen Helden alle Lande dem großen Reiche. In den verschiedenen Romanen werden die zwölf Genossen verschieden angegeben. Einige, die Uhland hier anführt, sind entschieden nicht darunter gewesen. Götzinger hat einige Notizen über Alle aus den Volksbüchern und alten Romanen gesammelt; ich begnüge mich, über die bedeutenderen vorzüglich das Historische anzumerken. — Roland oder Rutland war in Wirklichkeit Markgraf der Meeresküste von der Bretagne (Eginhart, cap. 9), ein gewaltiger Mann, der mit Karl nach Spanien zog und dort bei Roncevall fiel. Die Sage macht ihn zu einem Sohne von Bertha, Karl's Schwester, und Milo von Anglante oder Angleren, der ein mächtiger Herr gewesen sein muß, weil Turpin ihn Karl'n an die Seite setzt und sagt, beide seien aufgebrochen, den Christen in Spanien zu helfen. Sie giebt ihm auch einen Bruder Balduin, der dem Blutbade bei Roncevall entrann, und nennt ihn Grafen von Guyenne (Cenoman). Er ist der Held von Turpins Chronik und in den Volksbüchern, wie z. B. den Heimonskindern, immer fast der erste. Durch Ganelon fiel er in Hinterhalt, ward auf den Tod verwundet und blies hülferufend so stark in sein Horn, daß ihm die Adern zersprangen. Karl ließ ihn in Blava (Blave in Saintonges) in St. Romanus Dom mit dem elfenbeinernen Horne und seinem Schwerte Durandal (Durenda, Durandarte), das nie zersprang, begraben. Roland's Streitroß heißt Falerich, sein Helm, der ihn bei Roncevall nicht schützen konnte, Venerant, und das Horn Olifante. Der ritterliche König Franz I. öffnete 1526 das Grab, indem er ein Stück aus dem Marmor schlug. Er ist der Held von zweien der größesten Epen geworden, die alle Poesie hat. Die Geschichte verbannt seine Abenteuer mit Recht aus ihrem Gebiete, aber Ariosto und Bojardo werden ihn auch noch dann unsterblich erhalten, wenn schon die hohen Steingebilde auf unsern Märkten, die ihm die alte Zeit gesetzt hat (der Roland in Bremen), gefallen sind. — Herr Holger

aus Dänemark (von der dänischen Mark, der Däne) scheint auch mehr, als bloß mythische Person zu sein. Die Sage läßt ihn einen Enkel Doolins von Mainz (Maganz) sein, hoch in der Gunst Karl's des Großen stehn, auch im Roncevaller Grunde fallen und auf der Rückkehr in Belinum begraben werden. Der bekannte Dramatiker Oehlenschläger bringt uns, wahrscheinlich nach Bartholinus, Alger'n als Sohn des historischen Dänenkönigs Godefried. Als Kind ist er, nach ihm, nach Deutschland gekommen, nachdem ihn Räuber aus der Heimath gestohlen, und dort Karl's Freund und Herzog am Rheine geworden. Hier sei noch die scharfsinnige Vermuthung Eckharts (comm. de rebus Franc. Or. tom. I. p. 633) angeführt. Er nennt Holger einen Franken, genannt Autcharius oder Otgerius, der mit Dänemark gar nichts zu schaffen habe. Seine Geschichte, im elften Jahrhundert verfaßt, die Mabillon in Meaux (Meldis) entdeckt habe, erzähle: Otger sei vorzugsweise ein tapferer Streiter und Kämpfer gewesen; ein tapferer Streiter aber sei häufig von den älteren Deutschen Degen genannt worden. Dies wird mit vielen Beispielen belegt, und aus dem ehrenden Beinamen Degen, sächsisch thaegn, then, than, der Beiname Danus und das Uebrige hergeleitet. Die Provencalen haben ersteres Wort gefunden, nicht verstanden und zuerst so erklärt, und die Dänen mit Freuden solch einen berühmten Landsmann, über welchen Bartholinus gar ein Buch geschrieben, sich zugeeignet. Nach Eckhart, der dies aus Mabillonii Ann. Benedict. lib. XXVII. anführt, ist auch zu Meaux das angebliche Grab des Helden, aus dem wir erfahren, daß seine Schwester Auda Roland's Gemahlin gewesen sei, und nicht die Schwester Oliver's, wie Götzinger sagt. — Oliver, der Sohn Reyniers von Genua, fiel mit Roland, mit dem er im Leben verbunden, bei Roncevall. Man fand seine Leiche gräßlich verstümmelt, und begraben wurde er zu Belinum. Wie um die Alteklare — Name seines Schwertes. Karl's Schwert hieß Gaudiose, Roland's, wie oben

erwähnt, Durandal, Holger's Kurtein und das Siegfried's, des Helden der Nibelungen, Balmung. — Der schlimme Ganelon, den der Pseudo-Turpin cap. 4 unter den Führern Karls nennt, und cap. 21 von ihm erzählt, daß er, von sarazenischem Golde bestochen, die Christen verrathen und einen Theil des Heeres unter die Feinde in den roncevaller Grund geführt habe, wo Roland und die übrigen Genossen alle fielen, wurde wegen dieses Verbrechens, nachdem der Kämpfer für seine Ehre und Unschuld, Pinabell, im Gottesurtheil erschlagen war, geviertheilt. Er wird von Mainz genannt und von allen Sagenschreibern als falsch, tückisch und treulos bezeichnet. Eckhart's Vermuthung, daß er eins sei mit dem spätern Erzbischof Wenilo (Guanilo in Prudentii Trec. annal. ad an. 859 bei Pertz p. 453), der gegen Karl den Kahlen treulos gewesen, ist wohl nicht haltbar. — Den Erzbischof Turpin (Tilpin) von Rheims stellt uns die Geschichte als einen bedeutenden und angesehenen Geistlichen Galliens dar; die Sage giebt ihm neben dem Kreuze auch ein Schwert, das sie ihn namentlich im spanischen Kriege wacker schwingen läßt. Unter seinem Namen erschienen gegen das Ende des 11. Jahrhunderts die bekannten Fabeln, von denen aber Papst Calixt II. 1122 erklärte, historiam S. Caroli descriptam a beato Turpino Archiepisc. Rhemensi esse authenticam. — Graf Richard Ohnefurcht. Der historische Graf Richard wird villarum regiarum provisor genannt, war mehrmals Abgeordneter bei Verhandlungen mit Weltlichen und Geistlichen und, nach Nidhard, ein Verwandter Angilbert's, des Freundes und Vertrauten des Kaisers, der am Hofe Homerus hieß. Nithard aber war der Sohn Angilbert's und Bertha's, der Tochter Karl's des Großen. Der Graf Richard von der Normandie der Sage, der in vielen altfranzösischen Romanen und unter andern auch in dem deutschen Volksbuche von den Heimonskindern (Ausg. v. Marbach S. 93) vorkommt, war ein kühner Mann und der schwarzen Kunst Meister. Uhland, der ihn wahrscheinlich bei der Benutzung

der Bibliotheken in Paris kennen gelernt hat, führt ihn uns noch einmal vor in dem Gedichte: „Graf Richard von der Normandie erschrack in seinem Leben nie.“ — Herrn Naimis kennt die Geschichte nicht. Die Sage läßt ihn Herzog von Baiern und einen klugen, verständigen Mann sein, der viel um Karl war, auch in Spanien fiel und auf dem Rückzuge in Arles begraben ward. — Von den übrigen kennt die Geschichte Herrn Gui (in den Sagen von Burgund, beim Stricker von Waskonien) als Wido, Graf und Vorsteher der bretagne'schen Seeküste, und Garein als Grafen Warin, der kurz nach dem Tode Karlmann's bei Karl dem Großen und entweder Kammerbote in Schwaben, oder Graf des lobodunensischen Gaues war. —

(S. 29.) **Kaiser Heinrich IV. in Hammerstein, von A. von Stolterfoth.**

Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame, reiste, wie dies aus den Gedichten ersichtlich, in Italien, dem südlichen Baiern u. s. w. und lebt jetzt zu Geisenheim im Rheingau. — Rheinischer Sagenkreis. Ein Cyklus von Romanzen ꝛc., bearbeitet v. A. v. St. Mit 21 Zeichnungen von Rethel. 4to Frankf. 1835. — Rheinische Sagen und Lieder. Frankf. a. M. 1839 (die Lieder der vorigen Sammlung und viele neue enthaltend). — Die Ruinen der Burg Hammerstein, ausgezeichnet durch ihre höchst romantische Lage auf einem hohen schwarzen Felsenkoloß, liegen zwischen Coblenz und Bonn auf dem rechten Ufer des Rheins. Die Burg gehörte im 11. Jahrhundert einem Grafen Otto, welcher für den Stammvater der Grafen von Nüringen und Hammerstein gehalten wird. Der unglückliche Kaiser Heinrich IV. (1056 — 1106) weilte einst kurze Zeit daselbst, nachdem er der Haft entflohen war, in der ihn erst zu Bingen auf Burg Klopp und dann zu Ingelheim sein Sohn gehalten hatte. Er ging von da nach Cöln, das noch treu an ihm hing, und starb nach einigen fruchtlosen Versuchen, wieder die Herrschaft zu erringen, in

Lüttich. — Strophe 3. Heinrich's Erniedrigung in Canossa in grimmiger Winterkälte vor dem stolzen Gregor VII. ist bekannt. Die Siege, von denen hier die Rede ist, müssen die gegen die Gegenkaiser (bei Merseburg) sein. — Strophe 4. Des Kaisers hohe Herrinn. Heinrich's Gemahlinn Bertha, Tochter des italiänischen Markgrafen von Susa, die viel litt, sich oft von dem Gatten zurückgestoßen und verschmäht sah, aber nicht von ihm wich und sogar die mühsame Winterreise über die Alpen, als Heinrich zu seiner Demüthigung reiste, mit ihm erduldete.

(S. 34.) **Das heilige Grab**, von **Novalis**.

Friedrich von Hardenberg, mit seinem Dichternamen Novalis, wurde am 2. März 1772 auf einem Familiengute in der Grafschaft Mansfeld geboren, studirte nach einer stillen Kindheit in Jena und Wittenberg vornehmlich Naturwissenschaften, lernte Fichte, Friedr. Schlegel und Ludwig Tieck kennen, wurde an der Verwaltung der sächsischen Salinen unter seinem Vater angestellt und starb frühe, am 25 März 1801, von Natur kränklich und seit dem Tode einer sehr geliebten Braut in stetem Sehnen nach jener Welt. Dieses spricht sich auch in seinen Werken, dem großartigen, geheimnißvollen und alle Räume des Herzens durchtönenden, aber leider unvollendeten Romane Heinrich von Ofterdingen, in welchem nach Tieck's Stimme, Natur, Historie, Krieg und das bürgerliche Leben mit allen seinen Verhältnissen sich in Poesie verwandeln, weil diese der Geist ist, der alle Dinge treibt, in den Hymnen an die Nacht und andern Gedichten und in Fragmenten aus. Seine Freunde Fr. Schlegel und Tieck haben seine Dichtungen in 2 Bänden herausgegeben. — Man lese A. W. von Schlegel's schöne Canzone an Novalis, die geschrieben ist, als jener über Auguste Böhmer und dieser über seine Braut trauerte (Schlegel's Gedichte. I. S. 145 ff.). — Unser Gedicht singen im Heinrich von Ofterdingen die Ritter auf einer Burg, zu der Heinrich mit seiner Mutter auf ihrer Reise

gekommen ist, und ermuntern diesen, Theil zu nehmen an dem Kreuzzuge, den der Kaiser (damals Friedrich II., der es allerdings früh versprochen hatte, aber spät ausführen konnte) selbst anführen wolle. Es giebt ein farbenkräftiges, klares Bild jener Heereszüge nach dem heiligen Lande überhaupt.

(S. 36.) **Schwäbische Kunde**, von **L. Uhland.**

Diese Heldenthat eines deutschen Ritters erzählt Nicetas Acuminatus von Chonä (byzantinischer Geschichtschreiber, Fortsetzer der Weltgeschichte des Zonaras) in dem Leben des Kaisers Isaak Angelus. B. II. — Friedrich Barbarossa, der große Hohenstaufe, nahm das Kreuz in der Fastenzeit des Jahres 1188 auf dem großen Reichstage zu Mainz, zog durch Ungarn und setzte, nach manchen Unterhandlungen in Constantinopel, nach Asien über. Ueber den Theil des Zugs in Asien, in welchen Uhland's Erzählung fällt, sagt Friedrich von Raumer (Gesch. der Hohenstaufen. Bd. 2. Buch 5. cap. 5.): „Bald kamen sie (die Pilger) in wüste, wasserlose Gegenden, und die Noth nahm um so schneller überhand, weil alle Lebensmittel in abgelegene feste Plätze gebracht waren. Zudem umschwärmten beutelustige Türken das Heer Tag und Nacht, und griffen bald die Vordersten, bald die Hintersten, überall die Vereinzelten, an, konnten aber sehr selten zum Stehn und zum Kampfe gebracht werden. Nur einmal, als sie beim Aufbruche der Christen übereilt in das Lager drangen, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden nachdrücklich geschlagen. Indessen schreckte dieser Unfall die anderen keineswegs von ähnlichen Versuchen ab u. s. w. Bald darauf erfolgte der Sieg über den Sultan von Ikonium und die Eroberung dieser Stadt, wie die Unterwerfung ihres Herrn, und dann der vielbeweinte Tod des alten Herrschers in den Fluthen des Kalykadnus. — Aehnliche gewaltige Streiche, wie diesen des schwäbischen Ritters, erzählt die Geschichte von Gottfried von Bouillon, dem Deutschen Wicher in dessen Heere (starb 1101), von Kaiser Konrad III.,

Richard Löwenherz und vor allen in späterer Zeit von Skanderbeg (Georg Castriosto, geb. 1404, st. 1467), dem Herrscher Albaniens und Kämpfer gegen die neue, aber furchtbare Macht der Türken, den die deutschen Kaiser den lebendigen Adler der Christenheit nannten (K. J. Weber's Ritterwesen. Bd. 2. S. 13 und S. 186); Größeres aber berichtet die Sage von Karl, Roland und Reinald, von dem Schwerte des Schmiedes Wieland (Wölundr in der Wölundarquida) und von dem grausen Tyrfingschwerte Angantyr's (Hervararsaga — Episode in Ernst Schulze's Cäcilie). — An den Schwaben übte sich seit lange der deutsche Volkswitz — daher Schwabenalter u. s. w. —, Schwabenstreiche bezeichneten fast dasselbe, was Tölpeleien, Gascognaden; der Schwabe Uhland giebt hier durch eine witzige Wendung der alten Erzählung dem Namen eine edlere Abstammung.

(S. 38.) **Barbarossa im Kyffhäuser, von Fr. Rückert.**

Friedrich Rückert geboren 1789 in Schweinfurt am Main, studirte Philologie, wiewohl nicht planmäßig, in Jena, wurde später Privatdozent daselbst, lebte in Stuttgart und reiste lange und angenehm in Italien. Zurückgekehrt lebte er mit seiner Familie in glücklichen Verhältnissen in Coburg und ist jetzt seit 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen. Einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen hat er in der neusten Zeit abgelehnt. Von ihm: Deutsche Gedichte von Freimund Reimar (Rückert's Dichtername, den er sich auch in späteren Poesien, namentlich Gaselen, beilegt). — Kranz der Zeit. Stuttgart, 1817. — Gesammelte Gedichte. Erlangen 1836—39 (bis jetzt 6 Bände). — Außerdem viele, meistens sehr gelungene Uebersetzungen und Nachbildungen aus orientalischen Sprachen. Rückert ist einer der größesten deutschen Dichter unter den Lebenden, ungemein reich, vielseitig, gewandt (oft freilich auch etwas nachlässig), ausgezeichneter Lyriker (namentlich: Liebesfrühling in fünf Sträußen

im 1. Bde. der ges. Ged. und die vielgenannten geharnischten Sonette im 2.), Goethe'n zur Seite zu setzen, ein Künstler in Sprache und Vers, wie kaum einer vor ihm, die schönsten, wie seltsamsten Weisen fremder Völker mit Glück in deutscher Zunge nachbildend. — Kaiser Friedrich's, des adeligsten Helden Deutschlands, Leben endete 1190 in dem Kalykadnus. Das deutsche Volk aber konnte nicht glauben, daß sein großer Kaiser gestorben sei, oder es trug die unsterbliche Idee des Kaiserthums auf diesen Helden völlig über, weil er sie am würdigsten im Leben dargestellt, und die ewige Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkunft des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort, Friedrich soll im Kyffhäuser Berge auf der goldenen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schlafen; da sitzt er noch, das Haupt auf den Arm gestützt, und sein rother Bart ist ihm durch den steinernen Tisch gewachsen; einst aber wird er aufwachen (wenn die Raben nicht mehr fliegen) und dem Lande wunderbare, goldene Zeiten bringen. (Wolfgang Menzel's Gesch. d. Deutschen. 2. Bd.). Raumer erwähnt diese gewöhnliche Sage nicht, sondern bemerkt, daß nach der Sage Friedrich I. im Untersberge bei Salzburg Hof halte, und bald Waffengeklirr, bald Gottesdienst zu hören sei, auf Koch Sternfeld's Geschichte von Berchtesgaden 75. verweisend. — Der Kyffhäuser oder Kyffhäuser-Berg in der goldenen Aue Thüringens hat seinen Namen von der uralten Burg, welche noch mit ihren Trümmern seine Stirne schmückt und Kyffhaus hieß, welches Wort unstreitig Streitburg bezeichnet, wie ja noch heute keifen gleich zanken und streiten ist. Ueber die vielen Sagen vom Kyffhäuser, in deren meisten wir den schlafenden Kaiser theils sehen, theils ahnen, lese man in Otmar's Volkssagen. Bremen 1800 und vorzüglich in L. Bechstein's Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes. 4. Theil, der die Sagen des Kyffhäusers und der güldenen Aue u. s. w. enthält. Meiningen 1838.

(S. 39.) **Irene's Tod, von Jos. Ed. Braun.**

Irene, die schöne Tochter des griechischen Kaisers Isaak II. Angelus, der geblendet ins Gefängniß geworfen worden war, und später, dem Scheine nach wieder auf dem Throne, starb, wurde 1197 mit Philipp, dem jüngsten Sohne des Barbarossa, vermählt. Kaiser Heinrich VI. hatte diesem, seinem Bruder, vor kurzem das Herzogthum Schwaben verliehen. Das Beilager ward auf Pfingsten prachtvoll auf dem Günzenlech bei Augsburg (Otto de S. Blasio. cap. 44: in loco, qui Gunzinlech dicitur) gefeiert. Nach Heinrich VI. Tode ward Philipp, der freilich Anfangs noch überlegte, ob er das Reich nicht seinem minderjährigen Neffen Friedrich aufbewahren sollte, von den Ghibellinen gegen den Welfen Otto IV. zum deutschen Könige gewählt. Das Glück schwankte; als es sich aber entschieden auf die Seite des Hohenstaufen zu neigen begann, ward dieser am 21. Juni 1208 auf der Altenburg bei Bamberg von dem rachsüchtigen und wilden Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. Als Irene, sein hochschwangeres Weib, diese Trauerbotschaft vernahm, floh sie nach Hohenstaufen, kam vorzeitig nieder und starb mit dem Kinde vor Schmerz und Gram. I n d e r G r u f t d e s s t i l l e n K l o s t e r s, w o d a r u h e n F r i e d r i c h s S ö h n e, nämlich ein Theil der Nachkommen jenes älteren Friedrich von Büren in der Kirche des Klosters Lorch, nicht fern von dem Hohenstaufen. Hier liegt auch die Hülle Irene's. Der Schatten einer uralten Linde empfängt und bereitet uns vor zu den düstern Klosterhallen mit den Gräbern der edlen Staufen. Zuerst fällt in der Mitte der Kirche ein Altar in das Auge, wo die Gebeine von einigen zwanzig Personen dieses Geschlechts gesammelt sind. Man erhob sie 1476 und fand nach Spindler (Conventuals des Klosters) viele drei Spannen lang, und an den Schädeln noch hübsch gelb Haar. Die acht Freskogemälde an den Wänden, Friedrich Barbarossa, Conradin und andere Staufen vorstellend, sind dem Er-

löschen nahe. (K. J. Weber, Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. I. S. 237). Ausführlicheres in M. Crusii Schwäbischer Chronik und in den Wanderungen nach Hohenstaufen in Pahl's Herda.

(S. 43.) Der Kinderkreuzzug, von L. Bechstein.

Ludwig Bechstein wurde 1801 zu Meiningen geboren, studirte (in Jena?) und lebt in seiner Vaterstadt. Aufsehen erregte sein Gedicht „Luther“ in wohllautenden, gehaltvollen Canzonen. Frankfurt 1834. Die Gedichte erschienen ebendaselbst 1836. Außerdem: die Heimonskinder, Gedicht aus dem Sagenkreise Karl's des Großen in vier Sängen von L. B. Leipz. 1830; ferner das oben erwähnte Werk: Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes. 4 Bände, Novellen u. s. w. — Ueber die Kinderkreuzzüge, jene wundervollen, aber traurigen Bewegungen, führe ich Raumer's Worte aus der Geschichte der Hohenstaufen an: Im Jahre 1212 bewies eine sonderbare Erscheinung, daß der Gedanke an das heilige Land noch im Stande war, die Gemüther sehr in Bewegung zu setzen. In der Gegend von Paris, und sehr bald nachher in den meisten Landschaften Frankreichs und einem Theile von Deutschland, traten Kinder, ohne Unterschied des Standes, zusammen, nahmen das Kreuz und behaupteten: Gott habe ihnen befohlen, das heilige Grab zu erretten. Anfangs widersetzten sich die Verwandten und Freunde einem so thörichten Unternehmen; bald aber ward eine größere Anzahl von Unverständigen dadurch angereizt: Männer verließen ihr Ackergeräth, Weiber ihre häusliche Arbeit, und schalten, den Vorüberziehenden sich anschließend, daß jene Widersprechenden nur aus Neid und Geiz den Finger Gottes nicht anerkennen wollten. Diese leichtgläubige Begeisterung benutzend, fanden sich bald Betrüger und Schurken bei den Kreuzfahrern ein (wenn anders nicht schon der erste Anstoß und die erste Verführung von solchen Bösewichtern herrührte), und wußten ihnen ihr eigenes oder das von theilnehmenden Personen empfangene Gut zu entlocken,

so daß bald in den Heerhaufen große Noth einbrach. — An 7000 Männer, Weiber, Knaben und Mädchen kamen unter Anführung eines deutschen Knaben nach Genua, Andere auf anderen Wegen über die Alpen. Diejenigen konnten noch von Glück sagen, welche hier von den Italiänern als Knechte und Mägde behalten und nicht, wie die meisten, ausgeplündert wurden, oder vor Noth, Hitze, Hunger und Durst ihr Leben verloren. Nur einzelne erreichten nackt und bloß ihre Heimath wieder... An 30,000 kamen nach Marseille, wo ihnen zwei Kaufleute versprachen, sie unentgeldlich nach dem heiligen Lande überzuführen. Aber von sieben schwerbeladenen Schiffen scheiterten zwei, und die übrigen segelten nach Afrika, wo die unglücklichen Kreuzfahrer ohne Mitleid in die Sclaverei verkauft wurden. Obgleich einige von den Verführern und Frevlern später ihren gerechten Lohn fanden, so wirkte diese Erfahrung doch im Ganzen sehr abschreckend. — Vom Jakobsstern d. i. vom Messias, dem Lichte der Erde, nach der Stelle bei Moses, 4. Buch, 24. Cap., 17: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seths.“ Von Ludwig Storch, dem bekannten Novellisten, haben wir eine Erzählung in 4 Bänden, der Jakobsstern, eine Messiade, welche Leben und Lehre Sabbathai Sewi's, eines gelehrten Juden aus Smyrna (trat auf 1666 u. st. zu Constantinopel 1676) und falschen Messias' enthält. — Er ruft's und eine Oriflamme entrollt er schnell d. h. eine Fahne, heilig wie jene Oriflamme, das geweihte Banner Frankreichs, das aus feuerrothem Taffent an goldener Lanze bestand.

(S. 43 u. 46.) **Friedrich und Ezzelin** und **Kaiser Friedrich's Tod**, von **G. Pfizer.**

Gustav Pfizer, geb. zu Stuttgart den 29. Jul. 1807, jüngerer Bruder des edeln und kräftigen P. A. Pfizer, der sich auch als Dichter bekannt gemacht hat, studirte von 1825 — 30 in Tübingen, wurde Repetent

am theologischen Seminar daselbst, und lebt gegenwärtig in Stuttgart. Er trat zuerst mit seinen Gedichten auf, Stuttg. 1831. Seitdem Manches von ihm, zum Theil zerstreut im Morgenblatt, in Nik. Lenau's Frühlingsalmanach u. s. w. Verbreitung hat sein Leben Luthers gefunden. Rückert und Uhland, eine Parallele; Aufsatz über Heine in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift u. a. — Stammvater des Geschlechtes der Ezzeline war Ezelo, der Sohn Arpones, ein deutscher Ritter, der unter Kaiser Konrad II. nach Italien kam. Sein Enkel Ezzelin, mit dem Beinamen der Mönch, weil er nach den Stürmen seines wilden Lebens zuletzt Ruhe in Klostermauern suchte, wurde Feldhauptmann des Lombardischen Bundes gegen Friedrich Barbarossa, die Stütze der Guelfen in Oberitalien und der Held aller kleineren Fehden. Größeres aber that und erlangte sein Sohn, der gleichfalls Ezzelin von Romano hieß, obgleich er die väterliche Partei verließ, und ihn vielleicht ebensowohl der Zufall, als politische Gründe und die ganze Gluth seiner gewaltigen Seele zu Friedrichs II., des letzten großen Hohenstaufen, leuchtender Gestalt zogen. Ein blühender Jüngling hatte dieser sich schon die deutsche Krone auf das schöne, blonde Haupt gesetzt, aber sein ganzes Leben bis zu seinem Tode am Ende des Mannesalters war ein steter Kampf gegen die feindlichen Guelfen in Italien, an deren Spitze weniger heimlich, meistens offen, der Papst stand, so daß er nur selten seine ungemeinen Geisteskräfte zum Wohle Deutschlands in heiterem Frieden anwenden konnte. In diesen Kriegen leistete ihm Ezzelin die größten Dienste, siegreich war er in der Lombardei, und wenn die Kämpfe bisweilen eine kleine Rast gestatteten, eilte er an des Kaisers Hof, mit dessen unehlicher, aber schöner Tochter Selvaggia er vermählt war. Dort, um Friedrichs Person, vereinigte sich Alles, was der Orient Schönes, Liebliches und Tiefes und was das Abendland Großes und Herrliches hatte; sinnreiche Spiele, Harfen- und Lautentöne der Sänger, süße Ergößlichkeiten, wechselten mit den ernstesten Berathungen, und dieser war die Sonne des ganzen Kreises

(Raumer 4. Bd. 7. Buch. 6. Cap.). Vielfach änderte sich das Glück, doch liegt es keineswegs in meinem Plane diese steten Wechsel zu erzählen. Friedrich, der in manchem so sehr seinem Zeitalter vorangeeilt war, lag doch, wie dies nicht anders natürlich, noch oft in seinen Banden. Es war ihm prophezeit worden, in Firenza sollte er sterben, und sorgfältig vermied er diese Stadt, wie Oerter ähnlichen Namens; aber in Firenzuola, sieben Miglien von Luceria, befiel ihn eine ruhrartige Krankheit, auch seine Seele war trübe über die Gefangenschaft seines Sohnes Enzio und über den Verrath seines Kanzlers Peter von Vinea, auf den er sehr vertraut, und am 13. December 1250 starb er im sechsundfünfzigsten Lebensjahre in den Armen seines jüngsten und geliebtesten Sohnes Manfred. Von ihm schrieb der Haß: Potentissimus Federikus in die sancti Lucae vitam amisit in Apulia, descenditque ad inferos, nihil secum deferens, nisi seculum peccatorum (Monachus Paduanus bei Ürstis. p. 593). Ezzelin überlebte ihn; aber war auch seine Treue gegen den Kaiser keineswegs so rührend gewesen, wie sie uns der Dichter hinstellt, sondern hatte er immer an den eignen Gewinn und Nutzen gedacht, so hatte doch Friedrich bedeutenden Einfluß auf ihn ausgeübt und seine Wildheit oft gebändigt. Jetzt kannte sie keine Schranken mehr, kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand schonte er, Padua und Brescia waren große Leichenhaufen, mit seinem Namen schreckten die Ammen die Kinder, und in den Kirchen wurden Bittgänge gehalten, daß Gott das Land von ihm erlösen möchte. Der oben erwähnte Mon. Pad., der sehr viel von seiner Grausamkeit erzählt, nennt ihn: Satanæ minister, diaboli carnifex, potator humani sanguinis, sitibundus inimicus ecclesiæ, hæreticorum refugium, malitiæ sedulus adinventor. Fast immer war er glücklich; den päpstlichen Legaten, der das Kreuz gegen ihn predigte, schlug und fing er; endlich aber wurde er an der Brücke von Cassano (ihm war prophezeit, bei Bassano sollte sein Glück enden) verwundet, fiel in die Hände seiner Feinde und starb, alle

Tröstungen der Religion verschmähend und sich selbst die Wunden aufreißend. Monach. Paduanus: Ejus animam infelicem, onustam pondere peccatorum, dæmones absque dubio rapuere, et eam in profundum inferni, ubi est tumultus tormentorum et nulla redemptio, projecere. Selbst der Haß muß staunend aufblicken zu den hohen Gaben Ezzelins. In Dante's göttlicher Comödie finden wir ihn als Tyrannen in dem siebenten Kreise der Hölle (12. Ges. V. 109.):

> E quella fronte, ch' ha 'l pel cosi nero
> E' Azzolino;

oder nach Kannegießer's Uebersetzung:

> Die Stirne mit dem schwarzen Haare hieß
> Einst Azzolin.

Außer Raumer's Gesch. der Hohenstaufen, 3. u 4. Bd. lese man über ihn und Friedrich den Aufsatz Kortüm's: Ezzelino da Romagna im Archiv von Schlosser und Bercht II. — Von Einzelnheiten wäre noch zu bemerken: Geboren sind wir unter einem Stern. Ezzelin war, wie viele seiner Zeit, ganz der Astrologie ergeben. Raumer sagt: Ezzelin's Sterndeuter, Gerhard von Sabloneta, gab selbst Rathschläge über Kriegführung. Der Monach. Paduanus führt als seine Astrologen an: Salio, einen Canonikus von Padua, und Riprandino von Verona; ferner Guido von Bonato und einen Saracenen mit langem Barte, Namens Paulus, welcher von Baldach kam. — Was sie sprechen — nicht vernehmen Darf's der Kirche lauernd Ohr. Raumer sagt: Friedrich war allerdings kein Christ, wie es der Papst von ihm verlangte. Viel weiter ging in späterer Zeit Ezzelin, der geradezu nach Vertilgung alles äußeren Christenthums strebte. Beide übrigens gaben von jeher den von der Kirche Ausgestoßenen, den Anhängern Arnold's von Brescia, wie auch den Muhamedanern, Schutz. — Heitre Briefe sendet Friedrich seinem tapfern Eidam oft. Ezzelin war, wie oben erwähnt, durch die Vermählung mit Selvag-

gia sein Schwiegersohn. Auf Friedrich lastete fast während seines ganzen Lebens der Bann der Kirche und schadete ihm viel bei Befangenen; erst auf seinem Sterbelager ward er von dem Erzbischof von Palermo wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Auch Ezzelin traf der Fluch der Kirche. — Schrieb ihm mit gewandter Feder bald von seiner Falken Flug. Wie Friedrich in Allem ein kenntnißreicher Mann war, so auch namentlich in dem Gebiete der Naturgeschichte. Wir besitzen von ihm ein Werk, über die Kunst, mit Vögeln zu jagen, welches neben Anweisung zum Behandeln der Jagdvögel und zur Falkenjagd, gründliche Forschungen über die Natur der Vögel, über Lebensweise, Nahrung, Nesterbau, Zeugung, Krankheiten und Heilmittel u. s. w. enthält. (Frideric. II. de arte venandi cum avibus, edid. Schneider. Lipsiæ 1788. 8.) — Auch, wie er beim Saitenspiele von der Last der Krone ruht. Friedrich war selbst Dichter und sang theils in schwäbischer, theils in provençalischer Sprache.

(S. 49.) **Der Graf von Habsburg**, von **Fr. v. Schiller.**

Als die Hohenstaufen in Italien geendet hatten, Deutschland aber ohne Oberhaupt war, und allenthalben Fehden und Streite tobten, versammelten sich die Churfürsten, um dem unheilvollen Zwischenreiche ein Ende zu machen und den übermüthigen Herren ein Haupt zu geben, in Frankfurt am Main, und ihre, ob wohl nicht einstimmige, Wahl fiel auf Rudolph, den Grafen von Habsburg, weil er, nach Meyer von Knonau's Worten, in den Zeiten des Unrechts einer der Gerechtesten war. Dieser sagt (Handb. der Geschichte der Schweizerischen Eidsgenossenschaft: 1. Bd. S. 78): Bis in die männlichen Jahre hinein selbst ein unruhiger Beförderer der Fehden, gefährlicher Nachbar, ungerecht gegen Verwandte, von seinem Oheim, Hartmann dem Aelteren von Kyburg, den er gekränkt hatte, enterbt, kam er endlich, durch

Schaden belehrt, zur klügeren Besonnenheit und tauschte einen planlosen Trotz an reife Ueberlegung mit Berechnung der Umstände und des Maßes seiner Kräfte. Tapfer, jede Gefahr mit den Seinigen theilend, abgehärtet und einfach in seiner Lebensweise, gerecht gegen Untergebene, leutselig im Umgange, erwarb er sich bald Achtung und Liebe. In diese frühere Zeit fällt das vorliegende Ereigniß, das Schiller, wie er selbst in einer Anmerkung zu dem Gedichte mittheilt, in des Aegidius Tschudi Chronicon Helveticum gefunden hat. Bei diesem heißt es: „Dero Zeit reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach Künig) mit sinen Dienern uffs Weidwerk gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Ouw kam allein mit seinem Pferdt, hört er ein Schellen klingeln. Er reit dem Geton nach durch das Gestüd zu erfaren, was das wäre. Do fand er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sakrament, und sin Meßner, der im das Glögli vortrug; do stig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nieder und tet dem Heiligen Sakrament Reverentz. Nun was es an einem Wässerlin und stellt der Priester das H. Sakrament nebend sich, fing an sein Schuh abzeziehen und wölt durch den Bach, der groß uffgangen, gewaten sin: dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester: wo er uß wölt? Der Priester antwurt: Ich trag das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Kranckheit ligt, und so ich an dis Wasser kumen, ist der Steg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd. Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem heiligen Sakrament uff sin Pferdt sitzen, und damit biß zum Krancken fahren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Diener einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß er und fur der Weidny nach. Do nun der Priester wieder heim kam, bracht er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit großer Dancksagung der Gnaden und Tugend, die er im erzeigt. Do sprach Graf Rudolf: Das wöl Gott nimmer, daß ich oder keiner miner Dienern mit Wüssen das Pferdt über-

schrite, das min Herrn und Schöppfer getragen hat. Dunckt üch, daß Irs mit Gott und Recht nit haben mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst. Dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab. Der Priester sprach: Herr, nun wolle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen. — Morndes darnach reit Rudolf in ein Kloster. Dort sagt im die Klosterfrow: Das wird der allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwider begaben, und söllend für war wissen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend. Der Priester wird Kaplan des churfürstlichen Ertzbischoffs von Mainz, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, auch von Mannheit des Grafen Rudolf so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Rich rumwürdig und bekannt ward. Daß Er hernach ze Römischen Künig erwelt ward." Man sieht Schiller ist seiner Quelle treu, bisweilen sogar in den Worten gefolgt; nur daß bei ihm, statt der treuherzigen Chronikenerzählung, die größte Lebendigkeit und hellste Anschaulichkeit herrscht. Den Zusatz am Ende, daß Rudolph die nachherige Kaiserwürde hauptsächlich dem dankbaren Priester verdanke, hat Schiller als unwahrscheinlich verschmäht und erwähnt seiner nur in der Anmerkung. Dagegen läßt er uns dadurch, daß der Sänger an des Kaisers herrlichstem Feste von dessen Frömmigkeit und Leutseligkeit singt, ahnen, daß es eben diese Frömmigkeit und Leutseligkeit, von welcher ja auch das Chronicon Alberti Argentinensis (u. a. vom Jakob Müller, d. Urst. II. p. 108) und das Chron. Colmariense, pars altera, Beispiele erzählen, gewesen seien, die ihm die Krone verschafft haben. — Strophe 1: In Aachen wurden seit Ludwig dem Frommen im Jahre 813 die deutschen Könige gekrönt bis zu Ferdinand I. im Jahre 1531. In der alten, mit Privilegien reich begabten Stadt haben 37 Könige und Kaiser und 11 Kaiserinnen die Krone empfangen. Rudolph's Krönung, sowie auch die seiner Gemahlinn Anna, einer Schwester des Grafen

Albert von Hohenberg und Haigerloch, fand am Tage aller Heiligen (Chronici Colmariensis p. II.) 1273 Statt. Bei der nachfolgenden Belehnung fand es sich, daß das Scepter fehlte; da ergriff Rudolph mit Geistesgegenwart ein auf dem Altare stehendes Crucifix und belehnte die Fürsten mit diesem. Schiller bemerkt in der Anmerkung selbst: „Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolph's Kaiserkrönung nicht ausübte." König Ottokar von Böhmen, selbst nach der Krone strebend, war gegen Rudolph's Wahl aufgetreten und fiel nachher im Kampfe gegen diesen auf dem Marchfelde. Doch Schiller suchte hier nur die Pracht und den Glanz des Krönungstages und des Mahles, wo die weltlichen Churfürsten ihre Erzämter verwalten und die geistlichen um die Person des Gesalbten weilen, deutlich zu malen. Ueber die Krönungsfeierlichkeiten, welche sich wohl zu allen Zeiten ziemlich gleich waren, hat am schönsten Goethe geschrieben im 1. Theile von Dichtung und Wahrheit, wo Joseph II. an seines Vaters Hand die Krone erhielt. Nur schildert er das festliche Mahl gar öde und unerquicklich, und auch das Rudolph's, das keineswegs alle Gemüther vereinigt sah, mag mehr diesem spätern, als dem Bilde Schillers geglichen haben. — Und alle die Wähler, die sieben, Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt. Allerdings nahm man zu jener Zeit nach dem Systeme des Klaudius Ptolemäus 7 Planeten an, aber diese waren: der Mond, Merkur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn, und sie drehten sich nicht um die Sonne, denn diese gehörte zu ihnen, sondern um die Erde. Wenn nun Schiller einmal völlig im Geiste des Mittelalters reden wollte, so mußte er sagen: „Wie der Sterne Chor um die Erde sich stellt." Doch ist dies nur Kleinigkeit! — Strophe 11: Euch blühen sechs liebliche Töchter u. s. w. Rudolph hatte allerdings sechs Töchter, deren Versorgung ihm, wie der alte Michael Ignaz Schmidt im 8. Bande seiner

Geschichte der Deutschen treuherzig sagt, vielleicht zur Last hätte fallen können, wenn er Graf von Habsburg geblieben wäre; so, nachdem er Kaiser geworden, wurden alle Fürstenfrauen: Mechtild war Gemahlinn Ludwig des Strengen (severi), Pfalzgrafen am Rheine und Herzogs von Niederbaiern, Katharina Gemahlinn Otto's Herzog von Oberbaiern, Agnes Gemahlinn Herzog Albrechts II. von Sachsen=Wittenberg, Hedwig Anfangs Gemahlinn des Herzogs von Breslau und nach dessen Tode des Markgrafen Otto von Brandenburg, Gutta Gemahlinn des Königs Wenceslaus von Böhmen, des Sohnes von Ottokar. und Clementia die Gemahlinn Karl's, des Erstgeborenen des Königs von Sicilien und später erwähl en Königs von Ungarn (Alberti Argent. Chron. u. a.). — Ueber den ersten Kaiser aus den Habsburgern, von welchem Karl Follen schön sagt:

„O Rudolph, auf dem Throne selbst Bürger, Bau'r und Ritter!"

lese man hauptsächlich das treffliche Werk des Fürsten von Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg u. s. w. Bd. I., die Geschichte Rudolph's enthaltend, nach. Ein Heldengedicht, Rudolfias, besitzen wir von dem Erzbischof Pyrker.

(S. 52.) Kaiser Albrecht's Hund, von H. J. von Collin.

Heinrich Joseph Edler von Collin wurde am 26. Dec. 1772 in Wien geboren, vollendete seine Gymnasialbildung in dem Löwenburgischen Stifte zu Wien und studirte dann daselbst auf der Universität Jurisprudenz. Im April 1795 trat er in Staatsdienste bei der Hofkanzlei und ward später kaiserlicher Hofrath. Er starb den 28. Juli 1811. — Außer seinen kleineren Gedichten besitzen wir hauptsächlich Tragödien — Regulus, Coriolan, die Horatier und Kuriatier u. s. w. —, so wie auch die Fragmente eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, von ihm. Sein

sieben Jahre jüngerer Bruder besorgte eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 6 Bänden, Wien 1811 u. 12. — Friedrich Schlegel, dem Oesterreich ein zweites Vaterland geworden war, erkennt in seiner Geschichte der alten und neuen Litteratur in Vorlesungen (Wien 1815. II. Bd.) das Verdienstliche und den Werth der Dichtungen Collin's, namentlich der dramatischen, mit Liebe an: „Auf dem gleichen ernsten Wege wie Schiller strebte auch unser Heinrich Collin, sich in der tragischen Kunst immer höher zu bilden, zu der ihn seine edle patriotische Begeisterung zuerst hingeführt hatte, die alle seine dramatischen Werke so ganz beseelt, daß sie, wo auch die Gegenstände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig sind, doch immer durchaus national und vaterländisch bleiben." — Kaiser Albrecht's Hund dichtete Collin in dem für das gesammte Deutschland und vorzüglich für Oesterreich unglücklichen Jahre 1809 zu Pesth, wohin er auf Befehl des Kaisers mit anderen hochgestellten Beamten vor Napoleon geflohen war. Er wurde zu dem Gedichte veranlaßt durch einen befreundeten Mann, den Freiherrn Joseph Hormayr zu Hortenburg, der, frühe schon einheimisch in dem Gebiete seiner vaterländischen Geschichte, später den Ruf eines ausgezeichneten Forschers erlangte, und damals, vor und um 1809, mit der größesten Energie und Gluth gegen Napoleon und für die Freiheit des gesammten Oesterreichs, namentlich für die seines eigentlichen Vaterlandes Tyrol, durch Schrift und Rede wirkte. Er ist Ritter des Leopoldsordens und war früher kaiserlicher wirklicher Geheimerhofrath; jetzt lebt er als baierischer Minister=Resident in Hannover. Collin erwähnt Hormayr's selbst in der vorletzten Strophe seines Gedichts und sagt, daß er dieses auf seinen Rath mit Lust und Liebe in Nibelungenstrophen (in Reime deutscher Art) gebracht habe. Wir lesen die Erzählung im ersten Theile von dessen österreichischem Plutarch (Oesterreich. Plut. von v. Hormayr. Wien 1807 — 1809. 17 Bdchn); da aber diese mit unserem Gedichte ganz in ihrem Gange übereinstimmt, setze ich sie nicht hierher. Von Quellen=

schriftstellern, die ihrer erwähnen, war mir keiner zugänglich. — Albrecht, der Erstgeborene Rudolph's von Habsburg mit Anna von Hohenberg, hatte nach dem Tode König Adolph's von Nassau, den er selbst in der Schlacht bei Göllheim am 2. Juli 1298 erschlagen, die deutsche Krone erlangt; aber wenn er auch keineswegs solch ein finsterer Tyrann war, wie ihn Uebelwollende und Uebelunterrichtete schildern, so entfremdete er sich doch viele Herzen durch Habgier und Ungerechtigkeit im Ländererwerbe und bisweilen durch Strenge und Argwohn. So entstanden seine Streitigkeiten mit den rheinischen Churfürsten, so kam es, daß seine Truppen in Thüringen geschlagen wurden, daß seine Erblande sogar zürnten und sich empörten, und daß in den Bergen der Schweiz nach dem Vorgange der drei Männer die Landleute sich verschworen, ihr Land frei zu machen von Oesterreich, was denn auch nach dem Schusse des Tell glorreich geschah. An des Kaisers Hofe selbst weilte sein Neffe Johann, der Sohn seines jüngeren Bruders Rudolph, und bat ihn dringend und wiederholt um die Herausgabe seines väterlichen Erbes, des Herzogthums Schwaben (s. die folgende Anmerk.). Die Kinder Albrecht's giebt Albertus Argentin. (b. Urstis. II. p. 105 und 111) an. Der erstgeborene Sohn Rudolph starb frühe ohne Hinterlassung von männlichen Erben; der zweite war Friedrich der Schöne, hier schon von Collin so edel dargestellt, der in späterer Zeit als Nebenbuhler Ludwig des Baiern um die deutsche Königskrone ein herrliches Urbild deutscher Treue geworden ist; der dritte, der kühne, rasche Leopold, den Albert von Straßburg strenuissimum, bellicosum et prudentem nennt, strebte unermüdlich, seinen Bruder auf den Kaiserthron zu setzen und später, den Gefangenen zu befreien, kämpfte 1315 am Tage vor St. Ottmar bei Moorgarten und ward, der stolze Ritter, von den verachteten Schweizerbauern geschlagen. Als er Oesterreichs Macht und Ringen gebrochen und fruchtlos glaubte, stürzte ihn seine Heftigkeit in Geisteszerrüttung, in der er, im kräftigsten Mannesalter stehend, am 13. Febr. 1326 starb.

Die übrigen Kinder waren Heinrich, Otto, Albert, Agnes, die Gemahlinn des Königs Andreas von Ungarn, welche nachher ihres Vaters Tod rächte, Elisabeth, Herzoginn von Lothringen, Katharina, vermählt mit Kaiser Heinrich VII. und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Calabrien, dem Sohne König Robert's von Sicilien, und Gutta, vermählte Gräfinn von Oettingen. — Durch Gott! Wahrscheinlich nur ein ritterlicher Kraftausdruck oder Lieblingsschwur Leopold's, der dasselbe bedeutet, was: Mit Gott, oder vielleicht bei Gott! So führte ein früherer Markgraf von Oesterreich aus dem babenbergischen Hause, zugleich auch Herzog von Baiern, Heinrich II. (1141 — 1177) den Spruch: „Ja so mir Gott" (sc. helfe) im Munde, und in der Geschichte ist er ihm sogar, in ein Wort zusammengezogen, zum ständigen Beinamen geworden. Nach K. J. Weber in der Geschichte des Ritterwesens hatte fast jeder bedeutende Mann des Mittelalters seinen Leibschwur, oder wohl auch Leibfluch, der bisweilen originell, häufiger aber ganz sinnlos war, wie unter andern auch Henri IV. berühmtes Ventre St. Gris (II. S. 216 u. a. a. O.). — Und Oestreich kann nicht sinken u. s. w. Collin schrieb diese Worte hoffnungsvoll in trostloser Zeit, und sein Herz mag dabei geklopft haben. In jenen Tagen der Erniedrigung war österreichischer, preußischer u. s. w. Patriotismus schon ungemein anerkennungswerth, und nur Wenige schwangen sich zu der Idee eines gemeinsamen Vaterlandes empor. Auch hallt ein schöner Spruch, wenn man ihn nämlich nicht auf Ländermassen, sondern auf den inneren Reichthum des Landes bezieht, in aller Oesterreicher Ohren wieder: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!" und wir erinnern an das, was in neuer Zeit ein Sohn des Alpen- und Donaulandes, Anastasius Grün in seinem letzten Ritter, gesprochen:

— würdig, traun, ist Deutschland des seligsten Geschick's,
Und werth bist du vor allen, o Oestreich, solchen Glück's!
Mein Oestreich, dessen Boden ich hochbegeistert küsse,
Und das ich, freud'gen Stolzes, mein Vaterland begrüße!

Dein Fürstenhaus ist edel und mild, wie keines mehr,
Voll Treue, Kraft und Hochsinn ist deiner Völker Heer,
Gesegnet, reich vor Allen, ist deiner Gaun Verein,
Sollst du nicht glücklich werden, wer sollte sonst es sein? —

(S. 56). **Königsfelden, von A. A. L. Follen.**

August Adolf Ludwig Follen ist am 21. Januar 1794 in Gießen geboren. Gymnasium und später die Universität als Student der prot. Theologie besuchte er daselbst, vertauschte aber dann die friedlicheren Beschäftigungen mit der Büchse und kämpfte gegen Frankreich in den deutschen Freiheitskriegen. Nach seiner Rückkehr studirte er Rechtswissenschaften in Heidelberg und wurde darauf Redacteur der allgemeinen Zeitung in Elberfeld. An der sogenannten allgemeinen deutschen Burschenschaft und dem regen Leben der studirenden Jugend nahm Follen lebhaften Antheil, sowohl, weil sie dem ziemlich in's ziellose schweifenden Drange seiner Seele Nahrung, als auch seiner hohen Gestalt und seiner wahrhaft schönen Bildung Gelegenheit gaben, sich in Aeußerlichkeiten — altdeutscher Tracht und langem Haare — auszuzeichnen. Man zog ihn in Berlin zur Untersuchung, ließ ihn jedoch 1821 wieder frei. Seitdem lebt er in der Schweiz, früher an der Cantons-Schule in Aarau als Professor angestellt, jetzt als Bürger in Effingen auf dem Schlosse Altikon bei seinen Schwiegerältern. Er hat seine Kräfte nie vereinigen und anhaltend zu einem Gebilde anwenden können; so ist er nur Verfasser einiger schöner Lieder und in späterer Zeit mehrerer Balladen. Aber auch diese ersteren Poesien hat er nicht an's Herz seines Volkes gelegt, sie haben sich mit Ungestüm an die Brüste ähnlich fühlender Jünglinge geworfen; und wenn auch die Mehrzahl sie nicht mehr kennt, so leben sie fort im Munde der studirenden Jugend. — Follen gab heraus: die bekannten freien Stimmen frischer Jugend, welche kräftige Lieder von ihm enthalten, den Bildersaal deutscher Dichtung, 2 Bde. Winterthur 1828, in etwas einseitiger Auswahl, aber auch werthvolle Gedichte des Herausgebers und namentlich gelungene Uebersetzungen (aus Tasso

und dem Nibelungenliede) enthaltend, wie denn Follen schon früher durch „Alte christliche Lieder und Kirchengesänge, Elberfeld 1819" als ausgezeichneter Uebersetzer aus dem Latein des Mittelalters bekannt geworden ist. — Adolph Ludwig Follen's Bruder ist der geistreiche Dr. Karl Follen, von jeher ernster und fleißiger als jener, früher Privatdocent in Jena, wo er Pandektenrecht las, Deutschland aber verließ, um Untersuchungen aus dem Wege zu gehn, und darauf in Frankreich und der Schweiz lebte. Von da begab er sich nach Nordamerika und wirkt, nach allen Zeitschriften hochgeehrt und geliebt, an der Universität zu Cambridge. Wohl nicht ohne Grund hält man ihn für den Verfasser der „Transatlantischen Reiseskizzen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären," 6 Bände, Zürich 1835 — 37, u. s. w., jener ausgezeichneten Werke, die durch geistreiche Auffassung, Treue und herrliche Schilderungen in allen Kreisen die gerechte Anerkennung gefunden haben. — Der Dichter beleuchtet den Mord Albrecht's und das Schicksal, welches die Mörder ereilt, gleichsam durch einzelne schaurige Blitze. Ich setze die Erzählung in ihrem Zusammenhang hierher größten Theils nach Albert von Straßburg, jedoch mit Berichtigungen aus andern Quellenschriftstellern und Neueren, vorzüglich aus Johannes von Müller's Geschichte Schweizerischer Eidsgenossenschaft, indem ich zugleich die einzelnen Züge zu vereinigen strebe. Herzog Johannes, der Neffe des Königs, den dieser mit seinen Söhnen am Hofe erzog, sah ein, daß die Burgen der Herrschaft Kyburg (die Familienbesitzungen zwischen Rhein und Jura, welche man die schwäbischen hieß) ihm zugehörten, und bat deßhalb dringend, daß ihm wenigstens einige derselben ausgeliefert würden. Doch der König konnte nicht dazu gebracht werden, und da er überdies viele der Freiherrn ihrer Güter und Rechte beraubte, und die Königinn Elisabeth ihm anlag, er möchte für seine Kinder sorgen, und den Neffen übergroßer Verschwendung anklagte, so sann endlich Herzog Johann mit den Edeln Rudolph von Wart, Walther von Eschenbach und Ulrich

von Palm auf den Tod des Königs. Vergebens war es, daß der Bischof Otto von Basel die nach Rheinfelden fahrende Königinn um günstiges Wort bei ihrem Gemahle für sich anflehte; er wurde von dem fortrollenden Wagen mit Koth bespritzt; vergebens waren die Bitten des Bischofs Johannes von Straßburg bei dem Könige selbst; dieser antwortete nur mit eiteln Vertröstungen und verschob die Uebergabe der Güter bis nach dem böhmischen Feldzuge, den der Herzog mit hundert Behelmten mitmachen sollte. Als darauf alle mit dem Könige, der auf einen Zug gegen die Waldstädte sann, und dessen Söhnen zu Mittag aßen, setzte Albrecht einem seiner jüngsten Söhne und dem Herzog Johannes einen Kranz von Rosen auf den Kopf. Dieser aber legte den seinigen weinend auf den Tisch, und er und seine Genossen wollten nicht mehr mitessen. Nach dem Mittagstische ritt der Kaiser mit seinem Gefolge nieder von dem Schlosse Stein zu Baden, um sich zu seiner Gattinn nach Rheinfelden zu begeben. Der Weg führte bei Windisch über die Reuß, die nicht fern, gleich wie die Limmat, in die Aar mündet, und Albrecht's Stammschloß Habsburg auf dem Wülpelsberge und die Burg Bruneck blickten auf ihn nieder, dessen Rosse den Anger betraten, wo weiland die Römerstadt Vindonissa, eine Gränzfestung gegen die Germanen, stand. Auf dem Flusse harrte nur eine Fähre; in diese drängten sich die Verschworenen um den Kaiser und fuhren mit ihm über; die übrigen waren noch auf dem jenseitigen Ufer. Wie nun jener durch Saatfelder ritt und mit einem Ritter, Namens von Casteln, sprach, rief Rudolph von Wart: „Wie lange leiden wir, daß jenes Cadaver einherreite?“ der Knecht Rulassingen fiel dem Pferde in die Zügel, Johann stieß dem König den Dolch in den Hals, Walther von Eschenbach durchbohrte ihn mit dem Schwerte, und Ulrich von Palm spaltete ihm das Haupt. Wart war bloßer Zuschauer. (Nach Albert v. St. war dies Eschenbach, und Wart führte den Streich, den die meisten Historiker jenem zuertheilen. Dann wäre auch die spätere grausame Hinrichtung Wart's keine ganz unge-

rechte Strafe gewesen.) So wurde König Albrecht, der Sohn Rudolph's, auf seinem väterlichen Boden am 1. Mai des Jahres 1308 in der Mittagsstunde erschlagen. Er endete vollends in dem Schooße eines gemeinen Weibes, welches am Wege saß. In dem gewaltsamen Tode des Königs, der seinen Gegner Adolph einst in der Schlacht bei Göllheim tödtlich getroffen und nach Vieler Meinung in ungerechtem Kampfe ermordet hatte, fand seine Zeit ein wahres Gottesurtheil, wie denn auch die übrigen Gegner Adolph's fast alle keines natürlichen Todes gestorben sein sollen. (Viele Belege zu dieser Meinung in J. Geissels Schlacht am Hasenbühl, Speyer 1835. S. 110.) Die Mörder wurden von den Söhnen und Anhängern des todten Kaisers verfolgt; doch hielten die Habsburger, Herzog Leopold, die verwittwete Kaiserinn und vor Allen Agnes, die Königinn von Ungarn, ihren Grimm noch zurück bis nach Entscheidung der Königswahl. Als diese auf Heinrich von Luxenburg gefallen war, begann erst das Blutbad. Herzog Johann, der von nun an seiner That wegen Parricida genannt worden ist, floh zuerst mit den übrigen Theilnehmern nach dem Schlosse Frohburg; mit List aber schloß sie der Besitzer des Schlosses, Graf von Nidau, aus, und sie zerstreuten sich nun nach allen Gegenden. Palm, ein tapferer Mann, verbarg sich lange in einem Kloster zu Basel und starb endlich daselbst, nicht auf seinem Schlosse Altbühren, welches von Leopold eingenommen, und dessen aus 50 Mann bestehende Besatzung enthauptet wurde. Heinrich VII. hatte sogleich nach dem Tage der Belehnung die Mörder geächtet, die meisten Städte und Burgen schlossen sich vor ihnen, und Zürich räumte sogar den Schutt weg von seinen Thoren, die dreißig Jahre lang offen gestanden, um sie schließen zu können. Walther von Eschenbach fand verkleidet und unerkannt in dem Gebiete des Grafen von Würtemberg ein Asyl; fünf und dreißig Jahre lang weidete er da die Herden, auf dem Todesbette aber erkannt, wurde er, der Sprosse jenes ritterlichen Wolfram von Eschenbach, der auf der Wartburg sang, des hohen

Dichters des Titurel und Parcival, mit allen Ehren, die seinem Stamme gebührten, bestattet. Seine Burgen brachen die Habsburger. Das schlimmste Schicksal erfuhr Rudolph von Wart, der nur um die That gewußt und sie gesehn. Follen zählt ihn nicht unter die Mörder und erwähnt deßhalb auch seine Strafe nicht. Er suchte mit seinem Knechte Rulassingen Schutz bei dem Grafen Theobald von Blamont, doch dieser verkaufte beide um Geld dem Herzog Leopold, und seine Standesgenossen, wie das Volk, gaben ihm entrüstet den Schmähnamen des Krämers. Der Knecht wurde bei Ensisheim auf das Rad gelegt; Wart aber zog man an derselben Stelle, wo der Mord geschehen, zu Gericht, und obgleich er betheuerte, er habe den König nicht erschlagen, und überhaupt könne von keinem Verbrechen die Rede sein, da Albrecht, der Mörder seines Oberherrn, des rechtmäßigen Königs Adolph, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und recht= und friedlos gewesen sei; so wurde doch nicht auf seine Einwände geachtet, ihm auch kein Vertheidiger gestattet, sondern man verurtheilte ihn nach dem Spruche König Heinrichs gegen die Mörder überhaupt zum Tode. Und so wurde er an den Schweif eines Pferdes gebunden und zur Richtstätte geschleift; die Henker brachen ihm Rücken und Glieder und flochten ihn auf das Rad. Auch da betheuerte er seine Unschuld und sagte, Albrecht habe es verdient, die Qualen zu leiden, die er jetzt erdulde; ihm aber möge Gott helfen. Seine Gemahlinn, Udalrichs von Palm Schwester, kam bei Nacht an das Rad und lag an der Erde in Gestalt eines Kreuzes ausgestreckt im Gebete. Auf die Frage, ob er wünsche, daß seine Gattinn zugegen sei, antwortete er: Nein; denn ich leide doppelten Schmerz durch ihre und meine Qualen. Er starb endlich; sie aber führte noch viele Jahre in Basel ein gottseliges Leben. Herzog Johann endlich selbst gelangte, nachdem er sich oft hatte verbergen müssen, unter der Hülle eines Mönches oder Begharden nach Pisa. Hier sah ihn Kaiser Heinrich VII. und soll ihn haben gefangen nehmen und in ein Kloster

einschließen lassen. Er überlebte in diesem den Kaiser und wurde nach seinem spät erfolgten Tode ehrenvoll begraben. Zur Habsburg ist er in Wahrheit wohl nie zurückgekehrt. Als die Burgen der Mörder im Schutte lagen, und Agnes durch Ströme Blutes geschritten war, rufend: „Heut bad' ich mich im Maienthau!“ baute sie aus den eingezogenen Gütern der Geächteten mehrere Klöster. Den Altar des prächtigsten unter diesen, Königsfelden, stellte sie an die Stelle, wo der König ausgeblutet, und lebte hier selbst, nachdem die Rache ihr stolzes Herz gesättigt, in Klosterstille unter Gebeten und Bußen mehr, denn ein halbes Jahrhundert. Sie starb erst 1364. In diesem Kloster Königsfelden, Minoritenordens, soll nach Albert. Argent. König Albrecht zuerst begraben worden sein, nach andern (Geissel S. 61) aber in dem gleichfalls schweizerischen Kloster Wettingen. Im Jahre 1309 wurden die Leichen der beiden Feinde, Adolph's und Albrecht's, auf Bitten ihrer Verwandten und auf Veranstaltung des Kaisers in der Kaisergruft zu Speier der Ruhe übergeben. Albrecht's Söhne brachten ihres Vaters Leiche den Rhein herab, der Kaiser ging ihr entgegen und führte die schmerzlich ergriffene Agnes in die Stadt (reginam Ungariæ, occisi filiam, sub brachiis in civitatem traduxit. Alb. Argent.). Die Todtenfeier war ernst und würdig, drei Könige sah der Dom, einen lebenden und zwei todte, und vier Königinnen, darunter drei verwittwete, außer den Grafen von Nassau. Groß war außerdem die Menge des Volkes, denn die Habsburger hatten allein siebenhundert Ritter hergeführt. Was im Leben ein glühender Haß getrennt, lag nun zusammengebettet, in Grabesfrieden unter der kalten Decke von Blei, und denen das weite Römische Reich neben einander zu enge gewesen, die fanden nun Beide im stillen und kleinen Hause Raumes genug zum langen Todesschlafe (Geissel l. c.). Als die Mordbrenner Ludwig's XIV. im Jahre 1689 die Pfalz verwüsteten, zertrümmerten sie die marmornen Sarkophage, erbrachen Albrecht's Grab und verstreuten die Gebeine; später aber wurden sie wieder gesam-

welt und zum dritten Male begraben. — In Schiller's Wilhelm Tell wird bekanntlich die ganze Geschichte von dem Hergange des Endes Albrecht's erzählt, zuerst in der 2. Scene des 2. Aufzugs auf dem Rütli von Konrad Hunn des Kaisers Habgier und Ungerechtigkeit gegen seinen Neffen, um den Schweizern die Hoffnung auf gütige Lösung von dem Drucke zu nehmen, und dann in der 1. Scene des 5. Aufzugs von Stauffacher der Tod selbst, um die Landleute von der Furcht eines kaiserlichen Kriegeszuges gegen sie zu befreien. Schiller hat in vielen seiner Tragödien den Weg der Geschichte verlassen und bisweilen Facta (Tod der Jungfrau von Orleans), mehr aber Charaktere (Don Carlos) verändert. Auch in diesen beiden Stellen stoßen wir auf zwei absichtliche Abweichungen von der Wahrheit, denn daß Schiller sich geirrt habe, ist nicht zu glauben, obgleich seine Forschung keineswegs mit seiner Geschichtschreibung auf gleicher Höhe stand. Zuerst heißt es:

— — ein Kränzlein setzt' ihm
Der Kaiser auf: das sei die Zier der Jugend.

Mithin wird dies als vor dem Bunde auf dem Rütli und dem Abfall der Waldstädte vorgefallen erzählt, da es sich nach Albert. Arg. doch erst am Tage des Mordes selbst ereignete. An der letzteren Stelle wird zugleich mit der Nachricht von dem Tode Albrecht's die Kunde verbreitet, der Ungarn Königinn, die strenge Agnes, habe geschworen, ganze Generationen hinabzusenden in des Vaters Grab, im Blut sich wie im Maienthau zu baden. Maßregeln zur Verfolgung der Mörder wurden gleich getroffen, doch Agnesens Grausamkeit trat erst dann hervor, als nicht ihr Bruder Friedrich, sondern Heinrich der Luxenburger zum Kaiser erwählt worden war, und es nicht mehr in ihrer Absicht lag, durch Milde die Herzen für ihr Haus zu gewinnen. Am Ende des Wilhelm Tell kommt Johannes Parricida zu diesem. Johannes' Reise ging möglicher Weise durch die Waldstädte; aber wäre wohl der stolze Ritter zu dem Bauern

getreten, sich Raths zu erholen, und dann — bedurfte Tell's Character dieser dunkeln Folie, um leuchtender dazustehen? Dieser Zusatz ist vielfach und mit Recht von den Aesthetikern getadelt worden.

(S. 58.) **Tell's Tod, von Ludwig Uhland.**

Wer kennt nicht die drei Männer von dem Rütli, die Befreier der Schweiz, und den Tell, der den Geßler erschoß? Und wer nicht in der Geschichte von dem Schuß gelesen und von der schlichten Größe der alten Schweizer, dem hat doch gewiß Schiller's Drama die herrlichen, kräftigen Gestalten vorgeführt. Unsere Zeit aber, in der so mancher Zweifel sich regt, begann auch an jener raschen That des Schützen zu zweifeln. Nicht nur erwähnte man, daß sich die Sage fast ganz gleich, sogar beinahe in den Namen übereinstimmend bei Saxo Grammatikus (Historiae Danicae lib. XVI. illustr. Steph. Joh. Stephanius Sorae 1664. Fol. N. A. ed. Klotzius. Lips. 1771) bereits hundert Jahre vorher finde, in welcher ein Norweger den Tyrannen fällt, sondern es wird auch in einem neueren Schriftchen: „Die Sage vom Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. Ideler. Berlin 1836" dargethan, daß die Erzählung in vielen älteren Mythen vorkommen *). Indeß wäre doch die Lüge zu groß, ein Volk glauben zu machen, daß vor einem Menschenalter ein Mann unter den Vätern im Vaterlande gelebt habe, von dem die Freiheit stamme, deren das Volk sich noch erfreut, während das Ganze eitel Dichtung ist. Wir finden wirklich schon in den Schweizerliedern über die österreichischen Kriege, die Schlacht bei Moorgarten, die doch gleichzeitig mit oder unmittelbar nach diesen Kämpfen entstanden,

---

*) Zuerst wurde Tell's Geschichte von einem Priester, Uriel Freudenberg, im J. 1760 bestritten: Guillaume Tell, Fable Danoise. Die Schweizer erklärten den Verfasser für einen Hochverräther; zudem wurde er von v. Haller, Zurlauben u. a. widerlegt.

Anspielungen auf den Tell und seine That. Von Heinrich von Hünenberg, dem ältesten Sänger des Schusses, der vor der Schlacht bei Moorgarten die Schweizer durch Pfeile mit den Worten: „Hütet euch am Abend vor St. Ottmar am Moorgarten!“ welche er in ihr Lager schoß, warnte, giebt es nach der hallischen Literatur-Zeitung (1838. Nro. 66) ein Epigramm, welches also lautet:

Dum pater in puerum telum crudele coruscat
Tellius, ex jussu, saeve tyranne, tuo:
Pomum, non natum, figit fatalis arundo;
Altera mox ultrix te, periture, petet.

Außerdem aber redet Aegidius Tschudi in seinem Chronicon Helveticum deutlich genug und mit allen Zeichen der Wahrheit; und würde er selbst geschwiegen haben, so zeugten noch heute von dem Leben Wilhelm Tell's die Tellenplatte, die Tellskapelle

geweiht an selber Stell,
Wo Geßlers Hochmuth Tell erschoß,
Und edle Schweizer-Freiheit sproß, *)

die dritte Kapelle in Bürgeln an dem Platze, wo einst der Rächer gewohnt, und viele andere Orte, welche die Ueberlieferung mit dem Helden der Freiheit in Verbindung bringt. Wer die Geschichte Tell's leugnen will muß Gleiches mit der Werner Stauffacher's, Walther Fürst's und Arnold's an der Halden aus dem Melchthale thun; ihre Thaten sind zu sehr mit einander verzweigt, und wie die Kapellen Tell's in Bürgeln, am vierwaldstädter See und bei Küßnacht, so sehen wir auch eine ähnliche, gleichalte in Steinen an der Stelle des Wohnhauses Werner Stauffacher's. Nach der Sage kam Tell 1354 um, als der wilde Schächen verwüstend durch sein romantisches Thal brauste und auch Bürgeln, Tell's

*) Worte A. W. Schlegel's in seinem Gedichte „Tell's Kapelle bei Küßnacht,“ einer alten Inschrift an dieser nachgebildet.

Wohnort, überschwemmte, und er, ein greiser Alter, ein Kind aus den Fluthen retten wollte. Der Schächen entspringt in Uri gegen Graubündten hin an den Gletschern der Windgelle und des Scheerhorns und fließt durch das vier Stunden lange enge Schächenthal, in welchem Bürgeln liegt. Der wilde Bach bildet mehrere schöne Wasserfälle, und der schönste von diesen heißt die Stäubi, daher der Dichter sagt:

Er hat den Steg begraben,
Der ob der Stäube hing,
Hat weggespült den Knaben,
Der auf dem Stege ging. —

Strophe 1: der Föhn, ein wilder Südwind, der namentlich auf den engeingeschlossenen Alpensee'n häufig bedeutend tobt. — Strophe 4: der Rothstock, ein Gebirgszug zwischen den Kantonen Uri und Unterwalden. — Ferge, Fährmann Schiffer. Uris grüner See hier überhaupt der vierwaldstädter See im Mittelpunkte der Schweiz zwischen den Kantonen Luzern, Unterwalden, Uri und Schwyz, hochgelegen, tief, schön, mit herrlichen, bald lachenden, bald schaurigen Umgebungen und reich an geschichtlichen Erinnerungen. Eigentlich heißt nur der südöstlichste Theil von Brunnen bis Flüelen bei Altdorf Urner=See oder See von Uri. — Strophe 11: dort steht ein Bethaus offen, die Tellskapelle in der hohlen Gasse bei Küßnacht.

(S. 61.) **Das Mahl zu Heidelberg, von G. Schwab.**

Unter der langen kraft= und trostlosen Regierung Kaiser Friedrichs III., in der überall in Deutschland die Fehden tobten, war Pfalzgraf und Churfürst Friedrich von der Pfalz einer der kriegerischesten und kühnsten Fürsten. Sohn Ludwig des Frommen und Bruder Ludwig des Sanftmüthigen, folgte er diesem, dessen Regierung kurz gewesen war. Obgleich sein Bruder einen Sohn, Philipp, hinterlassen hatte, nahm er doch die churfürstliche Würde an, weil sein Volk lieber einen kräftigen, selbst=

ständigen Mann, als ein unmündiges Kind unter Vormundschaft zum Herrn haben wollte. Indeß adoptirte er den Prinzen und versprach, niemals eine Ebenbürtige zu heirathen, damit diesem in keinem Falle nach seinem Tode die Herrschaft entgehen könne. In dieser Zeit war Konstantinopel von den Türken erobert worden (1453), das tausendjährige Griechische Kaiserreich war den Barbaren erlegen, und die Leiche des letzten Fürsten auf dem Throne Konstantins des Großen, des männlichen Konstantin IX., hatten in den blutigen Straßen der Stadt die Rosse der Osmanen zerstampft. Ganz Europa zitterte, und lauter, als je, rief des Papstes Stimme zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen. Papst Pius II. hatte sich schon in seinen Gedanken die beiden kühnsten Herzen Deutschlands, Friedrich den Siegreichen von der Pfalz und den Markgrafen Albert Achilles von Brandenburg, zu Führern der Deutschen in dem heiligen Kriege erlesen. Aber alle Bemühungen seiner Legaten, Stephan Nardini's und des eifrigen, glühenden Bessarion, scheiterten in Deutschland; Friedrich und Albrecht, beide einander höchst feindselig, und die übrigen Fürsten hatten in der Nähe hinreichend Streite zu entscheiden und ihren Vortheil zu wahren, und die Völker meinten, von ihnen seien die Türken vor der Hand noch weit genug weg. Wenn die Kämpfe dem Churfürsten Rast gestatteten, weilte er auf der Burg zu Heidelberg bei seiner geliebten, aber unebenbürtigen, Gemahlinn Clara von Detten, von ihm seine Sängerinn genannt, welche aber vor dem Helden starb. Mit dem Erzbischof Diether von Mainz hatte Friedrich Gränzstreitigkeiten und mit anderen seiner Nachbaren andere Zwiste, fügte sich aber einem schiedsrichterlichen Spruche deutscher Fürsten (am 14. Sept. 1459) nicht, weil er ihn für zu ungünstig und ungerecht hielt. Und als darauf der Krieg entbrannte, schlug er seine Gegner und nöthigte sie zu einem vortheilhaften Vergleiche. Nachdem aber Erzbischof Diether von dem Papste seines Amtes entsetzt worden war, hauptsächlich weil er sich weigerte die hohen Anna-

ten=Gelder zu zahlen und an ein künftiges Concilium appellirte, und das Capitel den Grafen Adolph von Nassau, früheren Domherrn, an seine Stelle erwählt hatte, suchte er Schutz bei dem früheren Feinde, dem siegreichen Pfalzgrafen Friedrich. Dessen Feinde, wie der Markgraf Karl von Baden und sein Bruder, Bischof Georg von Metz, der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, der Graf Ulrich von Würtemberg und der Bischof von Speier, wurden nun alle Vertheidiger Adolph's, des neuen Erzbischofs, und zogen mit Heerhaufen in die Pfalz. Die Gefahr war nahe, Friedrich durfte nicht säumen. Mit 800 Reitern und 2000 Mann zu Fuß eilte er den Feinden entgegen und ließ, sowohl um die Feinde zu täuschen, als auch größerer Eile wegen, 800 der Fußgänger mit den Reitern die Sitze theilen. Vor dem Schwetzinger Walde stieß Diether und sein Verwandter, der Graf von Katzenelnbogen, mit 300 Pferden zu ihm, jene Fußgänger sprangen von den Rücken der Rosse, und so sahen die Gegner erschreckt plötzlich ein größeres Heer vor sich, als sie erwartet. Sie wurden gänzlich geschlagen, und Ulrich von Würtemberg, Karl von Baden und der Bischof von Metz gefangen (d. 10. Jun. 1462). In der Nähe des Schlachtfeldes liegt das nach dem Helden genannte Dorf Friedrichsfeld, und noch heute steht bei Seckenheim zum Andenken des Sieges ein altes Kreuz mit der Inschrift: „Als man zalt nach Gottes Ge„burte MCCCCLXII jar auff Sant Paulus Gedechtnuß „Tag sint uff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich „Pfalzgrave by Rine rc. und Kurfürsten nyder geworffen „worden Her Jorg Bischoff zu Metz, Marggrave Karle „zu Baden, und Grave Ulrich von Wirtemberg mit eyner „merglichen Zal jr Diener, Grave, Herren, Ritter und „Knecht, und derselben, die in solchem Geschefte tod bliben „sint, wolle Gott barmherzig sien, und uff denselben „Tag sint viel zu Rittern geschlagen." Froh zog der Sieger mit seinen Gefangenen nach Heidelberg; aber nachdem er sie auch aus dem tiefen Gefängnisse für Schelme und Diebe erlöst, in das er sie Anfangs gewor-

fen, und zu dem Mahle ohne Brod eingeladen hatte, gab er ihnen doch nicht eher die Freiheit, als bis der Bischof 60,000 fl. der Graf und Markgraf jeder 100,000 gezahlt, oder bis zur gänzlichen Tilgung der Schuld Städte und Schlösser verpfändet hatten. Nach Eroberung der Stadt Mainz durch die Nassauischen kam zwischen Adolph und Diether ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Adolph das Erzbißthum Mainz, Diether aber für die Dauer seines Lebens mehrere Städte und Aemter erhielt. Ob auch auf dem Reichstage zu Augsburg 1474 Kaiser Friedrich III. über den Pfalzgrafen am Rhein des Reiches Acht und Aberacht aussprach, diesen kümmerte weder des Reichstages Spruch, noch des Papstes Bannstrahl, und stolzen Sinns baute er auf seinem Schlosse Heidelberg den Trutzkaiser, den Trutzbaiern und den Trutzpfaffen, drei mächtige Thürme, die nun schon längst die Zeit gebrochen hat. Friedrich der Siegreiche war das Bild eines jener Deutschen, von denen der um wenige Jahrzehnde spätere Macchiavelli sagt, daß ihre ungebändigte Freiheitsliebe und innere Uneinigkeit und Streitsucht das einst gewaltige Reich schon aufgelöst habe. Im Frieden sorgte er väterlich für sein Land, begünstigte die Buchdruckerkunst und errichtete bereits 1462 in Heidelberg ein beständiges Hofgericht, das mit adelichen und gelehrten Beisitzern besetzt war und dem Faustrecht unter den Rittern Einhalt thun sollte. Nach dem Tode seiner Clara von Detten, führte er ein frommes, zurückgezogenes Leben und starb am 12 Dec. des Jahres 1476. Er hat einen Biographen in dem fleißigen und gründlichen C. J. Kremer gefunden, dessen Geschichte des Churfürsten Friedrichs I. von der Pfalz (2 Thle. Mannheim 1766. 4.) für unsere Tage nur einer Ueberarbeitung bedürfte, um vermöge ihres historischen Reichthums neben den besten biographischen Werken ein vielgelesenes Buch zu sein.

(S. 65.) **Die Reigerbaize, von Anast. Grün.**

Anton Alexander Graf von Auersberg, mit seinem Dichternamen Anastasius Grün, wurde am 11. April

1806 in Thurn am Hart in Krain geboren, studirte (nach der Dedikation des l. Ritters) um 1827 in Grätz in Steiermark, und lebt seitdem in Wien und auf seinen Gütern. Bekannt ist er in der neuesten Zeit durch Reisen nach Paris und London, wie auch durch einen Streit mit dem Ritter Braun von Braunthal geworden, der in seinen österreichischen Musenalmanach fälschlich einige Gedichte unter Anast. Grüns Namen aufgenommen hatte. Seitdem ist er auch unter seinem wahren Namen (u. a. in Witthauers Album für die Verunglückten in Pesth), und nicht bloß, wie früher, pseudonym aufgetreten. Von seinen Dichtungen nenne ich: Blätter der Liebe, Stuttg. 1830; der letzte Ritter, Romanzenkranz, München 1830; Spaziergänge eines Wiener Poeten, 2. Aufl. Hamburg 1832. (Neuere Spaziergänge in Lenau's Frühlingsalmanach, 1836); Schutt, 3. Aufl. 1838; Gedichte, Leipzig 1837. Manches erschien früher zerstreut in Taschenbüchern und Zeitschriften. — Unter den jüngeren Dichtern ist Grün einer der bedeutendsten, phantasiereich, voll ernster, männlicher Liebe zur Freiheit, zugleich modernen Ideen nicht fremd (was sich namentlich in „Schutt" ausspricht), bekannt mit dem Volkswitze und selbst bisweilen voll natürlicher Scherze. Nach Mittheilungen im Freihafen soll ihn gegenwärtig die Geschichte des humoristischen Pfaffen am Kalenberge beschäftigen. — Seinen letzten Ritter, aus dem wir hier zunächst Stücke entnehmen, hat er mit Absicht kein Epos genannt, weil wir in allen einzelnen Theilen keine andere Einheit, keinen anderen Zusammenhang finden, als daß uns in allen die Person Maxens gleich liebenswürdig als letzter Repräsentant des Ritterthums entgegen tritt. Diese Romanzen aber sind meistens überaus frisch und lebenvoll, und die Nibelungenstrophen, welche Grün schön bildet, tönen würdig und angemessen zu dem Heldenzuge unseres wackern Kaisers. — Viele und meistens ins Specielle eingehende Kunden über Maximilian I. hat uns aus Archiven u. s. w. der Freiherr von Hormayr überliefert, in dessen Archiv und historischem Taschenbuche auch Max und

Karl V. durch alle Jahrgänge eine fortlaufende Rubrik bilden. Das Meiste aber hat der Kaiser selbst für die Kenntniß seines großen und vielbewegten Lebens gethan. Denn als er alt geworden war, und die Reichsgeschäfte mit ihrem schleppenden Gange oft drückend und ermüdend auf ihm lagen, erinnerte er sich noch mit Wonne seiner schönen, kräftigen Jugend, seiner süßen Liebe zu der holden Maria von Burgund, seiner ritterlichen Thaten, seiner kühnen Weidmannswerke und seiner siegreichen Feldzüge, und in glücklichen Stunden, wenn das alte Herz in Jugendgluth schlug, und die alten Bilder wieder leuchtend vor seinen Augen vorüberzogen, erzählte er seinen Treuen, seinen Dichtern und Schreibern, von seinen Thaten, seinem Dichten und Denken, diese zeichneten Alles nach des Kaisers Angaben auf und legten ihm nachher die Bücher vor, damit er sich aufs Neue an der Erinnerung labe. Dem Geschmacke der Zeit gemäß wählte man dazu die allegorische Darstellung, vielleicht aber auch, um dem Uneingeweihten den Blick in die Heiligthümer der Wünsche und Gefühle Marens zu verhüllen. Außer dem Bilderwerke Freydal in der Ambraser-Sammlung zu Wien, Turniere und Mummereien des Kaisers enthaltend, gehören zwei Werke hierher: 1. Der Weiß-Kunig, Geschichte Marens, des jungen Weißkunigs, von seiner Jugend an bis zu dem Ende des von ihm geführten venetianischen Krieges in Form eines allegorischen Romans, auf des Helden Angeben zusammengetragen von Marx Treitzsauerwein, erschien zum ersten Male im Drucke Wien 1775, fol. aus dem Manuscripte der kaiserl. Hofbibliothek nebst den von Hansen Burgmayer dazu verfertigten Holzschnitten (eines Schülers von A. Dürer); und 2. Der Theuerdank (die Geuerlichkeiten und eins Teils der Geschichten des loblichen streytbaren und hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdanckhs, Nürnberg 1517 mit ausgemalten Holzschnitten von dem geschätzten Maler Hans Schaufelin. Seitdem mehrere Ausgaben; die neueste: Th., herausgegeben und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Dr. Karl Haltaus, nebst 6 lith.

Blättern. Quedlinburg 1836. auch B. II. der bei Basse erscheinenden Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur). Nach des Kaisers Plan und Anordnung hat Melchior Pfinzing das Gedicht ausgeführt, das schon in seinem Titel den Mann zeigt, der auf Abentheuer denkt, Maxen selbst in seiner ritterlichen Jugend und dann, nachdem ihn drei allegorische Personen, Fürwittig (jugendliche Unbesonnenheit), Onfalo (Unfall, das Schicksal) und Neidhart (der Neid, äußere Feinde) oft feindselig auf seiner Bahn gehemmt haben, an der Hand der schönen Prinzessin Ehrenreich, der lieblichen Maria von Burgund. Bei der prachtvollen Zusammenkunft Kaiser Friedrichs III. und Karls des Kühnen von Burgund zu Trier, in welcher dieser vorzüglich die Königswürde über seine reichen Länder zu erlangen dachte, war auch Erzherzog Maximilian, damals ein blühender Jüngling von 19 Jahren, zugegen, und der Herzog von Burgund gewann ihn so lieb, daß schon damals die Vermählung mit seiner einzigen Tochter und Erbinn zu Sprache kam. Zerschlugen sich auch die Verhandlungeu an dem Mißtrauen Friedrichs, der so wenig seinem hochherzigen Sohne glich, so nahm doch der kühne Karl das Andenken an Max mit in seine Heimath, und erzählte oft der Gattinn und der Tochter von dem ihm lieb gewordenen Jüngling. Im Weißkunig (S. 117.) heißt es an einer Stelle, in der von späterer Zeit in Bezug auf diese frühere von der Herzoginn und Prinzessinn von Burgund die Rede ist: „Sy waren auch ingedächtig, daß ihr Herr in seinem Leben zu dem jungen Weiskunig sondern Lieb und Neigung getragen, und oft von ihm gesagt het, der Jung Weißkunig wäre der edlist Tewrlichist, und keiner gleichet ihm. Das heten sie also in ihrem Herzen behalten, und die jung Königinn gewann aus dem erst ein sondere Neigung und Lieb zu dem jungen Weißkunig." Maria sandte ihm sogar auf ihres Vaters Anregung am 26. Nov. 1476 einen Brief mit einem Ringe (Hormayr's österreich. Plutarch. V. Bd. Wien 1807). Als aber Karl der Kühne, nach vergeblichem Zorne über seine Niederlagen gegen

die Schweizer, in der Schlacht bei Nancy gefallen war, und Herzog René von Lothringen eine Thräne des Mitleids über den einst stolzen, jetzt todten Feind geweint hatte, als der schlechte Ludwig XI. von Frankreich Mariens Erbländer an sich zu reißen strebte, und innere Unruhen die junge Fürstinn nicht wenig ängstigten, erinnerte sie sich in ihrer Trauer der Wünsche des Vaters und gedachte des Fürstenjünglings, von dem sie sich in ihrem Inneren wohl ein süßes Bild geschaffen hatte. Die Gesandten des Kaisers, welche für seinen Sohn, den Erzherzog, um sie warben, fanden daher ein geneigtes Ohr bei ihr, und sie erklärte vor ihnen und großer Versammlung, ihn habe ihr Herz erwählet, ihn wolle sie auch zum Gatten und keinen andern auf dieser Erde. Wenige Tage später, am 26. April 1477, ließ sich der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz an der Stelle Maxens, seines Herrn und Freundes, mit der Prinzessin trauen, und nachdem der junge Fürst selbst mit neunhundert gewappneten Rittern in Gent angelangt war, fand am 20. August die eigentliche, feierliche Vermählung Statt, vor welcher nach dem Weißkunig zu Marien die Mutter also sprach: „O Tochter, einen schöneren Jüngling habe ich nicht gesehen, als der jung weiß Kunig ist, und der soll sein dein Herr und Gemahl und kein anderer nit. — Denn er war ein gerader Jüngling, ganz wohl gestaltet von Leib und Gebein, hatte ein schön lieblich Antlitz und ein sonderlich schön gelb Haar. Er wurde genannt von seiner Schönheit und Schicklichkeit wegen der weiß Kunig mit dem gütigen Angesicht“ u. s. w. Nach dem Hochzeitsfeste folgten Turniere und Lustbarkeiten jeglicher Art; doch vergaß Max auch keineswegs das Ernstere. Er ließ sein Heer gegen das Ludwig's ins Feld rücken und schlug ihn am 7 August 1479 in einer großen Schlacht auf der Ebne zwischen Terouanne und Guinegate. Glücklich stillte er auch die Unruhen im burgundischen Reiche, besonders in Flandern, und trat mit Frankreich in Friedensunterhandlungen, als plötzlich der Tod seiner Gemahlinn das Glück, dessen er sich bisher erfreut hatte, unterbrach. Maria liebte die

Jagd, wie ihr Gatte, der kühne Gemsenjäger von der Martinswand, von dem es auch in Hormayr's historischem Taschenb. heißt: „Er ließ sich viel Valken kommen aus der Tärterey, aus der Heidenschaft, aus Reyssen, aus Preußen und von Rhodys, und von viel andere weiten Enden des Ertreichs, daß er gern paißet, dadurch Im von Kunigen viel Valkhen verert und eschankhet waren. Er hat auch bei Im (sich) an seinem Hof fünfzehn Valkenmaister und algejen mehr dann sechzig Valkner Knecht gehabt, die nichts anders thaten, dann daß sy die Valken zuberaiten, zu Valknerei, und wo er durch ein Land zog, so paißet er unterwegs alwege und fürwar gar oft den meisten Theil bis in die Nacht. Und er war in der Valknerey gar künstlich und hatte sonderliche Lieb und Lust dazu." So war denn auch die junge Herzoginn aus Brügge zur Falkenjagd geritten, aber während ihr Vogel in der Höhe den Reiher verfolgte, und sie unten fröhlich der Richtung seines Fluges nachjagte, stürzte sie, über einen Graben setzen wollend, vom Rosse, und der herzueilende Gatte fand sie, sein Liebstes auf der Erde, im Blute liegend.

(S. 66.) **Maria's Leichnam**, von **A. Grün**.

Dieses Gedicht schließt sich unmittelbar an das vorhergehende an. Nach dem unglücklichen Sturze (am 27. Mai 1482) ermahnte Maria auf dem Sterbelager die umstehenden Edeln des Landes zur Treue gegen ihre Kinder und ihren Gemahl, und bat diesen, der fast sinnlos vor Schmerz war, selbst, er möchte sie verlassen, um seines Leides Herr zu werden und ihr den Abschied nicht zu erschweren. Sie starb und Max kniete lange bei der Leiche mit den Kindern, dem vier Jahre alten Philipp, später der Schöne genannt, nachmals Gemahl Johannas, der Tochter und Erbinn Ferdinand's von Arragonien und Isabellens von Castilien, aus welcher Ehe Karl V. und Ferdinand I., die Ahnherrn der deutschen und spanischen Linie Habsburg, entsprossen, gest. 1506 zu Brügge, und

der noch zwei Jahre jüngeren Margretha, 1497 mit Don Juan, dem Sohne Ferdinand's und Isabellens, vermählt und nach dessen Tode mit dem Herzog Philibert II. von Savoyen, später die bekannte kluge Statthalterinn der Niederlande, st. am 27. October 1530 zu Mecheln. Dieser Philipp war nach dem Ehevertrage der Erbe der mütterlichen Lande unter der Vormundschaft seines Vaters. Doch konnte Max diese erst nach siebenjährigem Kampfe erlangen, da sich die Flandrer nach dem Tode der angeborenen Herrinn nicht dem fremden Herrscher unterwerfen wollten. So groß war die Liebe des nachherigen Kaisers zu Marien, seiner Gattinn gewesen, daß er von dem gelehrten Johannes Trittheim (Trithemius), damals Abt des Benediktinerklosters St. Martin zu Spanheim, den seine Zeit einen Zauberer nannte, verlangte, er solle ihm den Geist der todten Geliebten heraufbeschwören. Doch vergebens! — Als Maximilian zu Augsburg seinen letzten Reichstag hielt, befand sich auch Dürer daselbst, malte den Kaiser und nahm die Zeichnug zu dem trefflichen Bildniß, das er nach dem Tode seines Wohlthäters herausgab. Unmittelbar vorher vollendete er für den schon Erkrankenden die herrliche Darstellung des Todes der ersten Gemahlinn desselben, Maria von Burgund, in Gegenwart ihres gebeugt dastehenden kaiserlichen Gemahles, ihres Sohnes Philipp und der vertrautesten Freunde des Kaisers. Das Ganze ist symbolisch so gefaßt, daß es wie in den Darstellungen des Todes der Jungfrau Maria, zugleich den Eingang der Sterbenden zur Seligkeit anzeigt. In einer Glorie erscheint nämlich der Heiland mit den Worten des hohen Liedes: Surge, propera, amica mea, venï de Libano, veni, coronaberis! Das Gemälde befindet sich in der Sammlung des Grafen Fries zu Wien und gewährt einen rührenden Aufschluß, welches Gefühl unwandelbarer Liebe das Herz des ergrauten, vielgeprüften Kaisers erfüllte. So der Prof. Tölken in seiner „Gedächtnißrede bei der Secularfeyer Albrecht Dürer's 1828" im Berliner-Kunstblatt. April. 1828. (Anast. Grün). Von dem rasch aber gut arbeitenden Ernst

Münch haben wir eine Biographie Maria's von Burgund (nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York rc. 2 Bde. 1832). Das Beste über den Kaiser selbst hat, nebst den verdienstlichen Bemühungen Hormayr's, der geistreiche und tiefblickende Leopold Ranke in seiner Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 — 1535 (Leipzig und Berlin 1824. 1. Bd. leider bis jetzt nicht fortgesetzt) geliefert; doch besitzen wir auch eine eigene Geschichte des Lebens, oder vielmehr, wie der Titel richtig sagt, der Regierung Maximilians I. von D. H. Hegewisch (Hamburg 1782).

(S. 67.) **Deutscher Brauch**, von A. Grün.

Nach dem Tode seines Vaters Friedrich III., der den 19. August 1493 nach einer vierundfünfzigjährigen Regierung starb, hielt Max einen großen Reichstag zu Worms, auf dem unter andern der berühmte ewige Landfriede zu Stand kam (7. Aug. 1495). Es ist eine auffallende Erscheinung, daß grade die ritterlichsten deutschen Kaiser am meisten bemüht waren, dem Fehdeunwesen zu steuern; so Heinrich VII., der Luxenburger, selbst gefeierter Turnierheld, Rudolph von Habsburg und Maximilian I, der Held des Theurdank, der oft zu Schimpf und Ernst, mit stumpfer und spitzer Lanze, rannte. Seine Liebe zum ritterlichen Turnier zeigte er auch in Worms hinlänglich. Berühmte fahrende Ritter entboten oft die tapfersten Kämpfer anderer Länder und Gegenden an bestimmte Orte, um da Lanzen mit ihnen zu brechen, in ritterlichem Schmucke zu prunken und Geschenke zu geben und zu empfangen. Einen glänzenden Kampf der Art (in der Terminologie der Turniere pas d'armes genannt) veranstaltete mit einigen andern Rittern der berühmte Boucicaut zwischen Calais und Boulogne vom 20. März bis zum 20. April 1389. Häufiger aber noch zogen solche fahrende Ritter zu Festen, huldigten den Damen und kämpften mit den Männern (Ulrich's v. Lichtenstein, st.

1246., Frauendienst; erneut von L. Tieck). So erschien auch auf Maxens Reichstage ein französischer Ritter, Claude de Barre, und lud alle Deutschen zum Kampfe ein, zu Schimpf, wie zu Ernst; der Besiegte sollte sich in ritterlich Gefängniß stellen. Unser Dichter übertreibt, wenn er von „verdingen als letzter Rüdenknecht" spricht. Mögen nun wirklich viele Deutsche unterlegen sein, oder vielleicht nur wenige der prahlerischen Aufforderung sich gestellt haben, genug, der Kaiser beschloß, selbst die Waffen zu versuchen. Nach alter Sitte ließ er seinen Wappenschild neben den des Gegners aufhängen, rannte zuerst mit diesem und besiegte ihn dann im Schwertkampfe. Eine festliche Versöhnung folgte; doch hat Anastasius Grün den Scherz am Ende vermuthlich selbst ersonnen. Kunz von der Rosen war Maximilians Hofnarr, mehr aber sein kluger und treuer Freund, der ihn einst mit Gefahr des eignen Lebens aus dem Gefängnisse, in das die übermüthigen Fland'rer den damaligen Herzog Max gesetzt hatten, befreien wollte (l. Ritter, S. 84 ff.) und endlich seinen Herrn, selbst uralt, überlebte. Weitere Notizen über ihn in Hormayr's Archiv, 1822. Der alte Sammler und Bearbeiter unzähliger Witze und Curiositäten, K. J. Weber, fährt, nachdem er in seiner Gesch. d. Ritterwesens I. 248 den Zweikampf erzählt hat, nicht übel fort: „Es war aber immer ein irrender Ritterstreich, der eigentlich nur in den Theurdank gehörte. Sie kämpften um ritterlich Gefängniß. Wie, wenn nun umgekehrt der Franzose das allerhöchste Reichsoberhaupt besiegt hätte? Und wo hätte der meist geldarme Kaiser (Poco Denari) geschwinde das Lösegeld hernehmen wollen?" Unter mehrern andern hat auch die bekannte Karoline Pichler den Stoff in einer Ballade behandelt, ihn aber nachher über alle Gebühr zu einer ganzen Novelle ausgedehnt (in einem Jahrgange des Taschenbuchs Minerva), in der sie der nöthigen Verwicklung zu Lieb' das Geschichtliche, den wahren Grund, nicht berücksichtigt, den Kaiser sich für einen andern schlagen läßt, u. dgl. m.

(S. 70.) **Abfahrt von Innsbruck, von A. Grün.**

Im Jahre 1518 hielt Maximilian einen Reichstag zu Augsburg, theils um seinem Enkel Karl von Spanien die römische Königskrone zusichern zu lassen, theils um die Fürsten zu einem Heereszuge gegen die Türken zu ermahnen. Bereits im Jahre vorher hatte er über diese dem Papst Leo X. geschrieben, schon in seiner Jugend, als er kaum gewußt, was Kriegführen sei, habe er sehnlichst gewünscht, so oft er nur von den Türken gehört, diese Erbfeinde vertreiben zu können; nun aber, da er alt und ein Krieger geworden sei, gedenke er noch jener Wünsche und wolle die erlernte Kunst nicht zum Verderben der Christen, sondern zur Erlösung aus den Händen der Tyrannen anwenden. Leider aber widersetzten sich theils die Chur= und andern Fürsten den Anträgen des Kaisers, theils verschoben sie weitere Berathschlagungen auf einen neuen Reichstag zu Worms, und getäuscht und krank verließ dieser die Stadt, in seine Erblande ziehend. Doch auf der Reise sollte er eine neue Kränkung erleben, denn die Bürger Innsbrucks, denen der Kaiser von einem früheren Aufenthalte noch Summen schuldete, wollten wohl ihn, nicht aber sein Gefolge aufnehmen. Noch einmal blickte der Kaiser auf der weiteren Fahrt den Inn hinab empor zu den gewaltigeu Bergen, zwischen welchen er seine Jugend verlebt hatte, und dann neben sich auf den Sarg, den er, längst vertraut mit dem Tode, seit mehreren Jahren mit sich führte. Die Krankheit wuchs, und am 12 Januar (Sleidan. de statu relig. et reipublicæ. Argent. 1561. fol. 11. nach andern am 11. Januar) 1519 starb Kaiser Max, von seinen Edeln umgeben, zu Wels in Oesterreich ob der Ens, kaum 60 Jahre alt. Begraben wurde er zu Wienerisch=Neustadt in der Kirche der Burg, wo auch seine Mutter, die hochherzige Eleonore von Portugal, liegt; und der treueste seiner Diener und Freunde, Herr Siegmund von Dietrichstein, fand später, wie ihm Max

selbst versprochen hatte, ein Grab zu seinen Füßen. In der Franziskanerkirche zum heil. Kreuz in Innsbruck ließ ihm sein Enkel, der Kaiser Ferdinand I. ein herrliches Monument errichten. Zwischen 8 Kirchensäulen von rothem Marmor stehen 28 Riesengestalten von Bronze, wie Theodorich, Arthur d. Gr., Bouillon, Rudolph v. Habsburg u. a., und umgeben das eigentliche, mit Basreliefs, die Scenen aus dem Leben des Kaisers darstellen, geschmückte Kenotaph, auf welchem oben, von den vier Cardinal-Tugenden umringt, Maxens ähnliche Bildsäule kniet. Mit hohem Kunstsinn und in ausgezeichneter Darstellung ist das Denkmal beschrieben in Hermann Friedländer's Ansichten aus Italien. Leipzig 1819. 1. Th. S. 38 ff. — Max hatte den Reichstag im Sommer 1518 nach Augsburg berufen (Raumer's Gesch. Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. I. Bd. S. 214.), wie gewöhnlich auf den deutschen Reichstagen brachten die Fürsten und ihre Abgesandten eine lange Zeit mit leeren Rangstreitigkeiten hin, und erst im Spätherbste desselben Jahres ging die Versammlung auseinander. Zudem geben alle Schriftsteller an, Max sei auf der Reise am 12. Jan. 1519 gestorben. Mag er sich auch hier und da, namentlich zuletzt in Wels, längere Zeit auf dieser Reise aufgehalten haben, so fiel sie doch in keinem Falle in den Sommer, wann auf Wiesen die Sense klirrt, wann die Felder dicht voll Saaten stehn, wann die Heerden fröhlich weiden auf grünen Alpenhöhn und die Triften frisch das Gehöfte umgrünen, wie der Dichter sagt. Doch benimmt dieser, vielleicht absichtliche, Irrthum dem Gedichte keineswegs seinen Werth. Oesterreich selbst war allerdings blühend und glücklich unter Maximilian; für das übrige Deutschland aber hat er, trotz mancher guter Einrichtungen, die er ins Leben setzte, nicht erreicht, was er wollte. Er strebte nach Hohem, als ein ächter Ritter sogar häufig nach Ungeheurem und Unglaublichem (man denke an seinen Plan, Papst werden zu wollen); doch traten ihm meistens die nicht gehörig

erfaßten Zeitverhältnisse, die Widerspänstigkeit der deutschen Fürsten und sein fast beständiger Geldmangel hindernd entgegen. Er selbst sagte: der König von Frankreich herrsche über Esel, denn sie trügen, was er ihnen auflege; der König von England über Engel, denn sie vollbrächten alles Gebotene willig; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten ihm nur, so viel ihnen beliebte — und ferner: es sei gut, daß Gott selbst die Welt regiere, denn mit seinen beiden Statthaltern (nach der bekannten Stelle des Sachsenspiegels: „Zwei swert liez Got in ertriche zu beschirmene dy christenheit, dem pabeste das geistliche, dem keiser das werltliche“), einem armen Gemsensteiger und einem trunkenen Pfaffen — dem damaligen Papste Julius II. — sei sie übel bestellt. — Zum Schlusse führe ich noch Friedrich von Raumer's gediegenes Urtheil über Maximilian an (Gesch. Europas s. d. fünfzehnten Jahrh. I. S. 194): „Selbst seine Verehrer können nicht läugnen: er habe mit dem Gelde nie gut Haus gehalten, Plane über seine Kräfte hinaus oft so unvorsichtig unternommen, als nachher übereilt aufgegeben; sich mit den italienischen Händeln und der italienischen Politik (bei minderer Veranlassung als die Hohenstaufen) zu viel eingelassen, und überhaupt mehr einer fast dichterischen Betrachtung der Vergangenheit und Zukunft nachgehangen, als auf die Gegenwart mit der Ruhe und Kraft eines überlegenen Herrschergeistes eingewirkt. Andrerseits war er aber ohne Zweifel ein schöner, in allen Körperlichen Uebungen geschickter Mann, kühn und muthig, kriegserfahren und arbeitsam, wißbegierig und wohlunterrichtet, mit einem Worte eine edle, wahrhaft vornehme Natur. Und wie streng man über ihn zu urtheilen auch oft veranlaßt wird, man darf nur an seine Zeitgenossen, den Schwächling Karl VIII., den Heuchler Ferdinand, den Frevler Alexander VI. denken, um ihm den Vorrang vor Allen einzuräumen.“ Als Beleg zu seinen Geldverlegenheiten führt Raumer in einer

Anmerkung die Klagen seines nicht bezahlten Gesandten im Paris an, der so naiv, als kräftig an ihn schreibt: „er habe deßhalb donné cent fois l'ame au diable; je ne puis vivre du St. Esprit."

(S. 72.) **Der reichste Fürst, von J. Kerner.**

Justinus Kerner wurde den 18. Febr. 1786 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren, besuchte die lateinische Schule daselbst und, gleich vielen nachher berühmt gewordenen Würtembergern, die Klosterschule Maulbronn und studirte seit 1804 auf der Universität Tübingen Medizin, wo ihn, wie seinen Freund Uhland, vorzüglich des Knaben Wunderhorn mit seinen schönen Volksliedern anzog, und wo er sowohl in der Poesie, wie in seiner innigen Liebe zur Beschauung der Natur, vornehmlich ihrer dunkeln Seite, schon ganz die nachherige Richtung einschlug (s. Varnhagen von Ense im Freihafen und später in seinen Denkwürdigkeiten über seinen Aufenthalt in Tübingen im J. 1805 und seinen Umgang mit Just. Kerner). Nach verschiedenen Reisen und ärztlichen Funktionen lebt er seit 1819 zu Weinsberg, wo er sich am Fuße der bekannten Burg Weibertreue einen heiteren Aufenthalt geschaffen hat, geachtet als Arzt und geliebt wegen seiner herzlichen Treue. — Gedichte, Stuttg. u. Tüb. 1826; Vollständige Sammlung seiner Dichtungen, daselbst 1834. — Schwäbischer Almanach 1812 und Dichterwald 1813. Reiseschatten des Schauspielers Lux, Heidelberg 1811 und der Bärenhäuter im Salzbade (in Nik. Lenau's Frühlingsalmanach), beide voll träumerischen, bald bitteren, bald ungemein rührenden Humors. Unter den prosaischen Schriften vorzüglich die berühmte Seherinn von Prevorst, 2 Bde. Stuttg. 1830. N. A. 1838. — Kerner's Lieder sind meistens einfach=wehmüthige im Geiste des alten Volksliedes, an das Herz gehend, bisweilen durchklungen von tiefschmerzlichen, räthselhaften Tönen. Er hat in vielem Aehnlichkeit mit Eichendorff. Als Dichter bespricht ihn ein Ungenannter in

Briefen über Schwaben und Franken (Zeitung f. d. eleg. Welt, 1838), doch nicht gründlich; einen gediegenen Aufsatz über Kerner's Neigung zum Uebersinnlichen und zum Geisterreiche, doch auch voll wahrer Worte über seine Dichtungen und voll freundlicher Blicke auf sein Familienglück von dem bekannten Dr. Strauß, dem Verfasser des Leben Jesu, enthalten die Hallischen Jahrbücher (1837. herausgegeb. v. Dr. Ruge u. Echtermeyer). — Auch der Stoff dieses Gedichts gehört, wie der der vorigen, dem Leben Kaiser Maximilians an. Der Dichter und sein muthmaßlicher Gewährsmann (Joachim Camerarius in der vita Philippi Melanchthonis. Lips. 1566) setzen dieses Gespräch in das Jahr 1495 auf den bekannten Reichstag in Worms; andere aber verlegen es in das Jahr 1486, als Friedrich III. seinem Sohne Max zu Aachen die römische Königskrone aufsetzen ließ. So Anast. Grün, bei welchem es heißt:

Da schwang der Pfälzer den Becher und scherzend hub er an:
„Hoch Vater Rhein! — Ihr Herren, wer ist's, der's rühmen kann,
Er seh' solch edles Kleinod in seinem Land gedeihn,
Das so, wie meine Reben, die Herzen mag erfreun?"

Da priesen in die Runde die Fürsten Thron und Reich,
Der alte Kaiser Friedrich pries hoch sein Oesterreich,
Von Köln der würd'ge Bischof rühmt seinen Riesendom,
Der Baier seine Fluren und seinen blauen Strom.

Aus Sachsenland Herr Albert, der nahm nach ihm das Wort:
„Als Gold und Eisen blitzet in dunklem Schacht mein Hort,
Das Gold lehrt unsre Weiber so lauter und so rein,
Das Eisen unsre Männer so stark und treu zu seyn."

Drauf sprach der Würtemberger, Graf Eberhard im Bart:
„„Zwar sprießt in meinen Gauen kein Kleinod solcher Art;
Doch käm im tiefsten Walde mir Lust zu schlummern an,
Wär' jeder Schooß mein Kissen, drauf sanft ich schlafen kann.""

Einst wagt' in solchem Wettstreit Max auch ein Wörtchen drein,
Jetzt schließt die schwarze Erde, ach, all sein Glück schon ein;
Drum blieb auf seine Lippen ein düstres Schweigen gebannt,
Doch leis und innig drückt' er des Würtembergers Hand.

Zinkgräf's Apophthegmata oder scharfsinnige Sprüche der Teutschen (neue Ausg. von Guttenstein in Mannheim) erzählen dasselbe, stellen aber dahin, ob Herzog Stephan von Baiern oder Graf Ulrich von Würtemberg den trefflichen Ausspruch gethan habe. Wir halten uns hier natürlich an Kerner's Gedicht. Der Fürst von Sachsen ist Albert, der Stifter der Albertinischen Linie, Sohn Friedrichs II., des Sanftmüthigen, und Bruder Ernst's, des Stifters der Ernestinischen Linie, geboren 1443, gestorben 1500. Pfalzgraf am Rhein und Churfürst war damals Philipp der Aufrichtige, der Neffe Friedrichs des Siegreichen, ein milder, gütiger Fürst, der viele der gelehrtesten Männer Deutschlands, einen Reuchlin, Johannes Wessel, Agrikola, Trithemius u. a. zu sich nach Heidelberg zog. Im Jahre 1489 hatte ihn selbst Maximilian da besucht. Mehrere Jahre nach dem Reichstage, auf dem bekanntlich der Landfriede publizirt wurde, kam er als Friedensstörer in die Reichsacht (er hatte seinem Sohne Rupert zu dem reichen baierischen Erbe helfen wollen), versöhnte sich indeß auf einem Reichstage zu Cöln wieder mit dem Kaiser. Er starb 1508. Einen Ludwig, Herrn zu Baiern, der auf dem Wormser Reichstage von 1495 oder auf dem Aachener Krönungstage 1486 könnte gewesen sein, kenne ich nicht. Die beiden letzten Herzoge der Linie Baiern-Ingolstadt hießen Ludwig, doch starb von diesen der Vater, Ludwig der Bärtige, 1447 und der Sohn, Ludwig der Höckerige, schon 1445, und mit ihnen erlosch ihr Zweig. Aus der Linie Baiern-Landshut lebte im 15. Jahrhundert ebenfalls ein Herzog Ludwig, genannt der Reiche, kam 1450 zur Regierung und starb 1479, also 16 Jahre vor dem erwähnten Reichstage. Dieser fiel unter seinen Nachfolger Georg den Reichen (1479 bis 1503), nach dessen Tod der bereits erwähnte Kampf um sein Erbe zwischen Pfalz und dem Herzog Albrecht IV., dem Weisen, von Baiern-München (1467 — 1508) ausbrach. Dieser Albrecht war also im Jahr 1495 auch Herrscher und wahrscheinlich auf dem Reichstag zu Worms,

da er mit Kaiser Maximilian in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Durch die Reichstage von Cöln und Constanz wurde er Herr von fast ganz Baiern, der ingolstadter, wie landshuter Länder; nur einiges hatte er an Pfalz und den Kaiser abgetreten. Sein zweiter Sohn hieß auch Ludwig, war aber 1508 bei seines Vaters Tode noch minderjährig und konnte mithin nicht 1495 zu Worms an der Fürstentafel mitgesprochen haben. Sollte Kerner irriger Weise vielleicht doch den Herzog Ludwig aus der landshuter Linie meinen, der ja der Reiche hieß und sich wohl seines blühenden Landes und seiner Schätze (zu Burghausen) rühmen konnte? Eberhard der mit dem Barte, Würtembergs geliebter Herr, wurde 1447 geboren, Sohn Ludwig's, Grafen von Würtemberg aus der Uracher Linie, und Mathildens, einer Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, lebte in seiner Jugend, wie auch seine Vettern aus der neufener Linie, die Söhne Ulrichs des Vielgeliebten, ziemlich wild und seinen Leidenschaften hingegeben. Doch die Hand seiner vortrefflichen Mutter und später die einer edeln Gattinn leiteten ihn zum Bessern, und gleichsam, um das Volk seine alten Thorheiten vergessen zu machen und sich selbst zu stärken und zu erheben, zog er im Jahre 1468 in das gelobte Land zu dem Grabe des Herrn. Uhland erzählt uns, wie er da einst ein Reis von einem Weißdorn abgeschnitten und an seinen Helm gesteckt habe, das später, in Würtemberg in den Boden gesenkt, ein Baum geworden sei, unter dem der Greis manchmal gesessen.

> Die Wölbung, hoch und breit,
> Mit sanftem Rauschen mahnt
> Ihn an die alte Zeit
> Und an das ferne Land.

(Graf Eberhard's Weißdorn.) Zurückgekehrt stiftete er auf den Wunsch seiner Mutter, welche sehr die Gelehrsamkeit liebte, 1477 die Universität Tübingen und vereinte 1473 (1482 und 92) durch Familienvertrag die würtembergischen Lande in ein Ganzes, dessen erster Herr

er war, als Aeltester der Familie; ihm sollte Eberhard der Jüngere aus der ursprünglich neufener Linie folgen. Maximilian liebte und achtete ihn und ernannte ihn auf dem Reichstage zu Worms 1495 zum ersten Herzoge in Würtemberg, entweder aus eigenem Antriebe, oder, wie Niklas Vogt (Rheinische Geschichten und Sagen. II. B. Frankfurt a. M. 1817. S. 128) will, von Eberhard darum ersucht. Dadurch ging er zugleich den viel älteren Häusern von Hessen und Baden vor, führte die Reichssturmfahne in der Hand und im Wappen und erhielt zudem von den Reichsständen eine goldene Kette zum Beweise ihrer Achtung. Drei Eberharde haben Würtemberg erhoben; der erste, Graf Eberhard der Erlauchte (1265 bis 1325) sicherte ihm die errungene Grafschaft und machte es bedeutend unter den Staaten des südlichen Deutschlands, der zweite, Eberhard der Greiner oder Rauschebart, den Uhland besungen hat, führte glückliche Kriege und vergrößerte den Länderbesitz der Grafschaft, der dritte, unser Eberhard mit dem Barte, (auch im Barte, der Bärtige und der Bartmann genannt) erwarb seinem Hause die herzogliche Würde und war ein solcher Freund der Ordnung und Gerechtigkeit, regierte so milde, daß seine Würtemberger von ihm sagten: „Wäre Gott im Himmel gestorben, so müßte Eberhard Herrgott sein." Und nachdem er am 24. Februar 1496 gestorben war, sprach sein kaiserlicher Freund Maximilian noch an seinem Grabe: „Hier liegt ein Fürst, dem an Verstand, Klugheit und Biederkeit kein anderer im Reiche gleich kam." Seine Biographie besitzen wir von Joh. Chr. v. Pfizer, dem nicht allein um die Geschichte Würtembergs, seines Vaterlandes, sondern um die des gesammten Deutschlands ungemein verdienten Forscher, unter dem Titel: Herzog Eberhard im Bart, Tübingen 1822. — Die schwäbischen Dichter, die man in unsern Tagen, oft mit einem hämischen Seitenblicke (man denke an Heine's Schwabenspiegel), eine schwäbische Schule zu nennen beliebt, feiern häufig ihre heimischen Gaue im Liede, wie denn auch L. Uhland den Namen „Schwabenstreiche" so

schön gedeutet hat. Und wie nebst den Reizen der herrlichen Gegend das Schwabenland am meisten durch bedeutende Reste und Erinnerungen früherer großer Zeiten und durch die Treue seiner Bewohner ausgezeichnet ist, so hören wir auch aus dem Munde seiner Dichter neben Schilderungen der Naturschönheiten bald sehnsüchtige, bald kräftige Lieder von alter deutscher Herrlichkeit und manchen erhebenden Sang von der Treue. Auch Kerner verherrlicht hier die Treue der Schwaben gegen den angestammten Herrn, die besonders lieblich in Uhland's Ueberfall im Wildbade hervortritt. Den fliehenden, schon übermüden Eberhard den Greiner nimmt der führende Hirte auf den Rücken und spricht: „Ich thu's von Herzen gern!"

Da denkt der alte Greiner: „es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich seyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Das schönste Denkmal der Treue, dieses Edelsteins aber ist Uhland's Trauerspiel Herzog Ernst von Schwaben, der auf dem Reichstage spricht: „Vom Werner laß ich nicht!" und statt des Herzogmantels freudig um den Freund des Reiches Acht empfängt, und der endlich, nachdem dieser Werner den schönsten Tod für ihn gestorben, selbst an dessen Leiche niedersinkt und sterbend ruft:

„Die Welt hat uns verworfen,
Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner!"

Auch unter den heutigen Schwaben ist diese Treue nicht ausgestorben. Unter neueren Schriften geben K. Th. Griesinger's Silhouetten aus Schwaben zwar viele einzelne ganz wahre und unterhaltende Bilder, doch durchaus kein treues Gemälde des schwäbischen Volkslebens überhaupt.

(S. 73.) **Der Pilgrim von St. Just von A. Grafen v. Platen.**

August Graf von Platen=Hallermünde wurde 1796 den 24. October in Anspach geboren, trat in baierischen Militärdienst und machte den Feldzug von 1815 als Lieutenant mit. Nachher nahm er aber seinen Abschied und studirte zu Würzburg und Erlangen, hier besonders unter Schelling's Leitung. Schon 1823 oder 24 war er in Italien gewesen und begab sich 1828 von neuem dahin. Er war unzufrieden mit Deutschland und den Deutschen, vorzüglich mit der deutschen Kritik und einigen Literaten, und im Jahre 1835 starb der deutsche Dichter einsam auf Sicilien. Sein Tod ist in mehreren Liedern besungen worden (besonders im Morgenblatte). — Er gab zuerst seine meisterhaften Ghaselen (Erlangen 1831) heraus. Nach Unbedeutenderem (wie „Lyrische Blätter, Leipzig 1821 und Vermischte Schriften, Erlangen 1822") erschien sein Schauspiel „der gläserne Pantoffel" (ganz romantisch) und der schöne Kranz der venetianischen Sonette. Ein zweiter Band der Schauspiele, den Schatz des Rhampsinit und Treue um Treue enthaltend, erschien Stuttg. 1828. Gedichte, ebendas. 1828. Am berühmtesten ist Graf Platen durch seine beiden satyrischen, mit Aristophanischer Laune und Schärfe und meistens in Aristophanischen Formen geschriebenen Lustspiele „die verhängnißvolle Gabel," Stuttgart 1826 und „den romantischen Oedipus," ebendas. 1829, geworden. Aus seinen letzten Jahren: „Die Liga von Cambrai, Drama. Frankf. 1833;" „Gesch. Neapels von 1414—1443. Das. 1833;" „die Abassiden, Stuttg. 1835," eine Verflechtung schöner arabischer Mährchen in ein wohllautendes Ganzes. Die bei Cotta erschienenen Werke (2 B. d. Schauspiele, Gedichte, rom. Oedipus und verhäng. Gabel, Abassiden) sind im vorigen Jahre (1838) bei demselben neu herausgekommen unter dem Titel: Aug. Graf v. Platens

gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Porträt des Verfassers. — Platen ist ein wahrer Dichter; und wenn auch seine lyrischen Poesien (darunter die Sonette) nicht solche sehnsüchtige, unbefriedigte Wehmuth beseelte, wenn in den herrlichen antiken Oden und den Ghaselen weniger Phantasie, Tiefe, Gluth und Kraft läge, wenn die Dramen mehr der romantischen Wunderwelt und die Lustspiele mehr der köstlichen Ironie, des treffenden Witzes entbehrten, so würden doch seine Gedichte Denkmale Dessen sein, was die deutsche Sprache in Versbau, in Wohlklang, Mannigfaltigkeit und Reimen vermag. Platen ist unser Muster und Meister in der Metrik, dessen lebenvollen Gedichten in altklassischen Maßen die holperigen Verse von Klopstock (der einst betete: „Gott! erhalte mich für Deutschland!") und Voß unendlich nachstehen müssen. Er hat viele Feinde gefunden; sein romantischer Oedipus verwickelte ihn in Streit mit Karl Immermann, in welchen auch H. Heine sich mischte und, vielleicht neidisch auf Platens wachsenden Ruhm, diesem, seinem Nebenbuhler, um den Dichterkranz, durch ganz unwürdige Beschuldigungen die Gunst der Menge zu entziehen strebte. Leider folgen viele achtungswerthe jüngere Schriftsteller den tadelnden Worten Heine's. Der als Uebersetzer und Philolog bekannte Johannes Minckwitz in Leipzig ist seit mehreren Jahren bemüht, den Grafen Platen zu erheben und zu feiern, namentlich durch sein Buch: Graf von Platen als Mensch und Dichter, Leipz. 1838; doch fördert er schwerlich den Ruhm des Dichters und scheint sich selbst bei vielen (K. Gutzkow's Götter, Helden, Don Quixote) nur lächerlich gemacht zu haben. — Platen, der viel Talent für Erlernung von Sprachen besaß, scheint besonders englische Historiker gelesen zu haben. So hat ihm offenbar Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs (history of the decline and the fall of the Roman empire. Lond. 1776 bis 1788. 6 Bde. Deutsch häufig in vielen Bänden) den Stoff zu den in dieser Sammlung später folgenden Bal-

laden Harmosan und Zobir geliefert, und die Idee zum Pilgrim von St. Just mag ihn beim Lesen von Robertsons Geschichte der Herrschaft Kaiser Karl's V. (history of the reign of the Emperor Charles V. Lond. 1769. Deutsch am Besten von Remer. Braunschweig 1792—94. 3 Bde.) aufgegangen sein. Da mir über Karl's Abdankung und Tod alle Quellenschriftsteller fehlen, außer dem wenig beachteten Michael ab Isselt (historia sui temporis. Coloniae,) MDCII. und Sleidan. de statu religionis et reipublicae Carolo quinto Caesare (Ausg. v. 1561), der aber nur bis zur Abreise nach Spanien reicht, so führe ich Friedrich von Raumer's treffliche Worte aus der Geschichte Europas seit dem 15. Jahrhunderte I. Bd. S. 580 bis 585 an, die ich nur hier und da abkürze, insofern sie sich weniger auf unser Gedicht beziehen. „Der Waffenstillstand von Vaucelles, mit Frankreich am 5. Februar 1556 auf fünf Jahre abgeschlossen, stellte auch in weltlicher Hinsicht die Ruhe einstweilen her; und nun konnte der Kaiser mit verdoppelter Heiterkeit einem Entschlusse genügen, den er schon früher gefaßt und auch bereits zum Theil ausgeführt hatte (dadurch, daß sein Bruder Ferdinand römischer König geworden). Dieser Entschluß: der Herrschaft zu entsagen, kam Vielen unerwartet und erschien Etlichen bis auf den heutigen Tag so unbegreiflich, daß sie nach Gründen wunderlicher Art umhersuchten und die nahe liegende Wahrheit ohne Noth in Zweifel zogen. Uns dagegen scheint es überaus würdig und natürlich daß ein Mann, der die Angelegenheiten vieler Völker fast vierzig Jahre lang im größten Sinne geleitet, und auf Bildung und Gestaltung eines Welttheils so entschiedenen Einfluß gehabt hatte, jetzt, im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens, dem unruhigen anstrengenden Berufe entsagte: nicht etwa mit kalter Menschenverachtung, oder in abgedrungener Verzweiflung; sondern aus Achtung für die Größe der ihm obliegenden Pflichten, welchen vollkommen zu genügen er sich nicht mehr im Stande fühlte, und in der Ueberzeugung, daß die Beschränkung, welcher

er freiwillig entgegengehe, am Abende des Lebens nicht minder reiche Befriedigung darbieten, und zu einem anderen Dasein am heilsamsten vorbereiten würde. — Den 25. October 1555 versammelte Kaiser Karl V., der Enkel Maximilians, alle Verwandte, Beamten und Stände in Brüssel und übergab in einer rührenden Rede die Herrschaft über die flandrischen Länder seinem Sohne Philipp; am 27. October huldigten die Stände der meisten Landschaften, und Philipp beschwur ihre Rechte. Im Frühlinge des folgenden Jahres übernahm dieser auch die Regierung Spaniens, und am 7. September 1556 legte Karl ebenfalls die Kaiserkrone nieder. — Zehn Tage nachher schiffte er sich mit seinen beiden Schwestern, den verwittweten Königinnen Eleonore von Frankreich und Maria von Ungarn, ein, landete den 28. September 1556 bei Laredo in Spanien, und ward aller Orten von Adel, Geistlichkeit und städtischen Abgeordneten ehrenvoll empfangen. Am 24. Februar 1557 (seinem siebenundfünfzigsten Geburtstage, dem Tage des Sieges bei Pavia und der Kaiserkrönung in Bologna) bezog Karl seine einfache Wohnung in dem Hieronymitenkloster des heiligen Justus bei Plazentia. Schon früher hatte ihn die Schönheit dieser einsamen Gegend so angesprochen, daß er den Wunsch ausdrückte, den Abend seines Lebens hier zuzubringen. Reine, frische Luft wehte von den Bergen herab, ein klarer Bach begränzte den Garten, welcher an Karl's Wohnung stieß, und Cedern, Granaten und Orangen streckten ihre blühenden, fruchtbeladenen Zweige bis zu den Fenstern. Mit wenigen getreuen Dienern führte Karl hier, allen Antheil an weltlichen Geschäften von sich weisend, ein stilles, höchst einfaches Leben. Musik, Pflege seines Gartens, wissenschaftliche Beschäftigungen (Lesen in den Schriften des heil. Bernhard u. einer Uebers. des Thukydides) und geistliche Uebungen füllten seine Zeit. Auch wird erzählt, er habe sich (ein Liebhaber der Uhrmacherkunst) eifrig bemüht, vielen Uhren in seinem Zimmer einen durchaus gleichförmigen Gang beizubringen, und als dies niemals gelang, nachdenklich

ausgerufen: „und doch will man allen Menschen einerlei Glauben aufzwingen!“ (Der alte Pfeffel hat diese Erzählung in Verse gebracht.) Etliche dagegen berichten, Karl habe sich Vorwürfe gemacht, mit den Ketzern so gelinde verfahren zu seyn, und die in Spanien wieder sie ergriffenen strengen Maßregeln gebilligt. Deshalb ordnete er (in thörichter Geistesschwäche, wie Einige, darunter Famianus Strada I. 11., sagen; dem Tode mit begeisterter Kühnheit, oder wehmüthiger Sehnsucht ins Auge schauend, wie wir behaupten möchten), daß sein Leichenbegängniß schon bei seinem Leben mit allen Feierlichkeiten begangen werde — seinem Großvater Max ähnlich, der ja in den letzten Lebensjahren den Sarg mit sich führte. — Von diesem Tage an schwanden seine Kräfte sichtbarlich. Nachdem er Alle, die er etwa je beleidigt, um Verzeihung gebeten, starb er, Christi Gnade anflehend und ein Kreuz in der Hand haltend, am 21. September 1558. Er hatte gelebt 58 Jahre, 6 Monate und 25 Tage. Seine Schwestern Eleonore und Marie starben in demselben Jahre. — Michael Ignaz Schmidt erzählt in seiner Geschichte der Deutschen (Wien 1783 bis 1793; ältere und neuere Geschichte, jede 9 Bände. Fortgesetzt von Milbiller und von L. v. Dresch) 2. B. d. neueren Gesch. S. 91, einem zwar älteren, aber vor vielen neueren durch solide Forschung und gleichmäßige Bearbeitung ausgezeichneten Werke: bereits im Jahre 1542, als Don Franz von Borgia, der hernach in den Jesuitenorden getreten und dessen General geworden, seinen Vorsatz Karl'n eröffnete, den Hof und die Welt zu verlassen, habe ihm Kaiser Karl entdeckt, daß er ein Gleiches zu thun gesonnen sei, sobald nur sein Sohn im Stande sein würde, selbst zu regieren. — Raumer's wie Schmidt's Endurtheile über Karl V. sind zu ausführlich, als daß wir sie hier anführen könnten; nur das bringen wir als ihr Resultat, daß Karl unter allen Herrschern des 16. Jahrhunderts unstreitig der größeste war, bewundert ob seiner Macht und Geisteskraft und ob der Anwendung beider von Freund und Feind, geliebt aber von nicht gleich vielen. Selbst Luther, der doch sonst in der Hef-

tigkeit seiner Rede die Gegner nicht schonte und Dr. Eck, Cochläus, dem Papste u. a. so unhöfliche Beinamen gab, vergaß sich nie gegen den Kaiser. Des Volkes Witz und Poesie, die einst in der Römerzeit sogar Cäsar, den Sieger, schmähten, haben sich zwar auch an seine Person gewagt; indessen scheinen sie selbst Ehrfurcht vor der Majestät zu haben und sich in dem Zaum zu halten, wenigstens in dem „Kriegslied gegen Karl V." (im Wunderhorn), welches vor dem schmalkaldischen Kriege geschrieben zu sein scheint. Der Sänger, der sich einen Freund der Landsknechte nennt, ist noch voll Siegeshoffnung und sagt:

Wir haben auch auf unsrer Seit'
Ein starken Held, der für uns streit,
Von Macht ist nicht seins Gleichen,
Gott's ew'ger Sohn mit seinem Heer,
Dem mußt du doch noch weichen.

Gegen den Pabst spricht sich dagegen das ganz protestantische Lied sehr stark aus. Eine der neuesten Bearbeitungen von Karl's Entsagung und Tod in klösterlicher Einsamkeit ist von Julius Altmann, doch erreicht sie, obgleich keineswegs zu verwerfen, Platens Romanze nicht *). Diese ist von großer Kraft und erschütternder Wehmuth; die Gegensätze sind grell und stark; Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein, Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein, spricht der Mann, dessen Sohn sich rühmte, daß in seinen Reichen die Sonne nie untergehe. Ein ganz eignes trauriges Ende bildet das: „Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich." Platen trauerte wirklich um das Ende dieses alten heil'gen Reichs und sprach seine Liebe zu diesem wie zu seinem deutschen Vaterlande, von dem er sich später verstoßen glaubte, mehrmals in seinen Gedichten aus. Ein schöner Spruch aus seiner früheren Zeit heißt:

„Soll der letzte Stern erbleichen
An des deutschen Himmels Rand,
O, so decken unsre Leichen
Das verlor'ne Vaterland."

---

*) Bedeutend ist dagegen Anast. Grüns (Gedichte, S. 255) Leiche zu St. Just.

(S. 74.) **Kaplied, von C. F. D. Schubart.**

Christian Friedrich Daniel Schubart war geboren zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limpurg am 26. März 1739, kam jedoch schon im folgenden Jahre mit seinen Eltern nach Aalen, einem reichsfreien Städtchen in Würtemberg. Als Knabe und Jüngling besuchte er die höhern Schulen zu Nördlingen und Nürnberg u. 1758, nur auf kurze Zeit, die Universität Erlangen als der Theologie Beflissener. Nach Hauslehrerstellen u. dgl. 1762 Substitut des Präceptors zu Geislingen bei Ulm, 1768 Organist u. Director der Stadtmusik in Ludwigsburg, 1772 in Mannheim, 1773 in München, von 1774 — 1777 Herausgeber der deutschen Chronik in Augsburg und Ulm. Ausschweifendes Leben, Unbesonnenheiten und Unvorsichtigkeiten hatten ihn bisher gezwungen, seine Stellen zu verlassen; sie führten ihn auch 1777 auf den Asperg, die würtembergische Staatsfeste, wo er bis 1787, anfangs in härterer, nachher in leichterer Haft, saß. Von da an Theaterdirector und Hofdichter in Stuttgart, zugleich auch wieder Herausgeber der deutschen Chronik. Er starb daselbst am 10. Oct. 1791. — Einen Theil der Unterhaltung Schubart's auf dem Asperge machte die Abfassung seiner Lebensgeschichte aus. Da ihm selbst alle Mittel zum Schreiben entzogen wurden, so dictirte er sie in den Nächten durch eine heimlich in die Kerkerwand gemachte Oeffnung einem nebenan sitzenden Mitgefangenen, dem Herrn von Scheidlin. Der 1. B. erschien 1791 zu Stuttg. als „Schubart's Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt." Den 2. B. besorgte sein Sohn Ludw. Schubart und fügte einen Ergänzungsband hinzu: „Schubart's Character, von seinem Sohne Ludwig Schubart, Erlangen 1798. Eine vollständige Biographie Schubart's von Dr. W. E. Weber (als Zugabe zu der neuen Ausg. v. Sch. sämmtl. Ged.), der ich auch die vorstehenden Notizen entnommen habe. — Des Pfarrers Weyermann

Verzeichniß von Schubart's Schriften führt 41 einzelne an, meistens jedoch fliegende Blätter und Brochuren; hier seien nur noch erwähnt: Chr. Fr. D. Schubart's Gedichte 2 Bde. Stuttg. 1786. N. A. v. seinem Sohne besorgt. Frankfurt 1802. — Sch. Schriften. Herausgegeb. v. L. Schubart. 2. Bde. Zürich. 1812. — Sämmtl. Ged. herausgegeb. v. Dr. Weber, 3 Bde. Frankf. a. M. 1829 (bereits oben erwähnt). — Ueber die besten von Schubart's Poesien, vornehmlich auch über unser Kaplied, sagt Weber (3. Bd. S. 257): „Seinen Gedichten im Volkstone theilen wir daher unbedenklich den ersten Preis unter den poetischen Productionen zu. Die joviale Behäbigkeit des schwäbischen Landmannes (Volksleben kann bei uns nur Provinzialleben sein), die gutmüthige Geduld und Begnügsamkeit des Landschulmeisters, das gemischte Gefühl von mannhafter Fassung und treuherziger, in rauher Hülle rührend ansprechender Wehmuth, mit dem der Krieger von Weib und Kind Abschied nimmt, um treu dem Rufe seines Fürsten in ferne Länder zu ziehen, hat Niemand wahrer und herzlicher aufgefaßt, als Schubart, und namentlich sein Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark! hat sich troz der besonderen, jetzt, Gott sei Dank! in Deutschland wohl nimmer wiederkehrenden Beziehungen eine bleibendere Stätte im Gemüth des Volkes begründet, als Schiller's sonst unvergleichliches Reiterlied. Denn jenes spricht eine patriotische Situation mit Innigkeit aus, dieses poetisirt nur die Glücksfälle heimathloser Abenteurer, vor deren Erscheinen Jeder in der Wirklichkeit drei Kreuze macht. Wir dürfen darum Schubart mit Stolz auf dem Ehrenplatze der Volksdichter sehn, zu denen in diesem besonderen Sinne nur Bürger und Hebel gerechnet werden können." Aehnliches hat Weber kurz in einem Distichon gesagt, wenn anders die kleinen Schwärmer zur neuesten deutschen Literatur (1827) wirklich von ihm sind. Das Kaplied erschien 1787 mit dem in der neuesten Ausgabe unmittelbar darauf folgenden Gedichte „Für den Trupp" zusammen als „Zwei Lieder für das

nach dem Kap bestimmte von Hügel'sche Regiment. Nebst Musik. 8. Stuttgart." Die Bestimmung dieser Soldaten nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung (ob sie wirklich daselbst angekommen sind, vermag ich nicht zu sagen) bildet die erwähnten hoffentlich nimmer wiederkehrenden Beziehungen. Dieser Abschied würtembergischer Krieger scheint wohl rührend, aber doch nicht empörend gewesen zu sein, wie hingegen der der Hessen und übrigen Angeworbenen, oder vielmehr Gepreßten, welche alle der Landgraf den Engländern zur Hilfe in Amerika verkauft hatte, wirklich gewesen sein muß. Der biedere, kräftige Sonderling Seume war bekanntlich einer dieser Unglücklichen und hat seine Reise ꝛc. in seiner Selbstbiographie erzählt. Der General von Hügel, Chef des nach dem Kap beorderten würtembergischen Regimentes, war während der letzten Jahre von Schubart's Gefangenschaft zugleich Commandant der Festung Asperg, und ist von Schubart als ein humaner und aufgeklärter Mann gepriesen worden. Nachträglich bemerke ich noch, daß Justinus Kerner in seinen Gedichten auch unserm unglücklichen Dichter ein Denkmal gesetzt hat (wie Kepplern und dem gleichfalls gefangenen Frischlin). Es lautet:

Ihn stießen sie aus frischen Lebensgärten
In dunkle modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten seine Hände sie beschwerten:
Da stiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder,
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten;
So sang begeistert er die frommen Lieder.
Und als den Kerker sie ihm aufgeschlossen,
Schien ihm die Welt von Graun und Nacht umflossen.

Im Jahre 1787 war das Kapland noch Eigenthum der Holländer, 1795 aber nahmen die Briten diese Niederlassung auf sieben Jahre und 1806 auf immer in Besitz. In unseren Tagen sollen viele der alten holländischen, ob ihrer Härte berüchtigten, Colonisten das Kapland verlassen, und sich mehr im Norden, in äußerst fruchtbaren Gegenden, nach Kämpfen mit den Kaffern

Wohnplätze gesucht haben und noch suchen. An dem Fuße des Tafelberges liegt die Kapstadt. Dieser, 3582′ hoch, hat seinen Namen von der großen Platte (eine halbe Stunde lang, 3000′ breit), die seinen Gipfel in vollkommen horizontaler Lage bildet. Gegen S. setzen ähnliche Plateaus (Tafelberge), durch tiefe Schluchten von einander getrennt, weiter fort. (K. Ritter's Erdkunde, I. B.). Und trinken auf dem Hoffnungskap Wir seinen Götterwein d. i. Kapwein, der vorzüglich um das Landgut Constantia gebaut, nach ihm genannt und weit verführt wird. — Die Seelenverkäufe von Deutschen haben aufgehört; aber sind nicht an ihre Stelle die Auswanderungen nach andern Erdtheilen getreten und verursachen oft ähnlichen Jammer, wie jene? Gar viele sind europamüde (Ernst Willkomm's Roman „Die Europamüden.“ Modernes Lebensbild. 2 Theile. Leipz. 1837), theils wegen beschränkten Lebensunterhaltes in unserm Erdtheile, theils wegen politischer und, in einigen Gegenden auch, wegen religiöser Verhältnisse. Ob sie aber in der neuen Welt das Heil finden, dem sie entgegensehen? Ich kenne Männer, die als wohlhabende Familienväter ihre Heimath verließen und gegenwärtig über dem Meere von Taglöhnerarbeiten, sogar vom Steinklopfen an der Landstraße, leben. Unsere Dichter singen und träumen schön von den Urwäldern und der urkräftigen Freiheit dort (Lenau und Freiligrath); aber drüben ist das Leben nicht weniger kalt und nackt, als hier, und unter den handeltreibenden, nur nach dem Nutzen sehenden Völkern wäre am wenigsten eine Heimath für den Dichter. Diejenigen sind zu bedauern, welche, oft persönlich unbescholten, vor europäischen Gefängnissen nach der neuen Welt fliehen müssen; doch auch in solchen traurigen Umständen bleibt etwas Wahres an dem, was Gutzkow in seinem offenen Briefe an den Fürsten von Solms-Lich geschrieben hat: er wolle lieber sein Leben lang auf dem Hardenberge bei Mainz gefangen sitzen, als frei sein in Amerika. Deutschland bleibt ein schönes, liebes Vaterland!

(S. 76.) **Andreas Hofer, von Max von Schenkendorf.**

Max von Schenkendorf wurde am 11. Dec. 1784 in Tilsit geboren, verließ früh das älterliche Haus, studirte zu Königsberg, wurde daselbst angestellt und lebte dort, obgleich sein Herz schon lebhaften Antheil an den traurigen Zeitbegebenheiten nahm, in angenehmen Verhältnissen. 1812 in Karlsruhe. Obgleich ein Duell mit dem General Rouquette seinen rechten Arm gelähmt hatte, nahm er doch an den Befreiungskriegen den thätigsten Antheil und nützte, wo er konnte. Nach dem Kriege mochten seine schönen und kühnen Wünsche nicht in Erfüllung gegangen sein; ein stiller Kummer wohnte in seinem Herzen und endete, mit früheren, jetzt heftiger werdenden Leiden, 1817 an seinem 37. Geburtstage sein Leben. — Gedichte von Max von Schenkendorf, Stuttg. 1814. — Christliche Gedichte. 1814. — Poetischer Nachlaß, Berlin. 1832. — Jetzt Alles vereinigt in Max von Schenkendorf's sämmtlichen Gedichten. 1. vollst. A. Berlin 1837. — Max von Schenkendorf lebte in der Liebe zu Deutschland, vornehmlich zum deutschen Mittelalter, zu seinem Ritterthume und seiner Minne, zu seiner tiefen, mystischen Religiosität und zur alten deutschen Reichsverfassung, zur Kaiserwürde; sein Sehnen ging dahin, all dieses neu aufblühen zu sehen. Wenn je Gedichte treuer Abdruck eines Dichtergemüthes waren, so ist dieses von seinen zu sagen, welche ganz das reine, tiefgemüthliche Innere abspiegeln. Wegen dieser persönlichen Liebenswürdigkeit wurde sein frühes Ende tief gefühlt, und neben verschiedenen andern hat ihm Ernst Moriz Arndt ein schönes Todtenlied gesungen, jenes kräftige: „Wer soll der Hüter sein?" — Mit dem Gedichte „Andreas Hofer" treten wir in unserer Sammlung in die neueste Zeit, in eine Zeit, die unsere Väter mitgelebt, in der sie zum Theil gekämpft haben, von der die Kunden noch neu und frisch sind. Den Tyroler Andreas Hofer kennt wohl

jeder; neben der Fortpflanzung von Mund zu Munde erhalten gründliche Geschichtswerke (wie Bartholdy's Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. Berlin 1814. — Gesch. Andreas Hofer's, durchgehends aus Originalquellen. Leipz. u. Altenburg 1817) und mehr populäre Bearbeitungen (die neueste ist vermuthlich „Leben des Sandwirths Andreas Hofer rc. Auch unter dem Titel: Gallerie der Helden. 3. Bds 2. Abth. Barmen 1839;" doch scheint sie, wie so vieles andere, hauptsächlich Buchhändler-Speculation zu sein), erhalten Gedichte, größere (Karl Immermann's Trauerspiel in Tyrol) und kleinere, sein Andenken. Hofer war kein gewaltiger Mensch; er besaß weder hohe Geistesgaben im Allgemeinen, noch Feldherrntalent im Besondern; aber sein Aeußeres, sein bedeutender Verkehr mit seinen Landsleuten und seine herrliche, überzeugende Treue und Frömmigkeit stellten ihn an die Spitze des Volksaufstandes. Oesterreich erkannte seine Wichtigkeit und bestätigte ihn; er kämpfte wacker, und trotz mancher Mißgriffe, die sein schlichter, eingeschränkter Sinn ihn begehen ließ, hat er Spott am allerwenigsten verdient. Er war ein biederer Sohn der Berge und kann mit den Freiheitshelden alter und neuer Zeit, mit einem Thrasybul, Brutus, Washington und Cosziusko nicht verglichen werden; aber als Denkbild deutscher Treue gegen den angestammten Fürsten wird er leben. Nach der Schlacht am Iselberge, am 13. Aug. 1809, zog Hofer in Innsbruck ein. Die Worte, welche der Dichter ihm hier in den Mund legt, sind historisch, und beurkunden gänzlich seine schlichte, kindlichscheue Frömmigkeit und die ängstliche Würdigung seines ernsten Berufs.

(S. 77.) **Andreas Hofer, von J. Mosen.**

Julius Mosen ist im Jahre 1803 zu Marienei im sächsischen Vogtlande geboren, hat Rechtswissenschaften studirt und lebt als Advokat-Anwalt zu Kohren bei Frohburg (in Dresden?). Gedichte, Leipzig 1836. — Außer ihnen Erzählungen (die Novelle Georg Ven-

lot), Dramen (Heinrich der Finkler und Rienzi) und epische Gedichte (der phantasiereiche Ritter Wahn nach einer altitaliänischen Mythe und der gehaltvolle, erschütternde Ahasver, der in unsern Tagen so großen Eindruck gemacht und sogar Anlaß zu einem Zwiste geworden ist). Ernst, Tiefe und Gluth für Vaterland, Religion und Freiheit zeichnen Mosen vor den meisten andern jüngeren Dichtern rühmlich aus. — Als Tyrol gefallen und zu Baiern gekommen war, hatte sich Hofer (von den Italienern wegen seines Bartes il Barbone, von den Franzosen le général Sanvird genannt) in einer Hütte hoch oben im Gebirg verborgen. Der Pater Donay, einst sein Vertrauter, wurde sein Verräther, und am 20. Januar 1810 nahmen 1500 Mann zu Fuß und 100 Reiter den einen Mann gefangen. Er ward nach Mantua geführt mit vielen andern Tyrolern; aber ihn allein verurtheilte man zum Tode. Am 20. Februar geleitete ihn ein Grenadier=Bataillon zu einer Bastion am Thore Ceresa, den Waffenbrüdern in den Kerkern umher sagte er ein letztes Lebewohl und tröstete sie wegen des Heimathlandes, betete mit seinem Beichtvater, dem Probste Manifesti, schenkte diesem sein Kruzifix, seinen Rosenkranz und seine Tabaksdose, den gefangenen Tyrolern seine Habe an Geld und dem die Exekution komandirenden Korporal einen der Zwanziger, die er selbst hatte schlagen lassen, und erwartete dann auf der Bastion stehend und unverbundenen Auges den Tod. Zwölf Grenadiere schossen; nach vielen Qualen aber ward Hofer erst durch einen Schuß des Korporals getödtet. Seine Leiche wurde in der Kirche zu St. Michael öffentlich ausgestellt und nachher still begraben (s. Niemeyers Heldenbuch, Leipz. 1819). Kaiser Franz ließ Hofer's Gebeine von Mantua nach der Hauptstadt seines Vaterlandes, nach Innsbruck, bringen. Da ruht er jetzt in der Hofkirche unter einer Marmorplatte, auf der mit messingenen Buchstaben steht: Andreas Hofer †. 20. Februar 1810. Hofers Sohn Johann hat mit 14 Jahren wacker in den Reihen der Lützow'schen Schützen gekämpft; die ganze Familie selbst ist von dem

Kaiser geadelt worden. Vor wenigen Jahren starb die alte Frau von Hofer, Andreas Gattinn, in dem Hause am Sand im Passeyerthale, das von sehr vielen Fremden besucht wird. Ihre Tochter und ihr Schwiegersohn wohnen noch daselbst. (S. Aug. Lewald, Tyrol vom Glockener zum Orteles und vom Garda bis zum Bodensee. 2. Ausg. m. 4 Stahlstichen. München 1838 u. andere Reisen rc. v. Wenzel, Fricke u. s. w.). Andreas Hofer ist unter andern noch besungen worden von Theodor Körner in einem Sonett, von Rückert in einem schönen Liede im Volkstone „Hofer, Kommandant von Tyrol" und ganz zuletzt von dem Grafen Alexander von Würtemberg (Gedichte, Stuttg. 1837; nicht sentimental oder vornehmkalt und witzelnd, sondern recht gesundkräftig) in mehreren kurzen, einzelnen Bildern ähnlichen, Gedichten, die besonders den Transport der Gebeine des Helden nach seiner Heimath malen. — Eine Biographie Anna's von Hofer, der Frau des Sandwirths, enthält der 14. Jahrg. des neuen Nekrologs der Deutschen (die im J. 1836 Gestorbenen umfassend).

(S. 79.) **Auf Scharnhorst's Tod, von M. von Schenkendorf.**

Zur Zeit der Schlacht bei Jena war Scharnhorst (im Jahre 1756 im Hannövrischen geboren) Obrist in preußischen Diensten. Als ausgezeichneter und verdienter Krieger war er schon damals bekannt und hatte, selbst vorzüglich gebildet, in Berlin den Offizieren Vorlesungen gehalten; seine eigentliche große Wirksamkeit begann aber erst in der Zeit, als Preußen politisch darniederlag. Da war er es, der als Präsident zur neuen Einrichtung des Heeres nach großartigem Plane die preußische Landwehr im Stillen schuf und leitete, der, obgleich selbst kein Mitglied jenes ausgezeichneten Bundes, des Tugendbundes, durch diesen auf das ganze Volk wirkte, der sieben Jahre rastlos und unermüdlich, mit größerer Einsicht, als ein anderer Deutscher, nach der Freiheit strebte. Aber als das Königswort nach Moskaus Brande erklungen war,

sollte er nicht die Früchte ärndten, zu denen er den Saamen gelegt, sollte er nicht an der Spitze jener Freiwilligen siegen, die er gebildet hatte. Gleich in der Schlacht bei Lützen oder Großgörschen am 2. Mai 1813 verwundete ihn eine Kartäschenkugel am Fuße. Er ließ sich nach Prag bringen, angeblich der ungestörten Heilung wegen, in der That aber, um auch krank im Auftrage seines Königs mit Oesterreich zu unterhandeln. So starb er, immer strebend und ordnend, den schönsten Tod am 28. Juni. 1813. Scharnhorst ist der erste aller Freiwilligen zu nennen, ein Vater an der Spitze seiner Kinder. Seine Kinder haben ihn nachher gerächt. Schöne Worte hat Dr. A. Bercht in seinem mit hohem Jubel aufgenommenen Festgedichte auch über ihn gesagt (das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine d. 23. Febr. 1838. beschrieben von Karl Immermann. Köln 1838):

Zuerst Herr Scharnhorst, der Schweigende, Weise,
Der Lenker der Schlachten! Leise, leise
Hat er in engen und engeren Bogen
Die Zauberkreise
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüstet stand
Am rechten Ort
Auf Königswort,
Zu retten Ehr' und Vaterland,
Und als es darauf in der Lütz'ner Schlacht
Gar wacker sein großes Examen gemacht,
Da ging er gen Himmel, zu melden den Alten,
Daß die Jungen sich ehrlich gehalten,
Und wieder verdienen, zu heißen
Die alten Preußen. —

Auch als Schriftsteller ist Scharnhorst aufgetreten, namentlich in seinem Handbuch der Kriegswissenschaften und in den militärischen Denkwürdigkeiten unserer Zeit während der Revolutionskriege. — Wo Schwerin im Blute lag. Kurt Christoph, Graf von Schwerin, Friedrich des Großen siegreicher greiser Feldmarschall, fiel am 6. Mai 1757 in der prager Schlacht gegen die Oesterreicher, als er, die Fahne in der Hand, seine Truppen

den Ziskaberg hinaufführte. Joseph II. ließ im Jahre 1776 an der Stelle, die ein Baum und einige Schanzenüberreste bezeichnen, seine Grenadiere ein Viereck schließen und mit Geschütz und Kleingewehrfeuer das Andenken des herrlich gefall'nen feindlichen Feldherrn ehren. Gleim hat in den Liedern des preußischen Grenadiers auch Schwerins Tod nach bekannter Manier besungen. — Wo Heil'ge von den Brücken sanken. Von Johann Welflin aus Nepomuk, gewöhnlich Johann v. Nepomuk genannt, dem Vikar des Pragers Erzbischofs, verlangte König Wenzel von Böhmen, weiland auch deutscher Kaiser, Bekenntnisse gegen diesen, dem er sehr abhold war. Der Priester verweigerte sie, blieb sogar standhaft auf der Folter und wurde nun in der Moldau ertränkt. Die Legende macht Nepomuk zum Beichtvater der Königinn, deren Beichte Wenzel vergeblich von ihm zu wissen verlangt habe. Deßhalb soll sein Tod auch von manchen Wundern begleitet gewesen sein, und Papst Benedikt XIII. hat ihn heilig gesprochen. Er ist Schutzheiliger Böhmens, seine Bildsäule, 1683 verfertigt, ragt unter den 28 andern kolossalen Heiligenbildern der Prager Brücke hervor, auf sehr vielen andern Brücken steht sie gleichfalls, und in dem Dome zu Prag ist sein ungemein reiches Grab. — Zu dem alten deutschen Rathe, Den im ritterlichen Staate Ewig Kaiser Karl regiert. Schenkendorf liebt die Idee, daß oben die Geister unserer Volkshelden sitzen und ihr altes Vaterland schirmen. Schill zieht auch „nach der Väter Wolkenhallen, Wo die ew'gen Freuden blühn," und die Königinn Louise weilet unter ihnen („Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild Voll Lust nach unsern Wegen"). Karl den Großen nimmt er als Repräsentanten der großartigsten Reichsverfassung überhaupt und betet:

„Nur einen solchen Herrn
Einmal nach tausend Jahren!
Dann soll der deutsche Stern
Hoch leuchten in Gefahren!"

(S. 80.) Das Lied vom Blücher, von E. M. Arndt.

Ernst Moriz Arndt ist am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren, hat in Greifswalde Philosophie studirt und nachher große Reisen und Fahrten durch Deutschland, Schweden, Frankreich und Italien gemacht. Wegen Wort und Schrift mußte er vor Napoleon, auf den er Anfangs große Hoffnungen gesetzt hatte, fliehen, begab sich nach Schweden, ist aber nachher wiedergekommen und hat das Volk mächtig zum Kampfe gegen die fränkische Gewalt erregt. Lohn erhielt er nicht dafür, sondern lebte still bis 1818, in welchem Jahre ihn Preußen an der neuerrichteten Universität zu Bonn als Professor der Geschichte anstellte. Sein Wirken unterbrach jedoch bald eine über ihn verhängte Untersuchung wegen Theilnahme an demagogischen Umtrieben, er ward 1820 von seinem Lehramte suspendirt, endlich aber gänzlich freigesprochen. Gegenwärtig lebt er in Bonn, ohne Vorlesungen zu halten, mit seiner Familie und baut den Garten seines anmuthig am Rhein gelegenen schlichten Hauses. — Arndt's Gedichte. Frankf. a. M. 1815. 2 Bde. Seitdem hat er Poesien im Musenalmanach von Schwab und Chamisso u. a. a. O. abdrucken lassen. Außerdem: Reisen u. s. w. in 6 Bänden; der herrliche gewaltige Geist der Zeit, 4 Bde. 1807 u. später; Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte, Leipzig 1814; Gesch. der Leibeigenschaft auf Pommern und Rügen, Berlin 1818 und viele kleine Schriften von ungeheurer Kraft und Gluth, von Haß und Liebe, die in allen Kreisen bedeutend wirkten. Mehr noch läßt sich dieses von seinen Gedichten, seinen Kriegs- und Wehrmannsliedern im ächten Volkstone sagen, die nebst denen Theodor Körner's Tausende fortrissen. Das Wort ist wahr, daß Arndt mehr genützt hat, als eine gewonnene Schlacht. Das Lied vom Blücher gehört zu diesen und ist ein wahres Volkslied, wie denn auch Blücher ein Mann des Volkes war. Lebrecht von

Blücher ist den 16. Dec. 1742 zu Rostock geboren, ward Offizier, nahm mißvergnügt von dem großen Friedrich seinen Abschied und kämpfte als Obrist wieder in den französischen Revolutionskriegen und als General in den Jahren 1806 u. 7 mit Auszeichnung. 1813 begann aber erst die rechte Wirksamkeit des damals siebenzigjährigen greisen Alten, den der König von Preußen an die Spitze seines Heeres stellte. Arndt nennt in dem Liede die bedeutendsten Siege des Helden, den bei Lützen oder Großgörschen am 2. Mai, die herrliche Schlacht an der Katzbach am 26. Aug. und den folgenden Tagen, nach der Blücher nachher Fürst von der Wahlstadt, dem weiten Schlachtfelde am Flusse, genannt wurde (besungen ist sie von Friedrich Rückert in den deutschen Ged. und nachher in den gesammelten Gedichten II. S. 29, von Adolf Ludw. Follen in den freien Stimmen frischer Jugend in dem wilden, einst von Menzel so sehr geliebten Liede: „An der Katzbach, an der Katzbach, heisa! gab's ein lustig Tanzen! Wilde, wüste Wirbelwalzer rißt ihr dort, ihr schnöden Franzen!", namentlich auch in Bezug auf Blücher, und von Julius Mosen in dem Gedichte: der Trompeter an der Katzbach), den Uebergang über die Elbe bei Wartenburg am 3. Oct. und vor allen die Völkerschlacht bei Leipzig, vom 16 — 19. Oct. in der Napoleons Macht brach (besungen von Rückert S. 31, wo es heißt; „Drei Tage und drei Nacht Hat man gehalten leipziger Messen, Hat euch mit eiserner Elle gemessen, Die Rechnung mit euch ins Gleiche gebracht!", von einem gewissen Oswald, von Julius Mosen — ergreifend —, von Max von Schenkendorf durch ein Te deum gefeiert). Kurz nach dieser hat Arndt sein Gedicht gemacht, denn er ruft seinem Helden zu: „Zum Rhein und übern Rhein!" Uebern Rhein ist Blücher auch geritten, hat dort Großes gethan, auf dem Montmartre gesiegt und ist am 21. März 1814 in Paris eingezogen. Und als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, überwand er ihn nach mehreren glorreichen aber minder glücklichen Tagen bei Waterloo oder la belle alliance am

18. Juni 1815 (besungen von E. M. Arndt in seinem Gedichte: die Schlacht beim schönen Bunde). Blücher ist hochgeehrt worden von Völkern und Fürsten durch Ehrenstellen, durch alle Orden, durch den Fürstentitel, aber am schönsten von den ihm mit Kindesliebe ergebenen und seine Schnelligkeit bewundernden Soldaten (zuerst von den Russen) durch den Namen: „Marschall Vorwärts." Gestorben ist er am 12. Sept. 1819, und sein Denkmal steht zu Berlin zwischen dem Opernhause und dem königlichen Palaste, eine 12 Fuß hohe bronzene Bildsäule, von Rauch modellirt, den marmornen Statuen Scharnhorst's und Bülow's gegenüber, und in Blücher's Geburtsort, zu Rostock, eine 9 Fuß hohe, aus Erz gegossene Statue auf 9 Fuß hohem granit'nem Piedestal, diese noch während des Helden Leben, jene erst am 18. Juni 1826 errichtet. Auf dem Piedestal der rostocker Bildsäule stehen Goethe's Worte:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

(S. Goethe's sämmtl. Werke. Bd. 39. S. 303). Außer Follens oben erwähntem Liede führe ich noch von Gedichten über Blücher an: Rückert's Marschall Vorwärts und das schon besprochene Festgedicht von Bercht. Von Schriften über Blücher nenne ich K. A. Varnhagen von Ense, Blücher's Leben, Berlin 1827 und Friedrich Förster, der Feldmarschall Blücher und seine Umgebungen, ebendaselbst 1821. In neuester Zeit sind einige populäre Lebensbeschreibungen erschienen, z. B. von Dr. Rauschnick (Elberfeld).

(S. 82.) **Klage um drei junge Helden, von E. M. Arndt.**

Arndt merkt selbst an: Friedrich Eckardt, gebürtig aus Rotenburg in der Grafschaft Mansfeld, Stadt-

rath und Bergassessor in Berlin, zog als Reiter mit aus in den hehren Krieg, starb als Rittmeister einige Tage nach der leipziger Schlacht in Halle von einer Flintenkugel, die ihn im Schenkel verwundet hatte. Karl Friedrich Friesen aus Magdeburg, ein rechtes Bild ritterlicher und jungfräulicher Unschuld, mit Schönheit, Kraft und Wissenschaft gerüstet, gleich geübt in der Kunst der geistigen und der leiblichen Waffen. fiel als Lieutenant von der Reiterei der Lützow'schen Freischaar in Frankreich (bei Vercul) in einem Gefecht mit Bauern, im sechs und zwanzigsten Jahre seines Lebens. Christian Graf zu Stolberg, ein Sohn des edeln Friedrich Leopold, starb den Heldentod in der Schlacht bei Ligny in Brabant. Er war schön und stattlich, ein neunzehnjähriger Jüngling voll ritterlicher und frommer Kraft. — Ueber Friesen sagt Jahn, der Turner, der väterliche Freund und Mitstrebende des jüngeren Mannes, in der Vorrede zur deutschen Turnkunst, Seite 7: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatten, ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend, ein reisiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm vieles verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größte aller Gebliebenen." Aehnlich dem Schlusse von Jahns Rede singt Max von Schenkendorf in einem seiner letzten Lieder (auf die Vermählung des Grafen Karl von der Gröben mit einem

Fräulein von Dörnberg) von den Gefall'nen im Freiheitskriege:

Scharnhorst, der Stille, Treue,
Er fing das Opfer an,
Friesen, der Schöne, Freie,
Und mancher deutsche Mann.

Auch hat Schenkendorf ein der Klage um drei junge Helden ähnliches Lied gesungen, das von den drei Grafen, Wilhelm von der Gröben, Karl von Kanitz und Karl zu Dohna, die auch auf dem Felde der Ehre gefallen sind („Wir singen von drei Grafen, Die unterm Rasen schlafen So lust= und liebevoll."). — Der Name des ersten der drei jungen Helden, Eckardt, giebt Arndt Veranlassung, auf den treuen Eckart der Sage (s. Seite 399) anzuspielen; er nennt auch jenen einen Vielgetreuen und sagt: „So lange die Sterne scheinen, Schlug nimmer ein treueres Herz. — Magdeburgs Unglück (Strophe 6) war die Eroberung und Zerstörung durch Tilly am 10. Mai 1631, von Schiller schön erzählt in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges (Werke in 1 Bde. S. 952 u. 953). Arndt sagt: „Als Tilly dem wilden Feuer Sie einst zu verzehren gebot;" doch ist dies genau genommen nicht richtig. Das Feuer selbst ist entweder durch Zufall ausgebrochen, oder hat sich von einem Hause, welches der löwenkühne, hier leider grausame Graf Pappenheim hat anzünden lassen, weiter über die Stadt mit ungeheurer Schnelligkeit verbreitet. (S. Raumer's Gesch. Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, III. Bd. S. 515.) Katholische Historiker haben sich von jeher bemüht, Tilly und Pappenheim von dem Schimpf jener schrecklichen Grausamkeit zu reinigen; so unter den gleichzeitigen, die mir vorliegen, in Bezug auf Tilly, Adolphi Brachelii historia nostri temporis (usque ad a. 1653.) S. 190, der ausdrücklich erzählt, Tilly habe geweint, als er die leuchtenden Flammen, die Leichenhügel und die Bäche Blutes erblickt habe. Es mag

schwer, ja unmöglich gewesen sein, die durch hartnäckigen Widerstand erbitterten, beutelustigen, ohne hin fast aller Zucht und Ordnung entwöhnten Soldaten zurückzuhalten. — Das Vaterland war deine Minne, Es war dir Geliebte und Braut. Aehnliches findet sich in Theodor Körner's Leyer und Schwert; schön hat in neuester Zeit Karl Immermann in seiner silbernen Hochzeit (am Feste der Freiwilligen, fünfundzwanzig Jahre nach dem Königsaufrufe) gesagt:

„Wißt Ihr, Cam'raden, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir. —
Ich will euch unsre Braut entschleiern
Und auch den Bräut'gam zeig' ich hier.
Das Vaterland ist die Verlobte;
Der Mannesmuth, der sich erprobte,
In letzter Noth, in tiefstem Gram.
Der ist der wackre Bräutigam."

und diese Allegorie überaus glücklich durch das ganze Gedicht durchgeführt. — Hoch im Cheruskerwalde Da steht ein altes Schloß Auf grüner Bergeshalde, Von dem mein Stolberg sproß. Dies ist das Schloß Stolberg am südlichen Abhange des Harzes, das von herrlichen Laub= und Nadelholzwäldern umgeben, alt und grau über dem Städtchen gleiches Namens liegt. (S. Brauns Handbuch der Erdkunde. Bd. 2. S. 441; und Harnisch, Lebensbilder aus dem preußischen Sachsenlande, S. 104). Das Schloß ist Wohnung der Grafen aus der Linie Stolberg=Stolberg (das Geschlecht theilt sich in drei Linien), und aus dieser sind Friedrich Leopold, der Dichter und sein Sohn, der jugendliche Held, entsprossen. Arndt sagt: „Wie jener es vorgesungen, So machte ihm dieser es nach." Ich erinnere hier nur an zwei bekannte Gedichte Friedrich Leopold's von Stolberg, an das Lied eines deutschen Knaben (Mein Arm wird stark und groß mein Muth, Gieb, Vater, mir ein Schwert! ꝛc.) und an das Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn. Stolberg der Vater ermuntert in ihnen zum Kampfe, Stolberg der Sohn

hat für das Vaterland gekämpft und ist für dieses sein Vaterland gefallen. Dies ist in der Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815, die dem Siege von Waterloo vorangIng, bei dem Dorfe St. Amand, in welchem mehrmals der wüthendste Kampf entbrannt ist, geschehen. Das: „Es scholl die Kriegsdrommete des wälschen Aufruhrs neu“, bezieht sich auf Napoleons Rückkehr von Elba.

(S. 86.) **Genoveva in der Wüste,** von **L. Tieck.**

Ludwig Tieck ward am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren und studirte in Halle. Sein äußeres Leben bietet wenig Merkwürdiges dar. Er lebte in Berlin, Hamburg, München, auf dem Lande, reiste nach Italien und nach England (wegen Schakspeare's und des übrigen englischen Theaters) und hat sich nun schon seit Jahren als Mitglied der Theaterdirection und Hofrath in Dresden niedergelassen, wo er außer seinem hohen Dichterruhme auch noch des Rufs eines ausgezeichneten Vorlesers genießt. Tieck stellt man gewöhnlich an die Spitze derjenigen poetischen Richtung, welche man unter dem Namen der deutschen Romantik begreift, und in der That hat er noch mehr als seine Freunde A. W. und Fr. v. Schlegel im Interesse der gemeinschaftlich erkorenen Richtung durch ausgezeichnete eigne Werke und herrliche Uebersetzungen romantischer Blüthen, durch den tiefsten Ernst und den muthwilligsten Spott gewirkt, viel Gemeines, Alltägliches, Philisterhaftes, Hohles und Rhetorisches verdrängt und ausgerottet und an ihre Stelle unverwelkliche Blumen gepflanzt. Man hat ihn verschieden beurtheilt. Wolfgang Menzel erhebt ihn in seiner frischen, kräftigen, freilich zu wenig übersichtlichen und oft parteiischen „deutschen Literatur“ mit sichtbarer Liebe und Verehrung, und hält ihn für den deutschesten Dichter; anders gestaltet sich das Urtheil Heinrich Heine's in seiner „romantischen Schule,“ doch wer wird Heine's Worten nachbeten, namentlich in der Aesthetik! Ueber Tieck's Novellen spricht unter den Neuesten Th. Mundt in seiner Kunst der deutschen Prosa,

aber auch nicht mit voller Anerkennung. — Tieck's Muse ist sehr vielseitig; aus der Menge seiner Werke seien hier nur angeführt: Gedichte, 3 Bde. Dresden 1821 — 23. N. A. 1835; Phantasus, Berlin 1812 — 16; Leben und Tod der heil. Genoveva, Jena 1800, N. A. Berlin 1820; Kaiser Octavius, Jena 1804. Die gesammelten Schriften erschienen seit 1828 in Berlin (1. B: Octavian rc.). Gesammelte Novellen, bis jetzt 8 Bdchn, Breslau 1838. In ihnen fehlten der großartige Aufruhr in den Cevennen, der erschütternde, zerreißende und zerrißene William Lovell (g. Schr. Bd. 6 u. 7) und die gemüthlichen Sternbalds Wanderungen. Unter den polemischen scherzhaften steht oben an: Prinz Zerbino oder die Reise zum guten Geschmack. Uebersetzungen (Cervantes Don Quixote, altenglisches Theater, Vollender von A. W. v. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare, Ulrich von Lichtenstein u. a.). Gegenwärtig soll Tieck mit Memoiren aus seinem Leben beschäftigt sein. Das Stück „Genoveva in der Wüste" in unserer Sammlung ist dem dramatischen Gedichte: Leben u. Tod der heil. Genoveva, S. 198 — 204, entnommen. Es bildet in diesem ein episches Intermezzo, weil sich der Aufenthalt Genoveva's in der Wüste, der Jahre lang währte, nicht auf der Bühne hätte darstellen lassen. So tritt der heilige Bonifacius, der Apostel der Deutschen, Karl Martell's, Siegfried's und Genoveva's Zeitgenosse, auf und erzählt zuerst, wie Siegfried Drago's Leichnam gefunden habe, und dann, von der 9. Strophe an, Genoveva's Elend. Die Sage welche der Dichter so herrlich und rührend bearbeitet hat, ist sehr bekannt; zuerst durch das Volksbuch (auch in der neuen Ausgabe der deutschen Volksbücher v. G. O. Marbach unter dem Namen: „Geschichte von der heilichen Pfalzgräfinn Genoveva"), und dann durch Bearbeitungen für Kinder u. dgl. m. (u. a. von Chr. Schmidt), zu welchen sie sich durch ihren echtchristlichen Inhalt vorzüglich paßte. Die neueste, nicht gerade gelungene Bearbeitung findet sich in W. Ziehnert's

Volkssagen Preußens *). Ich setze die Legende hierher nach N. Vogt's Worten (Rheinische Geschichten u. Sagen, Bd. III. S. 262): „Zur Zeit, als Karl Martell das fränkische Reich regierte, oder, wie andere wollen, als Hillin auf dem Stuhle zu Trier saß, verwaltete den Gau von Maienfeld der Graf Siegfried. Er wurde, wie das Pflicht und Sitte war, zum Kampfe gegen die Ungläubigen **) aufgeboten und vertraute während des Feldzugs seine Gemahlinn, die schöne Genoveva von Brabant, dem Schutze seines Hausmeisters Golo an. Dieser wurde von den Reizen seiner Gebieterinn hingerissen, und da sie seine frechen Anmuthungen nur mit Verachtung erwiederte, verwandelte sich seine Liebe in Rache. Er klagte sie bei dem Gatten als eine Ehebrecherinn an, und da sie während dessen Abwesenheit mit einem holdseligen Knäblein niedergekommen war, so glaubte Siegfried um so eher der Verläumdung, und gab Befehl, seine Gattinn und seinen Sohn zu ermorden. Gerührt von dem Elend der Mutter und dem unschuldigen Lächeln des Kindes rettete ein Knecht, welcher den schrecklichen Auftrag erhalten hatte, beider Leben, und Genoveva mußte ihre Zuflucht in den

---

*) Unter den kleineren poetischen Bearbeitungen der Legende sei hier besonders erwähnt Karl Simrock's Siegfried und Genovefa (in Simrock's Rheinsagen, S. 187).

**) Im Jahre 732, als Abderrhaman in Aquitanien eingefallen war, und Karl Martell ihn an einem Sonnabend des Monates October zwischen Tours und Poitiers schlug. S. Gibbon, Gesch. des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, B. XII. S. 396 ff., Luden, Gesch. des teutschen Volkes. IV. 104. Pertz, Gesch. der Merowingischen Hausmeier S. 77. Quellenschriftsteller sind Isidorus Pacensis u. Rodericus Toletanus, Paul Warnefried, die Fortsetzer des Fredegar, das Chronicon moissiacense und die Annales mettenses bei Pertz. Von dem Herausgeber wird binnen Jahresfrist eine Abhandlung über die Einfälle der Araber in Gallien während Karl Martell's Hausmeierthum erscheinen.

Wildnissen und Höhlen des Ardenner-Waldes suchen, um gegen die Verfolgungen des Hausmeisters sicher zu sein. Von Elend und Hunger abgemagert war sie nicht einmal im Stande, ihrem Kinde die mütterliche Nahrung an ihrer Brust zu geben. Sie mußte den Knaben einer Rehkuh überlassen, um ihn zu erhalten. Nachdem sie lange in diesem Elend gelebt und sich blos durch Wurzeln und Kräuter genährt hatte, verirrte sich ihr betrogener, aus dem Kampfe zurückgekehrter Gemahl auf der Jagd in dem Walde, indem er das Thier verfolgte, das seinem Kinde Nahrung gab. Dieses führte ihn zu der Höhle, in welche sich seine Gattinn gerettet hatte. Er erkannte sie, deren Unschuld er schon längst erkannt hatte, und sein Kind, und Thränen der Freude und der Reue rollten aus seinen Augen. Er führte sie und seinen Sohn zurück nach seiner Burg und bestrafte den verrätherischen Golo, und sie lebte, obwohl nur kurze Zeit, glücklich an seiner Seite. Nach ihrem Tode wurde sie unter die Zahl der Heiligen versetzt, und sowohl bei der Höhle, in der sie Siegfried gefunden, als zu Andernach erbaute man Kirchen, wo noch ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt werden." — Fremder Völker Geschichte und Sage erinnert uns oft an Geschichte und Sage der Heimath. Manches hat sich im fernen Orient ebenso oder ähnlich gestaltet und ereignet wie im Occident. Wie in der Legende unserer Gegend die zahme Hindinn Genoveva und ihren Sohn ernährt und ihnen schmeichelt, so ist in der Sakuntala, jenem wundervollen Drama, das bereits 56 Jahre v. Chr. der schaffenden Phantasie Kalidasa's nach einer Episode des Mahabharata, des altindischen National-Epos, entblüht ist, eine Hirschkuh die Gespielinn Sakuntala's und ihrer Gefährtinnen. Wie jene den Grafen Siegfried, der sie eifrig verfolgt, in die Höhle zu der langentbehrten Gattinn, zu dem ersehnten Knaben führt, so diese den nicht minder eifrigen Jäger König Duschmanta zu den Lauben der Einsiedelei, wo Sakuntala weilt, und wodurch sich denn die Liebe beider mit Leiden und Freuden gestaltet.

(S. 93.) **Sankt Reinold,** von **F. v. Schlegel.**

Friedrich von Schlegel, der jüngere Bruder A. W. Schlegel's, wurde den 10. März 1772 zu Hanover geboren, studirte in Göttingen und Leipzig, ging 1800 als Privatdocent nach Jena, reiste seiner Studien wegen nach Paris und trat im Jahre 1809 in österreichischen Staatsdienst. Bei dem Bundestage zu Frankfurt a. M. war er bis zu dem Jahre 1818 Legationsrath in der österreichischen Gesandschaft, lebte seitdem in Wien, wo er einige Male Vorlesungen hielt, und starb den 12. Januar 1829 in Dresden, wo er zu Besuch war. — Gedichte, Berlin 1809. Einige größere Poesien (das Trauerspiel Alarkos, der Roman Lucinde u. a.) literarhistorische Schriften (die vortreffliche Geschichte der alten und neuen Literatur in Vorlesungen, Wien 1815, 2 Bde. u. s. w.) und historische (Geschichte der Jungfrau von Orleans). Die sämmtlichen Werke, Wien 1822 ff. 12 Bde, enthalten die vorzüglichsten von Friedrich Schlegel's Schriften, jedoch in neuer Ordnung und mit einigen Zusätzen. Die Vorlesungen über Philosophie hat nach Schlegel's Tode größten Theils der nun auch verstorbene Professor Windischmann in Bonn herausgegeben. Friedrich Schlegel ist ein großer Dichter. Mit ausgezeichneten Kenntnissen verband er große Tiefe, dichterische Gluth, ein aufmerksames Ohr für die Romantik aller Völker und kritische Schärfe. Auch als deutscher Vaterlands- und Freiheitssänger wird er mit Stolz genannt. In seiner späteren Zeit hat ihn, der in Cöln mit seiner Gattinn *) zum Katholizismus übergetreten war, besonders die Mystik des germanischen Mittelalters angezogen. Beide Brüder Aug. Wilh. und Friedr. Schlegel haben in der schönsten Eintracht und

*) Tochter des Philosophen Mendelssohn, früher vermählten Veit, aus welcher Ehe der talentvolle Maler Philipp Veit entsprossen ist; geistreiche Frau, gest. im August 1839 zu Frankfurt a. M.

Gemeinschaftlichkeit gelebt, wenn sie auch nicht derselben wissenschaftlichen und religiösen Meinung waren. Ersterer hat letzterem, außer einem Sonette, ein schönes Lied gesungen (A. W. Schlegel's poetische Werke, Bd. I. S. 218 ff.), welches beginnt:

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt!
Hat mich der Wunsch betrogen,
Dich immer zu begleiten
In Wissenschafts-Bezirken,
Und in der Kunst Gefilden
Gemeinsam stets zu bilden:
Sey mir auch so gegrüßt!
Obgleich gesellig Wirken
Die Tage mehr versüßt.

Du folgest deinen Zielen,
Und jedes Unternehmen
Des Forschersinns ist dein.
Uns gilt kein müßig Spielen:
Die schwache Zeit beschämen
Kann nur ein mächtig Streben;
Drum nährst du dich, der Starke,
Mit aller Zonen Marke
Und saugst die Vorwelt ein.
So muß ein vielfach Leben
In deiner Brust gedeihn. —

Den Stoff zu dem Gedichte Sankt Reinold hat Schlegel dem bekannten Volksbuche von den vier Heymonskindern entnommen. Die Söhne des Grafen Heymon, Rittsart, Writsart, Adelhart und Reinold, kommen mit ihrem Vater an Kaiser Karl's des Großen Hof, erzürnen diesen sehr, kämpfen zuerst in der Fremde und dann, vor allen Reinold, der jüngste, mit dem Kaiser selbst, versöhnen sich aber endlich mit ihm und schenken ihm ihr riesengroßes schwarzes Roß Beyart, welches der Kaiser ertränken läßt; Reinold aber ergreift einen frommen Lebenswandel, hilft das heilige Land erobern, pflegt Pestkranke in Cöln, der heiligsten und vortrefflichsten

Stadt in ganz Deutschland, und wird endlich daselbst bei dem Bau der St. Peterskirche von den Steinmetzen erschlagen. Das Volksbuch enthält neben manchem Unsinnigen und Abgeschmackten liebliche und ritterliche Züge. Aufschlüsse über politische und Sittengeschichte darf man nicht drin suchen, am wenigsten aber eine Geographie des damaligen Galliens; denn da ist Alles verworren, und man stößt auf Begriffe, wie sich ihrer die Kinder bilden. Der Schluß des Volksbuches lautet: „Zu dieser Zeit war ein heiliger Mann zu Cöln Bischof, Agilolphus genannt, der war ein kluger und verständiger Mann und führte ein eingezogenes, keusches Leben und gab Andern ein gutes Beispiel. Dieser Bischof regierte durch seine Weisheit alle Sachen, die ganz Frankreich angingen, und fing an, St. Peters-Kirche zu bauen, ungefähr um das Jahr nach Christi Geburt 810. Er ließ deßhalb überall in allen umliegenden Ländern und Fürstenthümern an Zimmerleute, Steinmetzen und andere Arbeiter mehr ausschreiben: wer Geld verdienen wollte, der sollte nach Cöln kommen, da würde er Arbeit genug finden. Also kam eine große Menge Volk's dahin. Unter andern gab sich auch Reinold an; der wurde sogleich zu einem Regierer und Oberhaupt der andern Werkleute gesetzt, dieselben zur Arbeit anzutreiben, und begab sich auch selbst mit an die Arbeit, und that mehr Arbeit als vier oder fünf Andere. Wenn die Andern zum Essen gingen, so trug er so viel Steine und Kalk zu, daß sie schier einen ganzen Tag genug hatten. Er trug ihnen Steine zu, an deren Einem ihrer fünf genug zu tragen hatten. Wenn Andere zu Bett gingen, so blieb er auf den Steinen liegen. Er aß des Tages nur ein Gerstenbrod, trank Wasser, und begehrte des Tag's einen Weißpfennig zum Lohne. Der Werkmeister fragte nach seinem Namen nnd wo er zu Haus wäre; er sagte es ihnen aber nicht, blieb verschwiegen und that seine Arbeit. Da nannten sie ihn St. Peters Werkmann, denn er war gar fleißig in seinem Vorhaben. Als die Meister den Fleiß dieses heiligen Mannes sahen, warfen sie den an-

dern Knechten ihre Trägheit vor, sie nähmen viel mehr Lohn, als dieser fromme Mann, und thäten nicht den vierten Theil seiner Arbeit; er thäte allein auf einen Tag so viel, als sie in fünf Tagen, und begehre doch nicht mehr als einen Weißpfennig. Um solcher Ursachen willen wurden die andern Arbeitsleute diesem heiligen Manne feind und mochten ihn nicht länger dulden. Sie machten also einen heimlichen Anschlag, daß sie ihn todt schlagen wollten. Nun wußten sie, daß dieser heilige Reinold eine Gewohnheit hatte, die Kirchen in Cöln zu besuchen, wo er seinen Ablaß holte, sein Gebet zu Gott in allen Kirchen schickte und Almosen austheilte. Sie wurden daher einig, daß sie an dem Ort, wo seitdem St. Reinold's Kapelle oder Kloster errichtet ist, auf ihn warten und ihn umbringen wollten, wie auch geschah. Dieses wurde dem heiligen Manne durch ein Gesicht geoffenbart. Er aber eilte desto eher zu der bestellten Marter, als wenn er zu einer Hochzeit hätte gehen sollen, befahl sich Gott dem Herrn und Christo, seinem lieben Sohne, und Maria seiner Mutter, und gab sich den Mördern in ihre Hände, auf daß er ein Märtyrer würde und seine Seele in Gottes Reich käme. Als die Mörder ihn sahen, zerschlugen sie ihm sein Haupt, daß ihm das Hirn heraus floß. Danach steckten sie Reinold's Leichnam in einen Sack, füllten denselben vollends mit Steinen an und warfen ihn in den Rhein, in der Hoffnung der Sack sollte unter dem Wasser bleiben, daß ihre Schandthat also verborgen bliebe. Aber Gott ließ es nicht zu, sondern gab Gnade, daß der Sack wieder über sich und an das Ufer zu liegen kam, obgleich der Rhein sehr stark lief. Da ward sein Leichnam gefunden und erkannt, und die Seele des heiligen Märtyrers Reinold mit großem Lobgesange von den Engeln vor des Himmels Thron geführt. Um diese Zeit war die Stadt Dortmund auch zum christlichen Glauben bekehrt, und die Bürger schickten Boten nach Cöln zu dem Erzbischof und begehrten demüthig, er wolle ihnen Einiges von den Heiligthümern mittheilen, die sich in dieser heiligen Stadt befänden. Der Bischof rief die ganze

Geistlichkeit zusammen und berieth sich mit ihnen, was für einen Heiligen er denen von Dortmund geben sollte, der ihnen am nützlichsten wäre. Als sie also Rath hielten, zeigte Gott ihnen an, daß der heilige Reinold ihnen am segensreichsten sei. Wie nun Reinold's Leib mit dem Kasten auf dem Wagen stand, fing dieser von selbst an zu laufen bis nach Dortmund, ohne Pferde und ohne menschliche Hilfe, und blieb an dem Orte stehen, wo die Kirche von St. Reinold hingebaut steht, wie noch heut zu Tag allda zu sehen ist. Als der Bischof sammt seinen Geistlichen dies sah, folgten sie dem heiligen Mann zu Ehren mit einer Prozession und unter Lobgesängen nach und begleiteten den Kasten wohl drei Meilen Weges. Also ist der heilige Reinold ein Beschützer der Stadt Dortmund, und man hat öffentlich gesehen, wie er dort auf der Stadtmauer gestanden und den Feind, der die Stadt belagert hielt, abgetrieben; und dergleichen Wunderwerke hat Gott mehr durch ihn gewirkt, wie in den Legenden zu lesen ist.“ — Man sieht, Schlegel ist in seinem St. Reinold hier und da von der Volkssage abgewichen, aber er hat aus dem rohen Stoffe ein gutes Werk gebildet und gezeigt, daß der Tod Reinold's keineswegs so mönchisch-prosaisch, so gänzlich des übrigen romantischen Theils der Sage unwürdig sei, wie Ludwig Bechstein glaubt. Dieser hat nämlich das Volksbuch metrisch bearbeitet unter dem Titel: „Die Haimonskinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karl's des Großen in vier Sängen, mit 5 Vignetten. Leipzig 1830“ *), und läßt Reinold nicht von den Steinmetzen erschlagen werden, sondern, nachdem er zuvor in Jerusalem gewesen, verliert sich die Kunde von ihm, da er sich als Eremit in die Wälder zurückgezogen:

„Reinold geht — — ein stummes Weinen
Folgt' ihm nach von all' den Seinen.
Keiner sah ihn mehr erscheinen;
Weilt in Waldeseinsamkeit.“

---

*) Karl Rosenkranz bezeichnet Bechstein's Erneuerung der Heimonskinder als eine mißlungene. (Zur Geschichte der deutschen Literatur. 1836. S. 20—36.)

Im Anhang zu dem Buche sagt er Folgendes: „Schlicht und einfach tönt aus Karl's des Großen romantischem Zeitalter die Sage von den Haimonskindern durch das Volksbuch, das ihr Organ geworden, zu uns herüber, und so habe ich versucht, sie nach zu singen. Einfach und ohne modernphantastischen Aufputz kleidete ich den Stoff wieder in poetische Form, der ursprünglich schon Gedicht war, den erst eine spätere Zeit zur Prosa umschmolz. Dieses alte ursprüngliche Gedicht ist nur noch in wenigen seltenen Handschriften vorhanden; eine Probe davon theilt unter andern Adelung in seinen fortgesetzten Nachrichten von altdeutschen Gedichten (Königsberg 1799) mit. Das Manuscript, aus dem sie entlehnt ist, befindet oder befand sich in der Vatikan-Bibliothek, wo es die letzten 129 Blätter der Handschrift Nr. 340 einnimmt, welche die Geschichte des Zauberers Malagis enthält. — Wer dieses Gedicht verfaßt, wie sich überhaupt diese Heldensage, die in der Geschichte keinen Haltpunkt findet, allmälich ausgebildet und gestaltet habe, liegt in den Nebelschleier der Vergangenheit gehüllt. — Nach Erfindung der Buchdruckerkunst finden wir die Geschichte von den Haimonskindern in Frankreich, den Niederlanden, England, Deutschland, Italien u. s. w. als ein prosaisches Volksbuch in vielen Ausgaben verbreitet. Alle weichen von einander ab; ich habe mich an die deutsche gehalten. Ludw. Tieck's anerkannt treffliche Bearbeitung (in Peter Lebrecht's Volksmärchen. Berlin 1797. 1. Bd.), darum so trefflich, weil sie so treu und einfach ist, so ganz den Charakter des Volksbuchs wiedergiebt, hat mir stets zur Seite gelegen. — Görres (die deutschen Volksbücher, Heidelberg 1807, Seite 99 ff.) überschaut mit hellem, durchforscht mit sinnigem Auge die alte Sage. Er versucht eine Vergleichung mit der Ilias, die aber nicht durchzuführen ist. — Gegen das Ende hin verflacht sich in unserem Volksbuche die Geschichte von den Haimonskindern und verläuft sich in das Mystischabenteuerliche, Frömmelnde. Höchst wahrscheinlich ein späterer Zusatz eines Mönchs, der den armen Reinold nach dem Tode

des edeln Rosses in der Welt umherschleppt, ihn Jerusalem erobern, am cölner Dom bauen helfen, endlich sehr prosaisch von neidischen Steinmetzen todtschlagen und nach dem Tode noch, zur Erbauung gläubiger Seelen, allerlei angenehme Mirakel üben läßt. Tieck hat, wie es scheint, das Ermüdende dieser Langweiligkeit gefühlt und in seiner Bearbeitung den Faden mit weiser Hand gekürzt; mein Gefühl hat mich geleitet, bei einer Behandlung desselben Stoffes einem so großen Vorgänger zu folgen. — Auch in Ariost's rasendem Roland übt der stolze Rinaldo mit seinem edeln Rosse Bajardo vielfach seine ritterliche Kraft. In der Bibliothek der Romane, 6. u. 7. Bd., ist die Geschichte des Malagis und der Haimonskinder ungemein kurz und mager nach dem französischen Volksbuche erzählt. — Eine dramatische Bearbeitung von Gleich (Wien 1809) — gemeine wiener Possen.“ — Dann folgen Verzeichnisse von 1) Handschriften, 2) alten Drucken ohne Jahreszahl, 3) älteren Ausgaben mit Jahreszahlen bis 1600, 4) Ausgaben nach 1600. Am Ende steht noch zur Vergleichung; 1) Alfred Reumont, Aachens Liederkranz und Sagenwelt. 2) Büsching und von der Hagen, Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie.*)

(S. 95.) **Der getreue Eckart**, von **L. Tieck.**

Eine ältere Abhandlung über den getreuen Eckart existirt unter andern von Ringwald: „der getreue Eckart, 1698, octavo; eine neuere hat Ferdinand Wachter in die allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, I. Section, 30. Theil, geliefert. Er betrachtet in ihr den treuen Eckart zuerst nach der Heldensage und dann nach dem Volksglauben. Tieck's getreuer Eckart in den aufgenommenen vier Gedichten

*) Ueber den Sagenkreis von Karl dem Großen, und speziell über die Sage von den Heimonskindern und Reinold oder Reinalt, sehe man besonders: Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen und H. Laube's mehr geistreiche als gründliche Gesch. d. deutsch. Literat. (1839). Bd. I. S. 80 u. 81.

ist der der Heldensage, und darum sei hier einiges aus Wachter's Forschungen angeführt, insofern es auf unsere Gedichte Bezug zu haben scheint. Er stellt die einzelnen Lieder, das Rosengartenlied, Alphart's Tod, den Wolfdietrich und andere zusammen, die zwar fast alle dieselben Namen, in der That aber verschiedene Verhältnisse zeigen. Nur das scheint gewiß zu sein: Eckart, ein Held von Breisach, war der Pfleger und Vormund der jungen Harlunge, der Bruderssöhne des Kaisers Ermenrich, welche nachher dieser auf den Rath Sibich's des Ungetreuen ermorden ließ. Der Treue wird er oft genannt; so im Rosengartenliede: „der vil getriuwe man;" und Dietrich sagt zu ihm: „Eckart, du viel werther Mann, du trägst ein getreues Herz!" Eckart war dem Kaiser Ermenrich getreu und wurde seinetwegen (durch den Kaiser Ermenrich) von Dietrich von Bern bekriegt; er freut sich, daß Dietrich nichts hat ausrichten können; doch scheint dies vor dem Mord der Harlunge gewesen zu sein. Nach dem Tode seiner Pfleglinge ist Eckart von Dietrich von Bern ehrenvoll empfangen worden und hat in der Schlacht vor Raben (Ravenna) den ungetreuen Sibich gefangen und gesprochen: „Nun sind gerochen meine Herrn!" Eckart's Tod bildet den Schluß der ganzen Uebersicht der Sagen des Heldenbuchs. Nachdem erzählt worden, wie alle Helden vor Bern erschlagen waren, mit Ausnahme des Berners (Dietrich), und wie diesen ein Zwerg aufgefordert habe, daß er ihm folgen solle, da sein Reich nicht mehr von dieser Welt sei, heißt es weiter: also ging der Berner hinweg, und weiß Niemand, wohin er gekommen ist; ob er noch am Leben oder todt sei, weiß Niemand wahrlichen davon zu sagen. Man vermeint auch, der treue Eckart sei noch vor Frau Venus Berg, und soll auch da bleiben bis an den jüngsten Tag, und warnet alle, die in den Berg gehen wollen. So reichen sich hier, um mit Wachter's Worten zu reden, in dieser Uebersicht der Sagen des Heldenbuchs die Heldensage und der Volksglaube die Hand, nur daß die Heldensage vorgetragen wird, als wenn sie geschichtliche Wahr-

heit enthielte, und der Volksglaube als Sage durch den Beisatz: „man vermeint" charakterisirt wird. Die Volkssage, daß der treue Eckart warnend vor dem Venusberge stehe, scheint namentlich in Thüringen sehr verbreitet gewesen zu sein; der Berg heißt daselbst der Hörselberg. Indessen lebt er und Frau Venus und Tannhuser, der in den Berg gegangen ist, aber nachher bereut hat und vom Papste doch nicht erhört worden ist *), in vielen deutschen Volksliedern. So im Wunderhorn, Bd. 1. S. 86, in Schweizermundart in Mones Anzeiger für die Kunde des Mittelalters, Jahrg. 1832. S. 240, in Kormanns Venusberg, 1610, u. s. w.; bearbeitet von Tieck in den romantischen Dichtungen, 2. B. S. 423 — 492. — Außerdem erzählt man noch vielerlei von dem treuen Eckart, der bald als feindliches, meistens aber als gutes, warnendes und helfendes Gespenst, für einen Greis mit weißem Haare und Barte gilt. So hat Goethe eine thüringische Sage, die Christoph Philipp von Waldenfels (Selectæ Antiquitt. p. 376) erzählt, in seinem getreuen Eckart bearbeitet. Zweien Knaben nämlich, die Bier holen, trinken die Furien aus dem wüthenden Heere der Frau Holla oder Hulda (gleichbedeutend mit Frau Venus, Eckart's bekannter Begleiterinn und Nachbarinn; s. Jak. Grimm, deutsche Mythologie, S. 490) die Kannen leer. Da kommt der treue Eckart und tröstet sie; und wie die Knaben zu Haus anlangen, sind die Kannen wieder voll Bier, welches aber verschwindet, als sie den Hergang erzählen. — Geschichtsforscher haben sich bemüht, in dem treuen Eckart der Sage eine historische Person zu finden, wie z. B. J. G. ab Eckart in seiner historia genealogica principum Saxoniæ Superioris, pag. 167 sqq. ihn für den, nach Eginhard, bei Ronceval (s. Seite 313)

*) Was man von dem Tannhäuser erzählt, ist, nach Jakob Grimm, eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthum und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert sind.

gefallenen Seneschall Kaiser Karl's des Großen, Eghard, auszugeben trachtet. Aventin (Johann Turnmayr) und nach ihm Martin Zeiller machen aus dem treuen Eckart einen „troisch Heccard" und diesen in einem wundersamen Gemisch von Sagen zu einer historischen Person. Hätten sie gar gewußt, daß aus dem grimmen Hagen von Tronecke im Nibelungenlied jetzt auch ein Hagen von Tronje (Troja) geworden ist! — F. Mones Deutung des treuen Eckart in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (5. u. 6. Th. von Creuzer's Symbolik und Mythologie) 2. Bd. S. 328 übergehe ich, als zu weit aus dem Kreise von Tieck's Gedichte liegend, so wie auch die Beziehung der Eckartssage auf das Nibelungenlied, in dem ein Markgraf Ekkewart als ein Chriemhilde-man und dann, bei Passau an der Donau von Hagen überrascht, als Warner der zu Etzel ziehenden Burgunden vorkommt.

(S. 102.) **Ritter Toggenburg,** von **Fr. von Schiller.**

Die Grafen von Toggenburg bildeten eines der mächtigsten Geschlechter der Schweiz, welches mit dem Grafen Friederich am 30. April 1436 erlosch. Noch führt eine Landschaft des Kantons St. Gallen, ein 12 Stunden langes Thal, den Namen „Das Toggenburg." Die Sage aber, welche Schiller in seinem Ritter Toggenburg behandelt hat, ist keine Schweizersage, vielmehr ist der Niederrhein ihre Heimath, und statt eines Ritters Toggenburg sehen wir in ihr Roland, den Neffen Karl's des Großen. Sie wird verschieden erzählt; am einfachsten, am meisten mit Schiller's Gedicht übereinstimmend, findet sie sich unter andern in A. Schreiber's Rheinsagen, denen sie vermuthlich K. J. Weber, sowohl in seinem Ritterwesen, als in den Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen, nacherzählt hat. Nach ihr verlobte sich Roland mit Hildegard, der Tochter eines Ritters (vom Drachenfels); vor der Vermählung wollte er aber noch nach einem Gelübde um das heilige Grab in Palä-

stina streiten. Er ist fortgezogen, und seine Verlobte hört, er sei in der Schlacht gefallen; sie geht in das Kloster Nonnenwörth, das die Wellen des Rheins umspielen, und nimmt den Schleier, da man ihr sogar das Noviziat abkürzt. Roland kam zurück; die Geliebte war unwiederbringlich verloren, aber sehen wollte er sie doch bis zu ihrem Tode. So baute er denn eine Klause auf dem steilen Berge, der am linken Ufer dem Nonnenwörth gegenüber liegt und heute noch Rolandseck heißt, und blickte Tage lang nieder in den stillen Klostergarten und nach dem Fenster der Zelle, welche die Geliebte bewohnte. Zwei Jahre lebte er seinem Grame, bis er Hildegard's Grab graben sah, und saß eines Morgens todt auf dem Berge, das bleiche Antlitz noch immer dem Kloster zugewandt. Romantischer hat sich bei andern die Sage gestaltet (Ansichten des Rheins, Frankf. 1806). Da lernt Roland Hildegarden auch auf dem Drachenfels, den er zufällig besucht, kennen, und die Liebe macht ihm bald den Abschied schwer. Feinde belagern Hildegard's Vater auf dem Drachenfels, Roland will diesem zu Hülfe kommen, aber im Getümmel, da der alte Ritter zugleich einen Ausfall macht, erschlägt er diesen, und Hildegard, die dem Mörder ihres Vaters nicht die Hand reichen kann, geht in das Kloster Nonnenwörth; Roland hingegen lebt, auch im Leid noch ritterlich, im Schloß auf dem Berge und blickt von diesem nach dem Kloster, bis der Tod kurz nacheinander beider Augen schließt. — Noch complizirter wird die Sage in N. Vogt's Rheinischen Geschichten und Sagen, 3. Bd. S. 261, denn da heißt es: „Es scheint, daß Ariost den Stoff zu seiner vortrefflichen Beschreibung in dem 33. Gesang (des Orlando furioso) aus der alten rheinischen Sage vom Rolandseck genommen habe; denn nach dieser wurde dem Helden während seines Zuges nach Spanien die Geliebte geraubt und einem Drachen zum Verschlingen vorgesetzt. Die Jungfrau wurde aber nicht, wie bei Ariosto, durch den Ritter, sondern durch ein Kreuz gerettet, das sie als Geschenk ihrer Mutter am Hals trug und dem Drachen

in den Schlund warf. Der Vater der Geliebten nahm hierauf Rache an dem Räuber und stürmte sein Schloß. Während dieser Fehde kam Roland zurück, drang wüthend unter die Fechtenden ein und erschlug im Getümmel der Schlacht den Vater seiner Braut, welchen er für den Räuber hielt. Nach diesem schrecklichen Vorfall versagte ihm die Jungfrau ihre Hand und ging in das Kloster. Er aber suchte verzweiflungsvoll den Tod in den Schlachten und fand ihn auch bei Roncevall. *) Das Historische über Burg und Kloster ist kurz Folgendes: Auf der Insel Rolandswörth (Rulecheswerde) liegt das vormalige Benediktiner-Nonnenkloster Nonnenwörth, das 1117 vom Erzbischof Friedrich I. von Cöln gestiftet, damals das Marienkloster auf der Insel Roland genannt und 1158 vom Kaiser Friedrich I. bestätigt wurde. Die Burg auf dem steilen Basaltfelsen scheint älter und im J. 1120 von demselben Erzbischof Friedrich wieder hergestellt worden zu sein. 1301 wurde sie gebrochen. (S. v. Mering u. Weyden, Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteyen und Klöster in den Rheinlanden u. s. w.). Das gegenwärtig stehende Gebäude auf Nonnenwörth ist stattlich, aber neu; von der Burg steht nur ein halber Thorbogen noch grau, trauernd und epheuumzogen auf dem Berge. — Man sieht, Schiller's Darstellung nähert sich der einfachsten Erzählung. Doch hat er selbst die falsche Kunde aus dem Morgenlande verschmäht; bei ihm geht das Fräulein in das Kloster, weil es, aller irdischen Liebe fremd, auch die Liebe des Ritters nicht erwiedern kann, weil ihr Herz einzig nach dem Seelenbräutigam, wie die mittelalterige Mystik stets

---

*) Artige Zusammenstellungen über Roland, theilweise auch Untersuchungen, die ich auf Seite 318 wohl hätte anführen können, finden sich in Guido v. Meyer's Reise durch die Schweiz, das südl. Frankreich u. s. w. S. 366 — 406. So wird erwähnt, was aus der schlichten Heldengestalt im Laufe der Jahrhunderte geworden sei, ein Riese, ein Heiliger, der treue Liebende auf Rolandseck, der Orlando furioso u. s. w.

Jesum nennt, verlangt. So wird die Romanze zu einem schönen Liede von verschmähter Liebe, das sich durch Ungezwungenheit von den übrigen Schillerischen, oft durch zu viele Vorbereitungen und Machinerien beschwerten, sogenannten Balladen zu seinem Vortheile unterscheidet. — Adelheid von Stolterfoth hat in ihren Rheinischen Liedern und Sagen, auch Roland's Tod bearbeitet, unter dem Titel: Roland der treue Paladin, die übrige Geschichte als bekannt voraussetzend und nur darauf hindeutend *). Roland ist bei ihr kein Klausner geworden, sondern wohnt und stirbt als Ritter auf seiner Burg Rolandseck.

Von der Feste schaut der Ritter
Starr hinab zum Gotteshause,
Wo in ihrer stillen Klause,
Leis' umrauscht von Wind und Flut,
Die Geliebte sterbend ruht.

„Ritter Roland, wilder Reiter,
Willst du nicht zu Rosse steigen,
Möcht' dir meinen Falken zeigen,
Denn er ist, wie keiner, kühn! —
Siehst du dort den Reiher ziehn?“

„„Reit' allein hinab, mein Jäger,
Nimmer werd' ich mit dir gehen,
Nimmer deinen Falken sehen, —
Bring' ein Eichreiß aus dem Wald,
Flinker Jäger, bring' es bald.““

„Ritter Roland, guter Zecher!
Willst du nicht die Flasche leeren
Einer schönen Maid zu Ehren?
Nimm den schäumenden Pokal,
Trink' ihn aus mit einemmal.“

---

*) Außerdem noch behandelt von A. Kopisch („Rolandseck und Nonnenwerth“) und Andern. Die wahre Sage von der durch Kinderschriften hinlänglich bekannten Ida von Toggenburg hat Karl Simrock in den Rheinsagen (S. 455) dargestellt.

„„Trink allein, mein froher Mundschenk,
Hab' kein holdes Lieb hienieden;
Die ich liebte schläft in Frieden.
Nimm den Becher, er sei dein,
Nimmer trink' ich edlen Wein.""

„Ritter Roland, kühner Streiter!
Willst du nicht die Rüstung schauen?
Kampfespreis von süßen Frauen,
Und die Kette schön und blank,
Deines Kaisers letzten Dank?"

„„Keine Rüstung, junger Knappe,
Keine Kette will ich haben,
Und ihr sollt mich nur begraben
Mit dem alten starken Schwert,
Mit dem Schilde gut und werth.""

„Ritter Roland, Liedeskenner,
Soll ich nicht die Harfe schlagen?
Hab' ein Lied aus alten Tagen
Von der wilden Maurenschlacht
Einst zu deinem Ruhm gemacht!"

„„Horch', o horch', getreuer Sänger!
Eine Glocke hör' ich schallen
Und den Grabgesang verhallen. —
Sänger! — sing' das Schlachtenlied,
Deines Helden Seele flieht."" —

Und so schläft der treue Roland
Ruhig ein im Abendglanze.
Aber mit dem Eichenkranze,
Hundertjähr'gem Baum geraubt,
Schmückt der Sänger still sein Haupt.

(S. 104.) **Der vermauerte Schatz**, von **Fr. Rückert.**

Aus dem 5. Bande von Friedrich Rückert's gesammelten Gedichten (S. 104), unter dem Titel Haus- und Jahreslieder, unter denen sich aber manches Schlotterige, in Sinn, Ausführung und Form Vernachlässigte findet, so daß man wünschen möchte, unser großer Dichter sei

bei der Sammlung seiner späteren Poesien etwas strenger zu Werk gegangen. — Die wenigsten Ritter, welche das Kreuz nahmen und nach dem gelobten Lande zogen, um das heilige Grab zu erobern, haben wohl ihre Schätze den Mönchen zum Aufbewahren gegeben, sondern vielmehr dieselben zur Rüstung angewandt. Ja die meisten veräußerten oder versetzten gar ihre liegende Habe, um nur eine ansehnliche Macht in's Feld zu stellen, wie wir dies an verschiedenen Orten in Wilken's trefflicher Geschichte der Kreuzzüge (3 Bde. Leipz. 1807), in Raumer's Geschichte der Hohenstaufen und, wiewohl weniger, in des Generals von Funk anziehenden Gemälden aus dem Zeitalter der Kreuzzüge lesen. Ich gestehe, daß ich anfangs versucht war, Rückert's Gedicht für allegorisch zu halten; indeß wollte die Deutung nicht recht gelingen.

(S. 107.) **Der wilde Jäger, v. G. A. Bürger.**

Das Wahrscheinlichste und auch ziemlich allgemein Angenommene ist, daß Bürger in seinem wilden Jäger frei gedichtet habe. Der Glaube an den wilden Jäger und das wilde Heer lebt noch hier und da im Volke. Getöse in der Luft, das, namentlich in Gebirgsgegenden, wahrscheinlich durch Strömungen der Luft, vielleicht auch durch Eulen und andere Vögel mit unheimlichen Stimmen entsteht, hat ihn veranlaßt. Die Sage von der Entstehung des wilden Jägers ist in Thüringen und in dem Harze einheimisch und lautet, ganz verschieden von Bürger's Gedicht, *) ungefähr so: Hans von Hackelberg, herzoglich braunschweigischer Oberjägermeister, war ein wilder Jäger und durchzog Jahr aus, Jahr ein, bei

*) In dem Wild- und Rheingrafen der 1. Strophe hat Bürger schwerlich eine historische Person vor Augen gehabt. Die Wild- und Rheingrafen hausten auf dem Hundsrück und an der Nahe, und zerfielen in die Raugrafen zu Simmern, in die Wildgrafen, ursprünglich Forstbeamtete, und in die Rheingrafen auf dem Rheingrafenstein bei Kreuznach. Die Nachkommenschaft der letztern bildet das Fürstengeschlecht Salm.

Tag und bei Nacht, mit seinem Gefolge die Vorberge des Harzes. Sein kühnster, sehnlichster Wunsch war, ewig jagen zu können. Einst aber träumte ihm in Harzeburg von einem furchtbaren Eber, mit dem er bald nachher auch wirklich zusammentraf und ihn nach langem Kampfe überwand. Als er ihn zu seinen Füßen liegen sah, weidete er die Augen eine Zeit lang an dem Anblick und stieß dann mit dem Fuße nach seinen schrecklichen Hauern, ausrufend: „du sollst es mir auch noch nicht thun!" Aber er stieß mit solcher Gewalt, daß der eine der scharfen Zähne den Stiefel durchdrang und ihn verwundete. Die Wunde wurde so schlimm, daß er nach Wolfenbüttel zurückgebracht sein wollte; aber schon unter Wegs starb er in dem Hospital zu Wulperode, wo er auch begraben liegt, und wo man sonst seine schwere Rüstung zeigte. Jetzt zieht er rauschend durch die Lüfte, denn sein Wunsch ist erfüllt worden; man hört das dumpfe Hundegebell, das Klatschen der Pferde wie im Moorwasser, das Knallen der Peitschen und seinen Waldruf: „Hu! Hu!" Gesehen haben ihn nur Sonntagskinder, entweder als einsamen Jäger, oder im Wagen, von Hunden umringt. Der Volksglaube des Harzes giebt ihm auch eine Begleiterinn, die Tut-Osel, in Gestalt einer großen Ohreule. (S. Otmar's Volkssagen, Bremen 1800). Nach dem erwähnten Aufsatze von Wachter über den treuen Eckart tobt in Thüringen auch ein wüthendes Heer unter Anführung der Frau Holle. Wolfgang Heider, Professor der Philosophie zu Jena, sagt (vol. II. orat. 28.): „In unserm Thüringen, welches wie Italien vom Meere, so von Wäldern oben und unten umgeben wird, pflegen zwar häufig, aber doch größtentheils um die Weihnachtsfeiertage und die Schwärmezeit der Fastnachten, nicht nur auf dem Lande, was am meisten zu geschehen pflegt, sondern auch selbst in den Flecken und Städten, Zusammenrottungen von Gespenstern, Todtenschatten, Elfen und Nachtgeistern, unter welchen nicht selten auch die Gestalten von Lebenden als Gestorbenen sind, in ungeheurer Anzahl, so daß sie nicht selten

an Menge den Reitergeschwadern und Schaaren von Fußvolk gleichen, vorüberzugehen und zu laufen, und ist dieses, wie ich schon bemerkt habe, kein eitler Glaube, sondern ein gegründeter und außer allem Schwanken des Zweifels gesetzter. Diesen Truppen des Teufels geht ein durch sein weißes Haar ausgezeichneter Greis, den unsere Landsleute den getreuen Eckart nennen, voran und warnt" u. s. w. Auch der Burggeist von Rodenstein und Schnellerts im Odenwalde, der den Ausbruch des Kriegs verkündet, ist mit seinem Getöse eine Art wilden Jägers. — Wie gesagt, Bürger hat alle diese Sagen nicht beachtet, höchstens eine Mähre von Strafe für Entweihung und Schändung des Sonn- und Feiertags (worunter, wie Götzinger bemerkt, auch der bekannte Mann im Monde gehört) vor sich gehabt und dann frei, aber meisterlich, gebildet. Doch wir wollen Aug. Wilh. Schlegel's Worte (Charakteristiken und Kritiken, II. S. 49), als die eines anerkannt trefflichen Beurtheilers, hören: „Am meisten Verwandschaft mit der Lenore (siehe Seite 441) hat der wilde Jäger, und vielleicht ist er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenstand ist mit strenger Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt; die Erfindung, den guten und bösen Engel in Gestalt zweier begleitender Reiter erscheinen zu lassen, ist ganz im Geiste desselben; die verhängnißvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen sondert die Momente der Handlung, und läßt zwischen ihrer stürmenden Bewegung die Reflexion zu Athem kommen, die immer ernster einem nahenden Strafgericht entgegensieht. In den ersten beiden Strophen, dem Gegensatz des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes, liegt schon der Sinn des Ganzen beschlossen, der sich nachher nur stätig entwickelt. Die Darstellung ist meisterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunstvoll, wenigstens von einer Kunst, wobei die studirte Wahl und Ausbildung der Züge zu sichtbar bleibt. Ueberhaupt bis auf das so große und gewissermaßen sprechende Sylbenmaaß, das aber nicht faßlich ins Gehör fällt,

und am wenigsten sich einer Melodie anneigt, ist dem Gedichte eine Gründlichkeit der Ausführung gegeben, woran es zu schwer trägt, um ganz die Bahn des leichten Volksgesanges zu fliegen, wiewohl es in der Anlage höchst popular gedacht ist. Die Ausrufungen, grellen Tonmalereien, und was es sonst zu viel hat, ohne welches das Weniger mehr sein würde: das versteht sich von selbst."

(S. 114.) **Das Münster zu Straßburg,** von **A. v. Arnim.**

Ludwig Achim von Arnim wurde den 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, studirte besonders Naturwissenschaften, lebte 1806 mit Clemens Brentano zu Heidelberg, dann in Berlin und zuletzt auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme im Ländchen Bärwalde, auf welchem er auch im Jahre 1831 den 21. Januar starb. Seine Gemahlinn ist Bettina von Arnim, Brentano's Schwester, die sich durch den unvergleichlichen, eine Fülle von Poesie umschließenden Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde (3 Bde. Berlin 1835) berühmt gemacht hat und gegenwärtig in Berlin lebt. — In Heidelberg hat Arnim mit Clemens Brentano des Knaben Wunderhorn herausgegeben (siehe Seite 300). Von seinen eignen Schriften im Gebiete der Erzählung seien hier aufgezählt: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfinn Dolores u. s. w. 2 Bde. Berlin 1810; die Kronenwächter, Berlin 1817; die Sammlung der Märchen und Novellen; außerdem sein Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagen, Geschichten und Gedichte, Heidelberg 1804. — Achim von Arnim ist ein Dichter voll lebendiger Phantasie, der er aber oft zu sehr die Zügel schießen läßt, die das Bizarre, das Fratzenhafte liebt. Heinrich Heine nennt ihn einen großen Dichter. Doch ist es schwer zu unterscheiden, wie viel in seiner Charakteristik Ernst, und wie viel Scherz ist. Dagegen sagt er vom Wunderhorn: Dieses Buch enthält die holdseligsten Blü-

then des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. (Ueber das Volkslied überhaupt sehe man auch die Seite 455). — Die Sage, welche Arnim's „Münster zu Straßburg" zu Grunde liegt, kenne ich nicht. Nach ihm thürmen sich die Felsen, um sich dereinst als Tempel Gottes zu wölben, ziehen sich die Adern edler Erze durch die Erde, um diese Gotteshäuser zu schmücken, um die Menschen zum Bauen zu ermuntern. Erwin, dessen ganzes Sinnen darauf gerichtet ist, Gott einen Dom zu bauen, der aber keinen bestimmten Plan fassen kann, kommt nach Seckingen am Oberrheine zwischen Schaffhausen und Basel, wo der heilige Fridolin in grauer Heidenzeit eine Kirche erbaut hatte, und die Idee zu dem hehren Münster geht in ihm auf. Bischof Konrad (es muß Konrad III. von Lichtenberg gewesen sein, der 1273 die erzbischöfliche Würde erhielt und 1299 vor Freiburg erschlagen wurde) geht in die Pläne des Meisters ein, der Bau beginnt. Aber fruchtlos wäre das Bemühen gewesen, wenn nicht die beiden Brüder, der Ermordete und der Mörder, mit ihren Leibern die beiden Quellen gestillt und dem Thurme einen sichern Boden gegeben hätten. Darin hat diese Sage mit der im folgenden Gedichte behandelten Aehnlichkeit, daß in beiden der Dombau mit Quellen in Beziehung tritt, nur daß diese hier den Bau nicht hemmen, jene aber das ganze ungeheure Werk stocken macht. Die Sage ist unheimlich. Daß überhaupt über die Dome so viele Sagen entstanden, ist kein Wunder. Solch ein Dombau war in der Geschichte einer Stadt ein Epoche machendes Ereigniß. Alle Kräfte concentrirten sich auf ihn, und so entstanden, gleichviel ob vollendet oder unvollendet, jene ungeheuren Werke. Was sonst die Städtegeschichten bildet, sind Streitigkeiten der Bürger mit den Bischöfen, oder der Zünfte mit den Geschlechtern (beides namentlich in Cöln). Erregten sie auch oft für den Augenblick gewaltig, so wurden doch die älteren bald wieder vergessen, weil in kurzem ein neuer Zwist wüthete.

Die Dome aber standen und wuchsen, groß und erhaben, und an das Große, an das Gewaltige sind ja die meisten Sagen geknüpft. Meistens muß bei einem Dombau etwas Unheimliches vorgefallen sein; oft mischte sich sogar der Teufel selbst ins Spiel. In Aachen soll er eine Kirche gebaut, sonst aber meistens den Bau der Kirchen gestört haben, so daß wir noch die wenigsten vollendet erblicken. — Nach der Geschichte hat Erwin von Steinbach den Bau des Straßburger Münsters nicht begonnen. Im Jahr 1015 legte der Erzbischof Werner von Habsburg den Grund zu ihm. Der sumpfige Boden wurde mit erlenen Pfählen und mit einem mit gestoßenen Kohlen zubereiteten Lehm festgeschlagen; auf diesem ruhen die Grundmauern siebenundzwanzig Fuß tief in der Erde. Zweihundert und sechzig Jahre wurde gebaut, Alles aus gehauenen Steinen, bis Meister Erwin von Steinbach im Jahr 1276 den berühmten Thurm begann. Sogar seine Tochter Sabine war thätig bei dem Werke, wie uns noch zwei Hexameter sagen. Nach Erwin's Tod *), dessen Hauptwerk das wunderschöne Portal ist, setzte sein Sohn Johannes von Steinbach das Werk fort. Auch er erlebte die Vollendung nicht; erst der Meister Johannes Hülz aus Cöln sollte den Dom im Jahre 1439 so schauen, wie er noch steht. Nach Niklas Vogt (Rheinische Geschichten und Sagen, Bd. II. S. 153) ist aber vierhundert und einundsechzig Jahre an dem einen Thurme gebaut worden, bis er sich wie eine pyramidalische Pappel in vielen Aesten und Blättern über den heiligen steinernen Hain emporschwingen konnte, 490 Fuß hoch. Goethe, der als Jüngling und als Mann das Straßburger Münster gesehen hat, der als Jüngling mit glühender Begeisterung vor ihm gestanden und als Mann tief in die einzelnen Verhältnisse, wie in die Grundideen des Ganzen geschaut hat, sagt (sämmtl. Werke, Bd. 39. S. 346) in seinem Schriftchen von deutscher Baukunst

*) Gestorben den 16. Februar 1318; nach Goethe a. a. O. am 17. Januar — XVI. Calend. Febr.

D. M. Ervini a Steinbach, der Frucht jener Jünglingsjahre (1773), das Herder in sein Heft von deutscher Art und Kunst (Hamburg 1773) aufgenommen hat: „Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzähligen kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt und alles zweckend zum Ganzen, wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit!" Gegen das Ende heißt es: „Von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk, tretet hin und erkennet das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi." (Dem Styl in dieser frühen Schrift Goethe's merkt man den Einfluß Hamanns und Herder's an; siehe darüber Goethe'n selbst im 2. Bde v. Dichtung und Wahrheit u. Karl Gutzkow, über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte, Berlin 1836. S. 70 ff.). Als Goethe ein Mann war schrieb er seine Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben, in deren 2. Bande (sämmtl. Werke, Bd. 25. S. 264 — 272) er über das Münster kurz, in schöner Form, so Gediegenes sagt, wie je über dasselbe gesprochen worden ist. *) Ueber die deutsche Bau-

---

*) Geistreiches und zugleich Gediegenes sagt Hegel in seiner Aesthetik, Bd. II. S. 332 — 350, über die romantische Architektur, wo es heißt: Es giebt keine Architektur, welche bei so ungeheuern, schwerlastenden Steinmassen und deren festen Zusammenfügung dennoch den Typus des Leichten und Zierlichen so vollkommen bewahrt. S. 342 lesen wir eine schöne Schilderung der Bestimmung der alten Kirchen: „In solchem Dom nun ist Raum für ein ganzes Volk. Denn hier soll sich die Gemeinde einer Stadt und Umgegend nicht um das Gebäude her, sondern im Innern desselben

kunst im Mittelalter mögen, außer Boisserée's ausgezeichnetem Werke über den cölner Dom (siehe Seite 416.) das Beste sein: Christian Ludwig Stieglitz, von altdeutscher Baukunst, 1820, und G. Moller, über altdeutsche Baukunst, 1831, ein Heft als erläuternder Text zu seinen Denkmälern der deutschen Baukunst. Goethe suchte (wohl zuerst) dieser bisher gothisch genannten Bauart den Namen einer deutschen zu vindiciren, „da das Gebäude an alter deutscher Stätte gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabsteine gleichfalls vater-

---

versammeln. Und so haben auch alle mannigfaltigen Interessen des Lebens, die nur irgend an das Religiöse anstreifen, hier nebeneinander Platz. Keine feste Abtheilungen von reihenweisen Bänken zertheilen und verengen den weiten Raum, sondern ungestört kommt und geht jeder, miethet sich, ergreift für den augenblicklichen Gebrauch einen Stuhl, kniet nieder, verrichtet sein Gebet und entfernt sich wieder. Ist nicht die Stunde der großen Messe, so geschieht das Verschiedenste störungslos zu gleicher Zeit. Hier wird gepredigt, dort ein Kranker gebracht; dazwischen hindurch zieht eine Procession langsam weiter; hier wird getauft; dort ein Todter durch die Kirche getragen; wieder an einem andern Orte liest ein Priester Messe oder segnet ein Paar zur Ehe ein, und überall liegt das Volk nomadenmäßig auf den Knien vor Altären und Heiligenbildern. All dieß Vielfache schließt ein und dasselbe Gebäude ein. Aber diese Mannigfaltigkeit und Vereinzelung verschwindet in ihrem steten Wechsel ebensosehr gegen die Weite und Größe des Gebäudes; nichts füllt das Ganze aus, alles eilt vorüber, die Individuen mit ihrem Treiben verlieren sich und zerstäuben wie Punkte in diesem Grandiosen, das Momentane wird nur in seinem Vorüberfliehen sichtbar, und darüber hin erheben sich die ungeheuern, unendlichen Räume in ihrer festen immer gleichen Form und Konstruktion.“ — Schöne, gehaltvolle Worte bringt auch der pseudonyme Theodor Melas (Pfarrer Schwarz auf Rügen) in seinem religiösen Roman „Erwin von Steinbach,“ Bd. I. S. 124 ff., über die christliche, besonders über die deutsche Baukunst.

ländischen Klanges und Ursprungs ist." In früher Jugend hatte er Vorurtheile gegen diese deutsche Kunst eingesogen; allein sie schwanden, und er liebte sie im Alter so, daß er sich nicht enthalten konnte, ihrer, mehr aber der zu weltlichen Zwecken, zu Burgen u. dgl. m. angewandten, in seiner klassisch-romantischen Phantasmagorie Helena, dem Zwischenspiel zum Faust, zu gedenken, freilich ganz zu dem Gange des Uebrigen passend. Der in die Phorkyas umgewandelte Mephistopheles sagt:

Und seine Burg! die solltet ihr mit Augen sehn,
Das ist was andres gegen plumpes Mauerwerk,
Das eure Väter, mir nichts, dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor,
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben, aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Möge es dem Schüler vergönnt sein, neben jene Worte des Meisters auch einige, grade in Beziehung auf die heilige oder kirchliche Kunst, zu setzen, die einem größeren Gedichte entlehnt sind.

Der Dome Thürme steigen in schlanker Säulen Menge,
Mit farbigleuchtenden Fenstern und Steingebildsgepränge,
Dankopfer sonder Gleichen, zum hohen Himmel hin,
Denksteine, die nie stürzen, dem tiefen deutschen Sinn.

Nach Goethe (Bd. 39. S. 360), der dies mit lebhafter Freude sagt, wird unermüdlich am Straßburger Münster hergestellt. Besungen ist die herrliche Kirche außerdem worden von Schenkendorf, von einem der Brüder Stöber in Straßburg, vielleicht auch von beiden, von Uhland mit Beziehung auf Goethe u. v. andern.

(S. 118.) **Der Kölner Dom,** von **A. L. Follen.**

Der Erzbischof Engelbert von Cöln, geborener Graf von Berg, ein großer Fürst und Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen, Vikar durch das ganze deutsche Reich, war es, der den Plan zu dem Dome, der herrlichsten christlichen Kirche Deutschlands und vielleicht der Welt*), entwarf. Aber erst der strenge, stolze Konrad von Hochstetten, der zweite Erzbischof nach ihm, legte im Jahre 1248 in Gegenwart des Gegenkaisers Wilhelm von Holland und vieler andern Fürsten den Grundstein, und die Kirche begann sich zu erheben. Reiche Geschenke, die er von Kaiser und Fürsten erhalten hatte, reichere noch, die das Volk unaufhörlich an dem Grabe der drei Könige zu frommen Zwecken opferte, setzten ihn in Stand, das Gewaltige zu beginnen, und fröhlich gedieh das Werk, ob auch Kämpfe unter den Bürgern tobten. (S. Vogt's Rhein. Gesch. u. Sagen, III. S. 290 ff.). Bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts — bis 1499 — wurde gebaut; da aber war nach und nach der heilige Eifer erloschen, hin die Richtung nach dem Göttlichen, die das Mittelalter trotz all seiner Rohheit beseelte, zu Ende der Gemeingeist. Der Bau blieb liegen, der herrliche Dom unvollendet, wie er noch trauernd steht. Das „alte heilige" Cöln, von dem einst ein Buch erschien de admiranda magnitudine Coloniæ, sank immer mehr. Jetzt unter Preußens Adler blühet es neu empor. Der Dom ist in Form eines Kreuzes angelegt und hat eine Länge von 400 Fuß und im Durchschnitt eine Breite von 180. Nur der prächtige Chor von 200 Fuß Höhe ist vollendet mit den ihn umgebenden Kapellen. Von den beiden Thürmen, deren jeder 500 cölnische Fuß hoch werden sollte, steht der eine nur 21 Fuß über der Erde, der

---

*) Ich wende Raumer's Wort auf diese Kirche an: „Wie das Pantheon noch immer den heidnischen Charakter trägt, so kann man den cölner Dom nie in einen Tempel der Venus verwandeln."

andere hat $1/3$ seiner Höhe erreicht. Das größeste Verdienst um den Dom hat Sulpiz Boisserée durch sein großes Werk über denselben. Jahre lang hat er gearbeitet, Jahre lang Rissen und Plänen nachgespürt, zeichnen lassen, Reisen gemacht, kurzum keine Mühe und keine Kosten gescheut, um seine Arbeit zu Stande zu bringen. Der Dom und er seien zusammengenannt! *) Viel ist das Denkmal deutschen Geistes und Gefühls und deutscher Ausdauer besungen worden, viel auch jenes hochberühmte Gemälde, das Dombild (u. a. von Eberhard von Groote, einem Cölner, u. F. W. Carové in einem Sonetten-Kranze, im Taschenbuche für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst, 1816), um das sich ebenfalls die Gebrüder Boisserée und J. Bertram verdient gemacht haben, wie um die altdeutschen Gemälde überhaupt. Karl Immermann sagt in seiner Elegie Clio vom Dome, den er seine ganze Jugend hindurch zu schauen sich gesehnt:

Siehe, dort steigen die Pfeiler empor des herrlichen Chores,
Bogen verbinden sie kühn, leicht und gewaltig zugleich.
Jeglicher einzeln, wie groß! Ein himmelanstrebender Riese!
Schaust du das ganze Gewölb', scheinen sie zierlich und schlank.
Also dünken die Menschen der Zeit, der auf ewig vergang'nen,
Dich nach gewöhnlichem Maaß, denkst du des ganzen Geschlechts;
Rissest du Einen jedoch aus der Gruppe der Freunde und Feinde,
Schreckt' er als Riese, o glaub'! deinen verzagenden Blick!

*) Goethe sagt (Dichtung u. Wahrh. II. S. 273): „Vorzüglich belobe ich hier den wackeren Sulpiz Boisserée, der unermüdlich beschäftigt ist, in einem prachtvollen Kupferwerke den Kölnischen Dom aufzustellen, als Musterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunet, daß solche Bauwerke so weit gediehen, so werden wir mit der größten Verwunderung erfahren (durch die Risse), was zu leisten die Absicht war.

Farbige Lichter durchfliegen das Schiff. Sie schaffen die Dämm'-
rung,
Deren das Wunder bedarf, daß es natürlich erscheint.
Solches schaffen die Fenster, gemalt. Nun wirket die Sonne,
Und ein Zauber und Glanz blendet dir Augen und Sinn.
Aber die Orgel beginnt; sie deutet vernehmlichen Lautes
Pfeiler und Bogen dir aus, Dämm'rung und Zauber und
Glanz.
Selige, dunkele Zeit, da der Stein dem Ewigen diente,
Während die heutige Kunst nur die Caserne begreift!
Menschen ja waren es doch, die diese Fragmente gegründet;
Sind wir nicht ihres Geschlechts? Hat das Geschick uns
enterbt?
Ist uns der zeugende Born, uns die heilige Quelle versieget?
Wurden wir (weh uns!) verdammt, nur das Gemeine zu
schau'n? —
Solches und Aehnliches dachte der Mann, der reisige, als er
Aus der Pforte hinaus in die Bedachungen trat.
Zu dem Thurm hin zog es mich jetzt (Ich war's, ich gesteh' es!)
Mich zu lehnen an ihn, meiner Betrachtungen Halt.
Liebevoll drang mein Blick empor durch die Spitzen und Zacken:
Ach, ihr waret so reich, daß ihr verschwenden gedurft!
Jetzo hatt' ich erblicket den Krahn, der ernst von dem Dache
Fragt: wie lang, o wie lang werd' ich der Steine noch
harr'n?
Wehmuth schloß das Auge mir nun — — — — —

In der Geschichte der Deutschen von Wolfgang Menzel, dem Niemand lebhaften Sinn und Liebe für Alles Poetische des Mittelalters absteeiten kann, heißt es: „Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist, der Masse nach so wie der Tiefe der ausgesprochenen Ideen und an unerreichter Erhabenheit, vollendet reiner Schönheit der Ausführung, der Dom zu Cöln. Seine Meister kennen wir nicht. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut; und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft sie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst." — Wenden wir uns zu Follens Sage, so gestehe ich, daß ich nicht weiß, wo der Dichter sie gefunden hat. Er ist selbst in Cöln gewesen und hat den Dom gesehn; möglich also, daß er sie an Ort und Stelle gehört hat, besonders da sie bei ihm die Ueberschrift „Volkssage"

trägt. Recht ist sie offenbar und nicht gemacht; ich selbst aber habe leider bei meinem Aufenthalte in Cöln keine ähnliche Erzählung vernommen. Der Neid der beiden Baumeister, die verschwägert sind, hemmt das Werk. Der eine von ihnen, derjenige grade, welcher am Dome baut, ist eine dunkle, gespenstige Gestalt. Auf sein Wort trocknen die Quellen, die Thürme bannt er, daß Niemand sie weiter baue; er selbst verschwindet. Hoffentlich aber wird der Zauber, in den der erzürnte Meister die Thürme gelegt hat, den Anstrengungen Preußens und der Rheinlande, welche unermüdlich bauen lassen, weichen, auf daß unsere späten Enkel das herrlichste Werk deutscher Kunst vollendet sehn *). Der König von Preußen allein hat in den zwei letzten Decennien nach einer Bekanntmachung im königl. Amtsblatte 195084 Thaler bewilligt; in der Rheinprovinz werden Collecten veranstaltet und zur Aufmunterung bisweilen Abbildungen und Hefte vertheilt. Berichte über den Fortgang der Arbeit, die sich bisher nur auf Ausbesserungen beschränkte, enthalten mehrere Schriftchen und cölner Zeitungen, darunter besonders die rhein. Provinzial-Blätter. So möge denn irrig und unwahr werden, was Friedrich von Raumer im 6. Bande seiner Geschichte der Hohenstaufen sagt: „Wie die Sachen jetzt stehen, hat das Königreich Frankreich keine Kräfte und Mittel, einen Münster zu bauen, wie damals die Stadt Straßburg, und ebensowenig bringt Preußen einen kölner Dom, oder Oesterreich eine St. Stephanskirche in Wien zu Stande." — Erloschen sind des Himmels Kerzen, Es starren, zwei gebrochne Herzen,

*) Der geistreiche Dr. Carus theilt in seinem Buche „Paris und die Rheingegenden, Tagebuch einer Reise im Jahre 1835, Bd. 2. 18ter Brief, S. 240 ff." nicht ganz die allgemeine Begeisterung für den Dom und den begonnenen Fortbau desselben, und hält die Vollendung für außer den Gränzen der Möglichkeit liegend. Von verschiedenen Seiten ist ihm widersprochen worden. So von Hermann Friedländer in den Blättern für lit. Unterhaltung. 1837, Februar.

Die Thürme noch vom cölner Dom. Ein ähnliches wehmüthiges Gefühl hat Follen gehabt, als er in das Schiller's-Album die Verse schrieb:

> Wie nach dem abgebroch'nen Thurmgeschoß
> Des cölner Doms ein Künstleraug' sich wendet,
> Wie Kaiser Ott' das Grabmal Karls erschloß,
> Der Jüngling, selbst dem Tode schon verpfändet,
> Wie, Tod im Herzen, doch von Hoffnung groß,
> Noch Max von Schenkendorf den Blick entsendet
> Zum tiefgesunk'nen Hohenstaufenschloß;
> So nah'n wir Deutschen deinem Ehrenstein,
> O Schiller, Deutschlands eingedenk und dein.

Goethe der Greis konnte von dem Cölner Dome, von dem er jedoch meinte, daß er „nach scharfer Prüfung gar wohl die erste Stelle in dieser Bauart" verdiene, (Bd. 39. S. 357 u. 358) sagen: „Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des kölner Domes von Außen eine gewisse Apprehension in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Conflikt eines würdigen Menschenwerkes mit der stillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit: so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen. Selbst der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen Effekt; nur wenn wir in's Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt." *) Das Auge

*) Anderes Aehnliche findet sich noch an verschiedenen Orten bei Goethe. Er nennt den Dom eine Ruine, denn ein nichtfertiges Werk sei einem zerstörten gleich; und spricht: „Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen in einer Folge von Zeit nichts zu leisten ist." — Das Folgende scheint wenig anwendbar auf den cölner Dom.

eines Jünglings aber wollten Thränen füllen, als es den heiligen Torso erblickte.

(S. 121.) **Der kranke Ritter, von Fr. de la Motte Fouqué.**

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Enkel des Generals gleiches Namens unter Friedrich II., wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren, kämpfte während der Revolutionskämpfe und dann, nachdem er die Zwischenzeit auf dem Lande zugebracht hatte, in den Befreiungskriegen, stritt wacker und nahm mit dem Titel eines Majors nach dem Kriege seinen Abschied. Nach einem längern Aufenthalt in Berlin lebt er gegenwärtig in Halle; seine Gemahlinn Caroline, eine geistreiche Erzählerinn, ist bereits gestorben. — Fouqué ist der, der die Ideen der romantischen Schule unter dem großen Publikum bekannt gemacht und ausgebreitet hat. Er hat viel geschrieben, ich erwähne hier außer seinen Gedichten (Stuttgart und Tübingen 1816—27) nur das süßliebliche Märchen Undine. Wir besitzen noch mehr Ausgezeichnetes von ihm; indessen hat er offenbar zu viel geschrieben. Oft wiederholten sich seine Tiraden von Minne und Reckenthum, zu wenig beobachtete er das Costume der Zeit, er wurde manierirt, und so kommt es, daß man diesen reichen, ritterlichen Dichter häufig verspotten hört und bei seinem Namen lächeln sieht. — Wie hier der kranke Ritter seine Wunden vergessen hat und hinaus zum Kampfe will, die Wirklichkeit fühlend aber tief traurig wird, so rief der bei Kassano gefangene todwunde Ezzelin (s. S. 325.), als man in der ersten Nacht seiner Gefangenschaft heftig läutete, zornig: „geht und stecht den Priester nieder, welcher mit den Glocken so stürmt!" Als man ihm geantwortet hatte, er sei im Gefängnisse und nicht mehr der mächtige Podesta, saß er schweigend und finster auf den Boden blickend, verschmähte Arznei und Nahrung und riß; da dies zu langsam zum Tode führte, die Binden von den Wunden. S. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. 4. Band.

(S. 122.) Das Burgfräulein von Windeck, von A. v. Chamisso.

Adelbert von Chamisso wurde am 27. Jan. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne *) aus einer alten Familie geboren, kam jung nach Berlin und suchte dort in den Geist deutscher Sprache und Poesie einzudringen. Unter Napoleons Kaiserthum war er eine Zeit lang Professor einer französischen Militärschule, lebte aber auch mitunter in Paris und in der Schweiz bei Frau von Staël und seit 1811 wieder, mit Studien beschäftigt, in Berlin. Von 1815 — 18 machte er als Naturforscher mit dem jüngeren Kotzebue eine wissenschaftliche Reise um die Welt, deren Resultate und Ereignisse er anziehend mitgetheilt hat. Seitdem in Berlin, Dr. phil. und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im Sommer des Jahres 1838 (am 21. Aug.) ist er daselbst gestorben. — Sämmtliche Werke, 4 Bände, Leipzig 1836. Darunter besonders Gedichte (einzeln erschienen, Leipz. 1837. 4. Aufl.) und das phantastische, eigenthümlichschöne Märchen Peter Schlemihl, von dem Mann, der seinen Schatten verloren hat (neueste Ausg. Nürnberg 1839, in Sterotypen, besorgt durch Chamisso's Freund Julius Hitzig). Des Dichters Leben, Nachlaß und Briefwechsel giebt gegenwärtig ebenfalls Hitzig heraus. — Die Gedichte sind schön, sinnig und kräftig; indeß scheint Chamisso von berliner Literaten doch zu hoch gestellt worden zu sein. Eine zwar auch lobende, aber gediegene Kritik hat der in engerem Kreise als Kritiker hochangesehene, frühverstorbene Wilhelm Neumann in die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik geschrieben; der Conrektor Hiecke in Zeitz hat sie in sein sehr zweckmäßiges Handbuch deutscher Prosa für die obersten Gymnasialklassen (Leipzig und Zeitz 1835) aufgenommen. — Chamisso's Burgfräulein von Windeck ist eine schöne, me-

*) Er hat das Schloß seiner Väter besungen, das noch fest in seiner Phantasie stand, während der Pflug über die Stelle geht, auf der es einst emporragte.

lyrische Romanze, einfach, kein Wort zu viel, keines zu wenig, und namentlich der Schluß ist überaus zart. Die Sage wird gewöhnlich von der Burg Windeck im Bühlerthale zwischen Rastadt und Kehl erzählt, nur ausführlicher, und das Ganze gestaltet sich gespenstiger. Sie steht im 18. Jahrgange von A. Schreiber's Taschenbuch Cornelia unter der Ueberschrift „die todte Braut." „Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, soll vor ihrer Zerstörung lange unbewohnt gewesen sein, wegen des Geisterspucks, der sich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieser Zeit suchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberge auf der Burg. Er hatte Mühe, in der nächtlichen Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofe stand hohes Gras, und sein Ruf verhallte schauerlich zwischen den einsamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht und stieg die Treppen hinauf. Im alten Rittersaale saß ein Mägdlein an einem Tische und schien so vertieft in Gedanken, daß es den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war schön, wie ein Engel, aber die Rosen ihrer Wangen schienen vom Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters sah sie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er seine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, stand sie auf, holte Wein und Wildpret und mancherlei Geflügel herbei und gab dem Fremden ein Zeichen, sich's schmecken zu lassen. Brot und Salz fehlten, er hatte aber nicht den Muth darum zu bitten; denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, besonders, da die Jungfrau bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeister des Ritters auf, und er begann ein Gespräch: „Ihr seid wohl die Tochter dieses Hauses?" Sie nickte mit dem Kopfe. „Und eure Eltern?" Sie zeigte nach ein Paar Bildnissen an der Wand und sprach mit leiser Stimme: „„Ich bin die Letzte meines Stammes."" Dem jungen Ritter gefiel die schöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Kruge fleißig zusprach, so ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm und dachte, hier kannst du vielleicht dein Glück machen. Nach einigen Reden

ergriff er ihre Hand und fragte, ob sie noch frei sei? Sie bejahte es mit einem abermaligen Kopfnicken, und der Ritter machte ihr einen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte sich jetzt; sie stand auf, nahm aus einer Schublade zwei Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den sie sich in die schwarzen Locken heftete; dann winkte sie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte, nicht ohne Grauen, und hätte gern sein Wort zurückgehabt; aber in diesem Augenblicke traten zwei ehrwürdige Greise herein, festlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort standen mehrere Grabmähler, auf einem derselben lag ein Bischof aus Erz gegossen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eherne Gestalt, die sich schnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem sich die Kerzen von selbst anzündeten. Die ehernen Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen glänzten wie Sterne durch leichten Nebel, und er sprach mit tiefer, hohler Stimme: „Kurd von Stein, sagt, ob ihr die gegenwärtige Jungfrau Bertha von Windeck zu Euerm ehelichen Gespons ersehen habt?“ Der Ritter bebte, wie das Laub der Esche im Winde, das Wort erstarb auf seiner Zunge, und seine Sinne fingen an sich zu verwirren. Da hörte man das Krähen eines Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Versammlung verschwand, eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle und schien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu sich kam, lag er im hohen Grase des Schloßhofs, und neben ihm stand sein treues Roß.“ — So, wie diese Sage dasteht, hat sie einige Aehnlichkeit mit des Phlegon von Tralles unnatürlicher Geschichte von der liebegierigen Todten, die Goethe — was vermag nicht der wahre Dichter! — zu einer der schönsten, freilich noch immer sündlichen, deutschen Balladen umgearbeitet hat, zu der Braut von Korinth. Mir scheint Chamisso's so ganz natürliche Dichtung weit lieblicher, als die ächte Sage, und wir müssen dem lichten Genius danken, der zu guter Stunde um den Dichter

schwebte, der sonst so oft das Grausige, Erschütternde liebt *). — Eine andere Burg Windeck liegt an der Bergstraße über dem Städtchen Weinheim, im 12. Jahrhundert erbaut. Man hat von ihrem Berge eine weite Aussicht in die Rheinebene nach Worms, Mannheim, Speier. Von den Trümmern ist allein noch ein hoher runder Thurm von Granit, ein hohes Kellergewölbe und ein schöner Pferdestall ziemlich erhalten. (S. Helmina von Chézy, Gemälde von Heidelberg u. s. w. S. 158.) Von dieser erzählt in den rheinischen Provinzial-Blättern (Cöln b. Bachem, 1838, März- und Aprilheft) ein Ungenannter eine lange Geschichte, die weiter nichts ist, als Schreiber's Sage breiter gehämmert. Mir ist durchaus nicht bekannt, daß man von dieser Burg Gleiches, wie von jener erzähle; A. Schreiber aber, der bekannte Verfasser des Handbuchs für Rheinreisende und Herausgeber der Rheinsagen, kennt sicherlich seine Heimath, und so muß ich die Geschichte in den Provinzial-Blättern billig für etwas leichtsinnig hingeschrieben und für einen Irrthum halten **).

---

*) Hierher gehört auch im Ganzen Wolfgang Menzel's Urtheil (deutsche Literatur, 2. Aufl. IV. Bd. S. 231): Wie kam Chamisso der Weltumsegler, der wie ein Indier im tiefen Frieden der lieblichsten Pflanzenwelt auf der schönsten und vielleicht einzigen Oase im Berliner Sandmeer lebende Naturfreund, zu einer Poesie des wilden Wahnsinns? Ist es der Gegensatz, der den sanftesten Naturen das Talent gewährt, Schreckliches zu dichten, so wie umgekehrt die tollste Lustigkeit des Komikers häufig aus einer tiefmelancholischen Seele kommt? . . . . Ist der Dichter nur das klare Meer, das uns um so schöner den Sturm der Nebel und Wolken wiederspiegelt, je ruhiger es selber ist? Ich glaube so, ohne den liebenswürdigen Dichter näher zu kennen.

**) Eine dritte Burg Windeck, früher den Grafen von Sain gehörig, liegt im Siegthale im Kreise Waldbröl des Regierungsbezirkes Cöln.

(S. 124.) **Das Lied vom Ringe, aus des Knaben Wunderhorn.**

Goethe nennt in seiner Recension des Wunderhorns (sämmtl. Werke, Bd. 33. S. 186) dieses Lied „romantisch zart.“ Es ist eine recht holdselige Blüthe des deutschen Geistes, wie Heine gesagt (siehe Seite 410), ein Wehen der frischen Morgenluft altdeutschen Wandels, wie Achim von Arnim spricht (Nachschrift an den Leser. Wunderhorn I. S. 464), der Schmerz, wie rührend, der Austausch der letzten Geschenke, wie natürlich und treu. Daß der Volksgesang Criminalfälle liebt, darf uns nicht wundern. Was stört mehr die tiefe Ruhe des Volkslebens und macht einen größeren Eindruck, als der gewaltsame Tod eines Menschen, sei er nun ein Mord, oder eine Hinrichtung. Noch heute werden in allen Schenken Lieder auf Verbrecher gemacht, deren Auftreten nicht ganz unedel war, und deren Vergehen durch Rachsucht, Zorn u. dgl. m. einen Theil des Gehässigen verliert und etwas entschuldigt werden kann. Das Spinnen des Todtenhemdes finden wir öfter in Volkspoesien.

(S. 126.) **Der verlorene Schwimmer, aus des Knaben Wunderhorn.**

Dieses Gedicht nennt Goethe „anmuthig und voll Gefühl“. Die Sprache ist gewählt, voll zarter, lieblicher Bilder, wie in wenigen Volksliedern. Nach Leid geschah ihm Weh: nach dem Schmerz der Liebe empfand er des Todes Schmerz. Schön, wenn am Ende auch etwas überschwänglich, ist das Bild von den Thränen. Die Sitte, in den Pokal, der auf des Königs Wohl die Runde macht, ein Licht zu setzen, kenne ich nicht; auch Karl Jul. Weber, der in seinem großen Aufsatze „die Trinklust“ (Demokritos, 5. Bd. S. 155 — 212) doch viele Kuriosa gesammelt hat, führt sie nicht an. Es muß indeß doch wohl ritterlicher Brauch gewesen sein. Das Unbestimmte des Schlusses, bei dem sich wohl jeder der düstersten Ahnung überläßt, ist sehr gelungen.

In O. L. B. Wolff's Halle der Völker (s. Seite 300.) Bd. 1. S. 140 findet sich ein diesem ganz ähnliches Lied, welches Dr. Wolff aus dem Niederländischen übersetzt hat. Es trägt die Ueberschrift „Von zwei Köngskindern“; die erste Strophe lautet:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Konnten nicht zu einander kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

In der zweiten Strophe werden auch drei Kerzen aufgesteckt; doch scheint sich zum Unterschiede von dem oberdeutschen Volksliede der Krämersinn des holländischen Volkes in dem Zusatze auszusprechen: „drei Kerzen, zwölf auf's Pfund.“ Nun kommt aber eine böse Alte und bläs't die Lichter aus, der junge Held ertrinkt. Die Königstochter geht lustwandeln längs der See, die Fischer werfen ihr die Netze aus und ziehen heraus des Königs Sohn an Jahren jung. Sie giebt dem Fischer einen Ring von Gold, nimmt des Geliebten Leiche in den Arm, küßt sie auf den Mund und springt mit ihr in die See.

Lebt wohl, mein Vater und Mutter!
Mich seht ihr nimmermehr!

Dieser Schluß fehlt dem deutschen Liede. Der Zusammenbesitz der Volkspoesien (siehe auch Anmerkung S. 428.) zeigt deutlich das Zusammengehören — nicht das politische — Deutschlands und Hollands. Dr. Wolff merkt an: „Ein im Norden sehr viel gesungenes Lied, das man fast in allen deutschen Dialekten findet. Bei Hoffmann (Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Holländische Volkslieder, aus denen Wolff übersetzt hat) l. c. S. 112. Vergleiche Wunderhorn II., 252; Büsching und Von der Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder S. 180; Nyerup I. S. 47 — 50; Svenska Folkvisar I. 103, 106. I. 106 — 110. II. 210. — Mit ganz abweichendem Schlusse steht es bei Meinert, Fylgie I. 137.“ — Sollte der Dichter des ursprüng-

lichen Liedes, mag nun das deutsche, oder das holländische das ächte sein, nicht vor seinem Geiste die altgriechische Sage von Hero und Leander gehabt haben, die Musäus in einem epischen Gedichte behandelt hat (Ausgabe u. Uebersetzung von Franz Passow, 1810), und die uns Schiller in einer Ballade, vielleicht in seiner am wenigsten gelungenen, darstellt? Nur ist Leander'n die Schwimmfahrt von Abydos hinüber nach Sestos zu seiner Geliebten oft gelungen, bis endlich die Wellen sein Grab werden, und Hero sich gleichfalls in die Fluth stürzt. Der größeste und unglücklichste unter Englands neueren Dichtern, der ritterliche Lord Byron, schwamm im Jahre 1810 ebenfalls über den Hellespont, um zu beweisen, daß das von Leander erzählte möglich sei.

(S. 127.) **Das römische Glas,** aus des **Knaben Wunderhorn.**

Goethe nennt das Gedicht „von der guten, zarten, innigen Romanzenart; etwas räthselhafter, als das vorhergehende, der Graf von Falkenstein.“ Der junge Ritter fährt auf dem Rheine und trinkt aus einem Römer auf seines Liebchens Wohl, das oben auf dem Berge steht. Im Rausche vergißt er, daß sie ihm entdeckt hat, sie müsse auf ihres Vaters Befehl ins Kloster gehn. Als er sich daran erinnert, reitet er mit seinem Knechte vor das Kloster, aber sie ist schon eingekleidet, für ihn verloren.

„Mein Haar ist abgeschnitten
Leb' wohl in Ewigkeit!“

Da verspringt ihm das Herz. — Da dieses Lied offenbar ursprünglich vom Rheine ist, den es erwähnt, so kann man wohl die Vermuthung aufstellen, daß es eine leichtere, populäre Umbildung der Sage von Roland und Hildegard sei. Wie Roland im Angesichte des Klosters Nonnenwörth, so stirbt auch der junge Ritter vor dem Thore, das die Geliebte verschlossen hält. Der In-

halt des Volksliedes ist ganz einfach, die tragischen Motive aus der alten Sage sind in einen Befehl des Vaters umgewandelt, und der Zeitraum von zwei Jahren ist in den von noch nicht zwei Tagen zusammengezogen. — Zwei andere deutsche Volkslieder, deren Gang dem des eben besprochenen fast gleich ist, in welchen sogar einzelne Strophen mit den entsprechenden dieses fast gleichlautend sind, finden sich im Wunderhorn S. 70 und in Herder's Stimmen der Völker (s. S. 300 u. d. Anmerk. zu Edward) Bd. 2. (Sämmtl. Werke zur schönen Lit. u. Kunst Bd. 8.) S. 167. Das Lied im Wunderhorn, „Die Nonne" überschrieben, unterscheidet sich darin von dem römischen Glas in demselben, daß der jüngste Ritter, ein Grafensohn, dem Mädchen auf hohen Bergen nicht einen Becher zutrinkt, sondern ihr ein Ringlein reichen will, aber nicht gesonnen ist, sie zu ehlichen, wie er doch anfangs versprochen. Sie geht ins Kloster. Das träumt dem Grafen nach einem Vierteljahre, er bereut und reitet zu diesem. Doch schon ist ein Jahr vergangen *), sie ist keine Novize mehr, sondern Nonne und auf immer dem Kloster verlobt. Der Graf setzt sich auf einen Stein vor dem Kloster, und das Herz bricht ihm; sie gräbt ihm mit ihren schneeweißen Händelein ein Grab und giebt ihm aus ihren schwarzbraunen Aeugelein das Weihwasser. Das Ganze schließt mit einer Nutzanwendung, die nicht recht zu dem Uebrigen passen will. Das Volkslied aus Herder's Stimmen der Völker, „das Lied vom jungen Grafen" überschrieben, lautet so:

*) Nach einem Vierteljahre hat es dem Grafen geträumt, nach einem Jahre aber gelangt er erst an das Kloster. Des Grafen Heimath muß also fern von dem Kloster, fern von dem Rheine gewesen sein, wofür auch das Reiten über Berg und Thal in der 10. Strophe spricht. Mir ist Roland dabei eingefallen, der auch vom Rheine weg nach Palästina oder nach Spanien gezogen war. Darin ist dieses zweite Lied wahrscheinlicher, als das erste, daß die Einkleidung der Nonne erst nach einem Jahre geschehen ist.

Ich steh' auf einem hohen Berg
Seh' nunter in's tiefe Thal,
Da sah ich ein Schifflein schweben,
Darin drei Grafen saff'n.

Der allerjüngst', der drunter war,
Die in dem Schifflein saff'n,
Der gebot seiner Lieben zu trinken
Aus einem venedischen Glas.

„Was gibst du mir lang zu trinken,
Was schenkst du mir lang ein?
Ich will jetzt in ein Kloster gehn,
Will Gottes Dienerinn sein."

„Willst du jetzt in ein Kloster gehen,
Willst Gottes Dienerinn sein,
So geh in Gottes Namen;
Dein's gleichen giebt's noch mehr!"

Und als es war um Mitternacht,
Dem jung'n Graf träumt's so schwer,
Als ob sein allerliebster Schatz
In's Kloster gezogen wär'.

„Auf Knecht, steh auf und tummle dich;
Satt'l unser beide Pferd'!
Wir wollen reiten, sey Tag oder Nacht;
Die Lieb' ist Reitens werth!"

Und da sie vor jen's Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Thor,
Fragt' er nach jüngst der Nonnen,
Die in dem Kloster war.

Das Nönnlein kam gegangen
In einem schneeweissen Kleid;
Ihr Häärl war abgeschnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab er setzt sich nieder,
Er sass auf einem Stein;
Er weint die hellen Thränen,
Brach ihm sein Herz entzwei. —

Wenn Herder zu dem venedischen Glas in der 2. Strophe anmerkt: „Nach der Tradition ein Glas, das den Trank vergiftete“, so ist es offenkundig, daß diese Tradition ganz falsch und dem Sinne des Liedes gar nicht entsprechend ist. Wie kann der junge Graf seine Liebste vergiften wollen, die in der 5. Strophe sein „herzallerliebster Schatz“ heißt, um die er, als sie ins Kloster gegangen war, die hellen Thränen weint, um die ihm das Herz entzwei bricht? der unmuthige Spruch in der 4. Strophe ist nur ein Versuch zum Selbsttrösten. Das venedische Glas muß ganz etwas Aehnliches sein, wie das römische, der Römer („englisch rummer, holländ. roemer, schwed. remare. Wahrscheinlich vom gothischen rum, geräumig, weit, so daß es ein weites bauchiges Weinglas bedeutet.“ Siehe K. Schwenck, Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. Ausgabe, Frankfurt a. M. 1838. S. 260) *). So wäre denn dieses Lied in seinem Inhalte fast ganz dem ersten gleich; nur ist in seiner ersten Strophe der Rhein nicht erwähnt. Der Elsaß, in welchem es nach Herder gesungen wird **), mag es dem niederrheinischen Liede abgelauscht haben. Wenn das erste Lied das ursprüngliche ist, so muß das zweite eine Erweiterung desselben sein, die an Ort und Stelle, in der Gegend von Rolandseck, entstanden ist. Dr. O. L. B. Wolff theilt aus dem Holländischen in seiner Halle der Völker, Bd. 1. S. 137, eine Romanze „die Nonne“ mit, welche beinahe ganz das deutsche Volkslied ist. Nur heißt es in der ersten Strophe nicht: „Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein“, sondern „Und blickte seewärts ein“; und so findet sich auch in der Folge noch einiges für Holland Bezeichnende. Der Ritter trinkt wohl auch dem

---

*) Man sieht, wie bald das Volk die ursprüngliche Abstammung vergessen, aus dem räumigen Glase ein römisches und diesem nachbildend gar ein venedisches Glas gemacht hat.

**) Herder schreibt: Aus dem Munde des Volks im Elsaß. Die Melodie ist traurig und rührend; an Einfalt beinahe ein Kirchengesang.

Mädchen zu, aber er will sie nicht heirathen, weil sie zu arm ist, und spottet noch ihrer Absicht ins Kloster zu gehn. Sie geht in dasselbe, aber mittlerweile ist ihr Vater gestorben, und nun findet man in des Herren Land kein reicher Kind. Da reitet der Reiter vor das Kloster, um sie zu ehlichen; sie aber sitzt eingeschlossen und ist Jesu Braut; endlich erscheint sie ihm, ihr Haar ist abgeschoren u. s. w. Dem Reiter bricht nicht das Herz, wie dem in den deutschen Liedern, sondern er

Mögt' wieder heimwärts reiten,
Mögt' wieder heimwärts gehn,
Mögt' eine And're wählen,
Meine Lieb thut mir vergehn.

Wolff merkt an: Ein im Norden viel verbreitetes und gesungenes Lied, das noch jetzt in Deutschland häufig im Munde des Volkes gehört wird. Das Holländische theilt Hoffmann (Horae Belicae, p. II, oder Holländische Volkslieder u. s. w.) l. c. S. 128 aus einem alten Liederbuche mit. Vgl. Herder, Volkslieder I. S. 15; Wunderhorn I. S. 70; Wyß, Sammlung von Schweizer Kuhreigen S. 72; Meinerts Fylgie. S. 35; Schmeller's Mundarten Baierns S. 444. Im fränkischen Dialekt besitze ich es handschriftlich, nach mündlicher Ueberlieferung aus dem Itzgrunde (bei Koburg. Doch fehlt es im 2. B. unter den Liedern aus dem Itzgrunde). — Vgl. ferner Udvalgte Danske Viser V. T. S. LXXXV und Svenska Folkvisar I. p. 212.

(S. 128.) **Das versunkene Schloß, von Fr. v. Schlegel.**

Der tiefe, stille See bei Andernach am Rheine ist der Laacher See, zwei Stunden von jenem Städtchen entfernt. 800 Fuß über der Meeresfläche liegt er in einem waldigen Bergkessel; Lavamassen bilden das Gestein der umliegenden Höhen und zeigen deutlich, was der See ist: der Krater eines eingestürzten Vulkans. Das Wasser ist außerordentlich klar und kalt und enthält eine Menge von Fischen;

die Tiefe ist bedeutend, 214, nach andern gar an 400 Fuß. Früher wurde der See für unergründlich gehalten. An der Ostseite, 15 Schritte vom Ufer, findet sich eine Vertiefung, aus der kohlensaure Luft aufsteigt und die hineinfliegenden Vögel tödten soll, woher wohl die Sage entstanden ist, daß kein Vogel, ohne zu ersticken, über den See fliegen könne. Daher: „Was Leben hat und Odem, ziehet hinab der Schlund." An der Westseite des Sees liegt das frühere Benediktiner-Kloster, das reiche Schätze, darunter auch literarische, enthielt, mit einer schönen gothischen Kirche, in welcher die Grabmäler vieler Edeln von der Leyen, von Elz, von Metternich sich befinden, wie auch das des Stifters des Klosters, des Grafen Heinrich II. von Laach (a lacu). Nach Freher (Origines Palat. P. II. cap. 9) stand einst auf dem Berge, auf den See hinabschauend, ein Schloß, welches dieser Graf Heinrich niederriß und an seiner Stelle Kirche und Kloster gründete *). Die Sage erzählt, Graf Heinrich sei lange unentschlossen gewesen über den Platz der zu bauenden Kirche; da sei ihm und seiner Gemahlinn eine höhere Erscheinung geworden, sie hätten von ihrer Burg am See bei Nacht das ganze

*) Freher a. a. O. beschreibt auch den See: Est lacus ille sive stagnum, a quo nomen habet, longe amplissimus, vix duarum horarum spatio circumeundus et emetiendus, cinctus undique monte perpetuo, nullo hiatu patente (nisi qua per angustiam quandam ab Antenaco aditus et introitus est) et quasi naturali cuidam lebeti sive aheno infusus, et solo suo fonte contentus nullis torrentibus rivulisque pervius. Aqua clarissima, pisculenta maxime, semper limpida; et quum sit gelidissima, nullo hiberno frigore, nisi gravissimo insolitoque et toti regioni noxio, congelatur. Uno loco per petram excisum est foramen, unde aqua effluat ad Nidermendig vicum; alias crescente in infinitum stagno ipsam ecclesiam in edito positam inundatura et obrutura. In ripis passim etiam lapillos elegantiores et sapphiros invenire est. Im Fortgang wird die erwähnte Erbauung der Abtei besprochen und dann die Einrichtung der Kirche beschrieben.

waldumkränzte Thal und den Spiegel des Sees von Lichtern und Flämmchen umspielt gesehn, und dies hätte sie bestimmt, hier den Bau beginnen zu lassen. Im Jahre 1802 hoben die Franzosen die reiche Abtei auf. Zur Geschichte der Abtei: J. Car. Ludov. Gieseleri Symbololæ ad historiam monasterii Lacensis, ex codicibus Bonnensibus depromptæ. Bonnæ, 1826. 4to (Programm der Universität zum Geburtsfeste des Königs) und ein Aufsatz des Dr. Böhm in Andernach. — Nach Schlegel hat in Mitten des Sees einst ein Schloß gestanden; aber den Besitzer, der ein Meister des Gesangs war, des Gesangs, den unser Gedicht so schön schildert, zogen die Geister der Wellen neidisch in die Tiefe, denn der Tod haßt das Schöne und das Irdische den, der sich geistig emporgeschwungen hat. Der Versunkene erscheint den beiden Wanderern, ergötzt sie, die sich als Freunde des Gesanges offenbaren, durch Wunderklänge und verschwindet als Riesenbild, glänzend wie die Abendwolken, in dem See, dessen Wellen ihn rauschend empfangen. Da die ganze Ballade den Gesang verherrlicht, so mußte sie selbst nach süßen Tönen streben, und sie ist auch wirklich eines der wohllautendsten deutschen Gedichte, die ich kenne. Die Nibelungenstrophe ist kunstreich behandelt. Nach einer andern Sage haben in dem See zwei Klöster gestanden, welche die Wogen mit ihren Mönchen und Nonnen wegen deren Sünden verschlungen haben. Ich setze die Bearbeitung von Adelheid von Stolterfoth hierher, da sie kurz und gut ist. Sie erinnert übrigens im Tone an Ludwig Uhland's Romanze „das versunkene Kloster," um welches die Nixen lauschend schwimmen.

Horch! — Hat's nicht Zwölf geschlagen? —
Laß nun den Kahn uns tragen
Zum mondbeglänzten Strand!
Denn aus des Sees Grunde
Soll tauchen um diese Stunde
Eine weiße Nonnenhand.

Sie streckt sie lang entgegen
Dem Kühnen, der verwegen

Sie nehmen und fassen will.
Erlös' uns! fleht es leise
Dreimal auf Geisterweise,
Dann wird es wieder still.

Und plötzlich tönt heiseres Singen,
Musik und Gläserklingen
Und Schlürfen und Stampfen empor.
Denn nächtlich im alten Krater,
Da tanzen Nonn' und Pater
Im schauerlichen Chor.

Mit ihren Klöstern versunken,
Mit ihren Sünden ertrunken,
Schlang einst sie der See hinein.
Sieh — wo die Flut sich kräuselt,
Durch's Schilf der Nachtwind säuselt,
Dort muß die Stelle sein." —

(S. 132.) **Vineta, von W. Müller.**

Wilhelm Müller wurde den 7. October 1794 zu Dessau geboren, studirte in Berlin, kämpfte als Freiwilliger in den Befreiungskriegen, setzte seine Studien fort, reiste nach Italien, ward Gymnasiallehrer in Dessau und starb daselbst, von einer Rheinreise zurückgekehrt, am 1. October 1827, damals Hofrath und Bibliothekar. Gustav Schwab hat ihm, seinem Freunde, einen Nachruf gesungen. Seine Schriften sind gesammelt erschienen, Leipz 1830 in 5 Bdchn. Einzeln erwähne ich aus ihnen die Gedichte aus den Papieren eines reisenden Waldhornisten (1824), die lyrischen Spaziergänge (1827) und die Griechenlieder (5 Hefte seit 1821). Sonst wissenschaftliche Werke, Uebersetzungen (Fauriel's neugriechische Volkslieder). Verdient hat er sich auch gemacht durch die Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts (Leipz. seit 1822), welche von dem 11. Bande an Förster herausgiebt. Müller ist ein lieblicher Lyriker, der Vaterland, Freiheit, Natur und Volksleben liebt und von allen schöne Klänge anschlägt. — Vineta soll auf der Insel Usedom gelegen haben und im Jahre 1125, wahrscheinlich aber

weit früher, vom Meere verschlungen worden sein, wie auch Julin, die Jomsburg der nordischen Seekönige. Doch ist Vinetas Dasein und Untergang vielfach bezweifelt worden, obgleich auf alten Karten seine Ruinen verzeichnet stehen, obgleich, wie K. J. Weber in seinem Deutschland u. s. w. sagt, Fischer in seiner berühmten Geschichte des Handels eine pomphafte Beschreibung der Stadt liefert, wie Chateaubriand von Carthago, und obgleich die Schiffer noch heute in der Tiefe die Thürme und Pfeiler sehen und bei stillem Wetter die Glocken dumpf läuten hören wollen. Thomas Kantzow (1489 bis 1542) erzählt und beschreibt in seiner Pomerania (oder Vrsprunck, Altheit und Geschicht der Völker vnd Lande Pomern, Rhügen u. s. w. in vierzehn Büchern beschrieben durch Thomas Kantzow und aus dessen Handschrift herausgegeben v. G. H. L. Kosegarten. 2. Theile. Greifswald 1816. N. A. mit Glossar u. Einleitung v. W. Böhmer, Stettin 1835.) I. Th. S. 48: „Wineta ist gewest eine gewaltige Stat, welche hatte eine gutte Hafen, vor alle vmbliegende völcker, vnd nachdem viel von der Stat gesagt wird, vnd das auch schier vnglawblich ist, so wil ich des was erzellen. Es solle gewest sein so groß eine Stat, als zu der Zeit Europa eine haben mochte, welche bewohnet haben durcheinander Greken, Slawen, Wende, vnd andere Völcker. Es haben auch die Sachsen macht gehapt da zu wohnen; doch das von dieselben völcker keiner den Christenthumb habe berahmen vnd bekhennen müssen, den alle Bürger seyn abgöttisch geplieben, bis zu entlicher Zerstöhrung vnd vntergang der stat., Sunst aber von Zucht, Sitten vnd herbergen, sollte man kawm irgentzen fromer volck, noch jres gleichen spühren. Die Stat ist von allerley Kaufwahr aus allen landen erfüllet gewest, hat alles gehapt, was nhur seltzam, lustig und nöthig gewest ist. Dieselbe stat solle ein Khönig aus Dennemark, durch eine grosse Schiffung vnd krieg erobert vnd zerstöhret haben. Es seint noch vorhanden beweisung vnd gedechtniß der stat; vnd die Insel daran sie gelegen, wird mit drey ströhmen durch-

floßen, davon einer sol sein grauer farb, der andere grau=lich, vnd der dritte solle stets prallen vnd rauschen von Storm vnd Windt. So weit Helmoldus, welcher geschrieben hat vngefer vor 300 Jaren. Vnd ist wahr, das man die nachweisung noch diesen tag siehet. Dan wan einer von Wolgast vber die Pene, in das Land zu Vsedohm ziehen will, vnd gegen ein Dorff, Damerow geheißen, khumpt, welches bey zwu Meilen von Wollgast ist, so siehet man noch vngefehrlich ein groß viertelweges in der Sehe große Steine vnd Fundament; dan das Meer hats so weit eingewaschen. So bin ich auch sampt anderen hinzugefahren, vnd hab es eigentlich besehen; aber kein Mawerwerk ist mehr da, dan es seint so viel hundert Jar sidder Zerstöhrung, das es nicht muglig, das es vor den vngestewmen Meer so lange pleiben möchte. Allein seint die großen Fundamentsteine noch vorhanden, vnd liegen noch so an der Rheye, wie sie vnter ein Haus pflegen, eins neben dem anderen, vnd an etlichen Oertern anders noch droben. Darvnter seint so große steine an vielen Orten, das sie woll Ellenhoch vber waßer scheinen, als das man achtet, sie werden jre Kirchen vnd Rathshäuser daselbst gehapt haben. Die anderen steine aber liegen feine noch in der Ordnung, vnd zeigen sichtlich an, wie die Gassen in die lenge vnd quere seint gegangen, vnd die Fischer des Ortes sagten vns, das noch gantze Steinpflaster der Gassen da weren, vnd weren vbermoset, auch mit Sande bedecket, das man sie nicht sehen khönte. Sunst wan man ein spitzen stangen hinein stieße, so khönte mans wol fülen; vnd die Steine liegen vngefehrlich so: („Sind die Steinlagen angegeben, lauter Quadrate".) Wie wyr hin vnd widder vber die fundamente khereten, vnd die Gelegenheit der Gassen anmerkten, sahen wyr, das die stat in die lenge ist gebawet gewest, vnd hat sich mit der lenge erstreckt von Osten zu Westen. Nun tieffet sich aber die Sehe je lenger je mehr, wan man bas hinein khumpt; darvm khan man die vbrige gassen der Stat nicht alle sehen. Aber was wyr sahen, deuchte vns, das es wol

so groß war, als Lübeck. Dan die lenge mocht wol ein klein vierteil wegs, vnd die breite was größer wan die breite der Stat Lübeck sein. Daraus mag man gissen, was vielleicht die ander grösse, die wyr nicht sehen khonnten, sein möge." — *) Nach Kantzow und seinem Gewährsmann Helmoldus wäre also die Stadt vor ihrem Untergang in den Fluthen durch einen König von Dänemark zerstört worden; dem widerspricht aber der Volksglaube, der sie noch in alter Herrlichkeit im Meeresschooße träumt. Bisweilen sollen die Zinnen auf dem Wasserspiegel erscheinen. Die Rügener nennen dies das Waffeln. Auch Schiffe waffeln in den düstern Luftschichten zunächst am Horizont — eine Fata Morgana der nordischen Meere. Der Prediger Wilhelm Meinhold behauptet, den Zweiflern entgegen, in seinen humoristischen Reisebildern auf Usedom (Stralsund 1837.) S. 76 — 100, Vineta sei einst wirklich gewesen, Trümmer fände man noch, wie auch Urnen, Grabhügel und nordische Münzen auf der übrigen Insel, und meint, daß wenn sich Deutschland hinlänglich für seine Vorzeit interessire, noch bedeutende Entdeckungen gemacht werden können von der schönen alten Wunderstadt. Ludwig Storch hat für das Taschenbuch Minerva eine Novelle geschrieben: „Winetas Untergang", voll Streites zwischen dem altnordischen Heidenthum und dem Christenthum, voller Verwünschungen und Flüche u. dgl. m. Heine malt in seinen Bildern der Nordsee in dem Gedichte Seegespenst (Buch der Lieder, S. 334) eine schöne Skizze von der versunkenen Stadt:

---

*) Siehe auch Dr. Mone, Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa, Bd. 1. S. 173, der noch Helmold Chron. Slavorum Lib. I. c. 2. (bei Leibnitz, scriptores rerum Brunsvicarum, tom. II.) citirt u. S. 175 vermuthet, Vineta sei der Hauptsitz des wendischen Glaubens gewesen. Erst durch sein Unglück scheint sich Arkona auf Rügen gehoben und seine Priester sich zu Herren über alle westslawischen Völker aufgeworfen zu haben.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten,
Mit langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathhaus',
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unferne, vor langen Häuser-Reih'n
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfrau'n,
Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen sammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton. —

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,

Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergessenes Kind!

So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Capitain,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief ärgerlich lachend:
Doctor, sind sie des Teufels?

Durch den Schluß stört Heine alle Täuschung und Rührung wieder, mit welchen er vielleicht das Gemüth des Lesers erfüllt hat, und es scheint uns, als habe er durch den Spaß die eigne Sehnsucht, die ihn während des Dichtens überkommen, los werden wollen. In der Vineta Müller's aber, den die versunkene Stadt an versunkene

Liebe mahnt, tönt die hoffnungslose Sehnsucht, von keinem Mißtone gestört, rührend fort bis an das Ende.

(S. 133.) **Das Gewitter, von G. Schwab.**

Eine schöne Ballade, die zu den späteren Poesien Schwab's gehört, 1828 gedichtet. Sie steht in der älteren Ausgabe der Gedichte, 1829, ganz zuletzt im 2. Bande und unter ihr die Anmerkung: Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der würtembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt. Siehe Schwäb. Merkur, 8. Juli 1828. Nr. 163. In der neuen Ausgabe, 1838, fehlt die Anmerkung. Vier der menschlichen Lebensalter werden uns, obwohl nicht in gerechter und eigentlicher Eintheilung und Ordnung, vorgeführt, jedes mit seinen Freuden, seinen Beschäftigungen und seinen eigenen Gefühlen. Und allen diesen Freuden, diesen Beschäftigungen, diesen Gefühlen macht gleichzeitig der Tod ein Ende, dem jungen Leben des Kindes, dem der jungen und der alten Frau und der Greisinn. Eine schulmeisterliche Nutzanwendung oder wohl gar Ermahnung, zu der der Inhalt so leicht hätte verführen können, ist mit Recht vermieden; das Ganze frisch, lebendig und tüchtig.

(S. 134.) **Lenore, von G. A. Bürger.**

Lenore ist die erste deutsche Ballade von Bedeutung. Wie eine hohe Gränzsäule blickt sie den Wanderer an, der in das bilderreiche Land deutscher Romanzen- und Balladen-Dichtung schreiten will. Bürger begann sie schon im April des Jahres 1773; er arbeitete langsam und mit Liebe und Sorgfalt an ihr, und vollendete sie erst im August. Da wurde sie denn zuerst von seinen göttinger Freunden *) und nachher, als Boie's Musen-

*) Ueber das Verhältniß Bürger's zu diesen während seines Aufenthalts in Göttingen giebt neuerdings auch

almanach auf 1774 erschienen war, von dem größesten Theile Deutschlands mit lautem Erstaunen aufgenommen. Ich setze das Urtheil A. W. v. Schlegel's aus den Charakteristiken und Kritiken (später „kritische Schriften") II. S. 44 — 49 hierher und füge diesem einige Anmerkungen bei: „Die Reihe der eignen Romanzen Bürger's eröffnet auf das glänzendste Leonore, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde. Man hat neuerdings (um 1800) gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend wiederlegt worden sind; es ist ausgemacht, daß Bürger'n nichts dabei vorgeschwebt hat, als einzelne verlorene Laute eines alten Volkslieds *). Hat es in England auch Sagen und Lieder von einer ähnlichen Geschichte gegeben, so ist dieß ein Beweis mehr, daß die Dichtung in nordischen Ländern mit lokaler Wahrheit einheimisch ist **). Mit einer solchen Erfindung darf

---

Knebel's Nachlaß, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, (Briefe Boie's an Knebel) Aufschluß.

*) Dies wird klar aus dem Briefwechsel, den Bürger während der Bearbeitung der Lenore mit Boie geführt hat. Sein Hausmädchen Christine hatte ihm das Mährchen von der Lenore erzählt und in dieses alte Reime, wie sie häufig in Sagen vorkommen, eingeflochten.

**) Unter den englischen Balladen, die mit der Lenore Aehnlichkeit haben, ist die, welche Herder (Stimmen der Völker II. 19) aus Percy (Reliques III. 126) übersetzt hat, „Wilhelms Geist", die bekannteste. Sie hat auch Bürger, der mit Percy's Sammlung überhaupt vertraut war, gekannt, indeß hat sie auf seine Dichtung keinen oder doch nur geringen Einfluß gehabt. Wie durchaus verschieden ist sie nicht von der Lenore! An diese kann auch das Volkslied „Clark Saunder's", das O. L. B. Wolff in seiner Halle der Völker (I. 45) nach W. Scott (Minstrelsy of the Scottish Border) und Motherwell (Minstrelsy, Ancient and Modern) übertragen hat, nur leise erinnern. Ebenso Ritter Aage und Jungfrau

man gar nicht einmal aus willkührlichem Vorsatze weiter gehen, als volksmäßiger Glaube und Stimmung der Phantasie Gewähr leistet. Lenore bleibt immer Bürger's Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie,

---

Else in Wilhelm Grimm's altdänischen Heldenliedern, Balladen und Mährchen. In dem dänischen Liede, das auch in Schweden in Wermland und Smaland gesungen wird, tönt eine dem Deutschen entsprechende Stelle: „Manan skiner, Dödman rider; Är du inte rädder än, Bolla? Der Mond scheinet, Der Todte reitet; Ist dir noch nicht bange, Bolla?" Man vergleiche auch W. Grimm's Bemerkungen in Bezug hierauf und mit Hinweisung auf Rahbeck's und Oehlenschläger's Mittheilung dieser Stelle, a. a. O. S. 506 u. 507. Das englische, schottische, deutsche und skandinavische Volkslied bilden, wie Gejer sagt, gleichsam ein Geschlecht. In Folge ihrer Charaktergleichheit findet man denn auch, daß das Volkslied in diesen skandinavischen oder germanischen Verwandschaftssprachen oft dieselben Gegenstände auf gleiche Weise behandelt. Auch ein deutsches Volkslied im 2. Bd. (S. 19) von des Knaben Wunderhorn gehört hierher. In diesem hört man wieder die Reime, welche Bürger's Magd rezitirte: „Es scheint der Mond so hell; Die Todten reiten schnell." Der Herausgeber erinnert sich sogar, daß ihm in seiner Kindheit eine alte Magd ein Lied vorgesungen, in welchem sich jene schauerlichen Verse mehrmals wiederholten, und daß er diesem mit furchtsamen Entzücken gelauscht hat. Bürger hat indeß auch dieses Lied nicht ganz gekannt. Als das Wunderhorn erschien, lebte seine Lenore schon längst in Aller Munde, und er war todt. Dem Volke hat er einzig die Sage und die bekannten Worte abgelauscht. Was hätte ihn bestimmen können, die wahre Quelle zu verheimlichen, oder zu verleugnen? Dafür, daß diese Sage in den nordischen Ländern mit lokaler Wahrheit einheimisch ist, wie Schlegel sagt, spricht auch die Liebe und Bewunderung, die sich die Lenore in England erworben hat. Unter mehreren älteren und neueren Uebersetzungen derselben sei hier die Walter Scott's erwähnt, nicht als ob sie die beste wäre, sondern um die Hinneigung dieses großen Dichters zu unserer Literatur damit anzuzeigen.

wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. Mit Recht entstand in Deutschland bei ihrer Erscheinung ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünstigungen der Jugend und Neuheit kamen dem Dichter zu Statten, allein es war auch an sich selbst sein glücklichster und gelungenster Wurf. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne conventionelles Beiwerk, ohne vom Ziel schweifende Ausschmückungen in die regste Handlung, und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die Figuren, ohne den Beistand störender Schilderungen, sich bewegen und gebehrden sieht. In dem Ganzen ist einfache und große Composition: es theilt sich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Massen, wovon die erste das heitre Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet, und mit den beiden andern, der wilden Leidenschaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes den hebendsten Gegensatz bildet. Diese stehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, sind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelhaften Ausbrüchen des Schmerzes ist, wird sie immer gewaltsamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grausens ihrem Untergange entgegen gerissen. Auch in dem schauerlichen Theile ist alles verständig ausgespart, und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei solchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Gespenst verschwinden zu machen, gerade drauf zugehn muß; die so tief in der menschlichen Natur gegründete phantastische Furcht bezieht sich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahndung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer schreckenden Gegenwart; und mit

dieser kann der Dichter erst dann die großen Streiche führen, wenn er sich schon durch jene allmählich der Gemüther bemächtigt hat. Ohne diese Vorsicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckensphantomen ausgeschüttet werden, und es bleibt ohne die mindeste Wirkung. In der Lenore ist nichts zu viel: die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und luftig und fallen nicht ins Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei ist von dem Rabenhaare an, das sie zerrauft, jeder Zug bedeutend; der schöne Leichtsinn, womit sie der Gestalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes, der wilde lustige Ton in den Reden des Reiters: alles spricht mit der Entschiedenheit des frischen Lebens zwischen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um so mächtiger erschüttert. Vielleicht lassen sich von den meisten Eigenheiten, die Bürger's nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigstens Spuren und Keime auffinden: aber eine werdende Manier, die sich noch schwebend erhält, ist eigentlich keine, und hier wird sie durch die Uebereinstimmung mit dem Gegenstande gewissermaßen zum Styl erhoben. Am meisten Anstoß haben die häufigen Hop hop hop, Hurre hurre, Husch, husch husch u. s. w. gegeben. Die altgläubigen Kritiker tadelten sie nicht mit Unrecht, aber aus dem unstatthaften Grunde, weil sie nicht in der Büchersprache vorkommen; da sie deswegen wegzuwünschen wären, weil es rhetorische Kunstgriffe sind, welche die Romanze verwirft, weil sie anschaulich machen sollen, und nur wie eine unberedte kindische Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieser Interjectionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlassen würde, davon kann man sich an der vortrefflichen Uebersetzung von Beresford (der besten unter den Englischen, die ich kenne) überzeugen, wo sie bei aller sonstigen Treue ohne Schaden weggeblieben sind. Der schlechteste Vers in der Lenore scheint mir demnach folgender: Hu hu! ein gräßlich Wunder! Der Dichter hätte in der That seine Bestrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leser noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieser Strophe

vorgeht, ein gräßliches Wunder ist. Daß er die Geschichte in so neue Zeit, an das Ende des siebenjährigen Krieges gesetzt hat, ist wohl nicht zu tadeln: denn, wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Oerter geschehen, so nimmt man dagegen ein warnendes Beispiel am liebsten aus der Nähe; und es liegt in dem poetischen Sinne der Dichtung, daß sie dieß sein soll. Weniger schicklich ist der Umstand, daß Lenorens Geliebter zu einem Preußischen Krieger gemacht wird: dieß führt auf ein protestantisches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungern seinen Glauben abgeschworen haben, bestärkt wird. Nach dem ganzen Gespräch zwischen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, sie für katholisch erzogen zu halten, was auch unstreitig besser paßt. So viel ich weiß ist diese Mishelligkeit noch nicht bemerkt worden, sie muß daher wohl nicht sehr auffallend sein." — Von anderen episch=lyrischen oder dramatischen Bearbeitungen der Lenore, oder des Stoffes, aus dem sie gebildet ist, schweige ich. Recensionen mögen über diese Ballade zur Zeit ihres Erscheinens gar manche herausgekommen sein; sie wären interessant, ich aber habe leider keine gesehn. In neuerer Zeit lieferte Wilhelm Wackernagel, selbst gefühlvoller Dichter, einen Aufsatz in die altdeutschen Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann von Fallersleben (Leipz. 1825. Heft II. S. 174 — 204) „zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore." Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß ich auch ihn nicht habe benutzen können. Karl Lessing, der Koryphäe der neueren Düsseldorfer Malerschule, der tief elegische Künstler, hat eine Lenore gemalt, welche frühere Darstellungen in den Schatten stellt. Die Krieger kehren heim, friedensfreudig, und werden froh empfangen. Nur Lenoren kehrt der Ersehnte nicht wieder, und trostlos steht sie da bei ihrer Mutter. Der Maler ist seinem Schönheitsgefühl gefolgt. Er hat die Krieger, statt in steife Uniformen und Zöpfe, in mittelalterliche Tracht gekleidet und dadurch die Begebenheit in eine frühere Zeit zurückverlegt. S. darüber

die beiden Schriften von Püttmann und dem Freiherrn von Uechtritz über die neuere Düsseldorfer Malerschule.

(S. 142.) **Die Warnung, von A. W. von Schlegel.**

August Wilhelm von Schlegel, der ältere Bruder Friedrichs von Schlegel, wurde den 8. Sept. 1767 zu Hannover geboren und studirte in Göttingen. Gegen das Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte er, vielfach thätig, mit dem Titel eines Raths als Professor in Jena, begab sich 1802 nach Berlin, wo er ebenfalls Vorlesungen hielt, und verließ 1805 Deutschland, um mit der Frau von Staël seine herrliche Reise nach Italien zu machen, oder um an ihrer Seite am schönen Genfersee zu wohnen. 1808 hielt er in Wien die berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (3 Bde. im Drucke, 1817). Die Befreiungskriege führten auch ihn in das Getreibe und zugleich auf das Feld der Politik; er wurde geadelt und geehrt, aber im Frieden eilte er bald wieder zu Madame Staël. Im Jahre 1818 rief ihn Preußen an die neuerrichtete Universität Bonn, deren schönste Zierde er gegenwärtig noch ist. Sein Haus umschließt nicht unbedeutende Kunstschätze. — Seine poetischen Werke (2 Bde. Heidelberg 1811. N. A. Stuttg. 1830) umfassen außer den kleineren Gedichten noch das in antikem Geiste geschriebene Schauspiel Jon. Die bereits mehrfach erwähnten Charakteristiken und Kritiken erschienen in Königsberg 1801 und wurden später unter seine kritischen Schriften aufgenommen. Ungemeinen Nutzen hat Schlegel durch Uebersetzungen gestiftet, vor allen durch die meisterliche des Shakspeare, dann durch die Blumensträuße der italiänischen, spanischen und portugiesischen Poesie und durch die Verdeutschung des Calderon. Der romanischen Sprachen ist er gleich mächtig wie der Muttersprache und hat manche Proben davon abgelegt. Von 1798 — 1800 gab er mit seinem Bruder das Athenäum heraus. Jetzt lebt er lediglich

gelehrten Forschungen, insbesondere der indischen Sprache und Literatur. — Schlegel ist fast gleich großer Dichter und tiefer und scharfsinniger Gelehrter. Im Interesse der romantischen Schule hat er namentlich durch Kritik und Uebersetzung gewirkt; doch ist er mit der altklassischen Literatur gleich innig vertraut wie mit der neueren, und seine Gedichte in antiken Metren gehören zu den ausgezeichnetsten, welche wir in dieser Art besitzen. Freilich umspielt bei ihm auch die Griechenwelt häufig romantischer Schein. In früherer Zeit hat er viele (oft verdienter Weise) durch Spott gekränkt, Aeltere überflügelt oder durch Uebermuth beleidigt. Deswegen schimpfte außer Kotzebue und Consorten auch ein Theil der Weimaraner, darunter Herder und seine Gemahlinn, Knebel u. a., wie wir aus Böttiger's literarischen Zuständen und Zeitgenossen und aus Knebel's Nachlaß erfahren, über ihn, wie über seinen Bruder und Fichte. Heine's Beleidigungen in neuester Zeit hat man gebührend nicht beachtet. — Das Gedicht „die Warnung" erschien zuerst im Musenalmanach auf 1802, *) den Schlegel und Tieck gemeinschaftlich herausgaben, und ist aus diesem in den ersten Band der poetischen Werke übergegangen. Die Sage von dem ewigen Juden ist unter dem deutschen Volke ebenso verbreitet, wie die Faustsage. Beiden hat das Volksbuch auch in die Hütten Eingang verschafft. Ahasver, der ewige Jude, ist ein Erzeugniß der christlichen Mythe; er ist der Repräsentant seines unglücklichen verfluchten Volkes. Jenes ganze Volk hat Christum gekreuzigt, auf dieses einzelne Haupt häuft die Legende die höchste Grausamkeit. So konnte ihm denn der befangene und dadurch lieblose, rachedurstige Geist der Christen, der die Juden zu einem ruh- und friedlosen Volke machte, der sie hetzte und quälte, ein ewiges, ewig ruh- und friedloses Leben, ewige Qualen andichten. Möge der alte Ahasver, möge das Volk der Juden endlich den Jesus finden, der ihm die ersehnte

*) Derselbe enthielt auch das Todtenopfer für Auguste Böhmer, die Stieftochter Schlegel's.

Ruhe giebt! — Da sich an dieses endlose Wandern auf dem Erdenrunde, an das Erleben der bedeutendsten Veränderungen und Umgestaltungen eine ebenso große Menge der ergreifendsten Momente und rührendsten Situationen knüpfen ließ, wie an die Fabel vom Faust, der sich im glühendsten Drange seiner Seele dem Teufel ergiebt, so hat die Sage vom ewigen Juden fast ebenso viele Bearbeitungen erfahren, wie die vom Faust. Nur sind die Faustdichtungen meistens größeren Umfangs; Faust's Leben währte kaum ein Menschenalter und überschreitet nicht den Raum eines Gedichts. Wie groß müßte aber das Gedicht sein, welches alle Lagen und alle Gefühle des ewigen Juden schildern wollte von dem Kreuzeszuge auf Golgatha an durch den gewaltigen Sturm der Zeiten bis auf unsere Tage? und wo lebten die Dichter, die es vollenden könnten? Darum haben die meisten nur ein einzelnes Auftreten Ahasver's gesungen. Julius Mosen allein hat in seinem Epos Ahasver (Dresden und Leipzig 1838) einige bedeutende Scenen aus dem Wandern und Ringen Ahasver's so aufgefaßt, daß sie den tiefsten Eindruck machen, und daß in jedes Lesers Brust eine Idee von diesem ganzen Schmerze, dem wahren Weltschmerze, sich erhebt. Es ist ein ernstes, dunkles Gedicht, Ahasver, der verdammte, selbst ein furchtbar ringender Heros. Gestalten sammeln sich um ihn, bisweilen liebliche, aber sie werden bald von furchtbaren verdrängt; großartige, kühne Bilder und Gleichnisse weben sich in die ernsten, starren, doch wohlklingenden Verse. Das tiefste Weh macht Ahasver zum Bekämpfer des Christenthums, er tritt mit Jesus in Fehde. Dieser erscheint ihm, und die letzte Strophe seiner Rede und des ganzen Gedichts heißt:

So ringe weiter, weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Mosen erzählt, daß ihm ein Gerücht seiner Kindheit, in einem thüringischen Dorfe sei der ewige Jude durchgekommen, die erste Veranlassung zu dem Gedichte gegeben

habe. Dieses ist fast von allen Kritikern freudig aufgenommen und für eine der ersten poetischen Erscheinungen unserer Tage ausgegeben worden. Urtheile darüber von Wolfg. Menzel, von Kühne, von Gutzkow, von Theodor Creizenach u. a. m. — Unser größester Meister, der den Faust geschaffen hat, wollte auch einen ewigen Juden dichten. Nach ihm (Dichtung u. Wahrheit, III. S. 309 ff.) sollte Ahasver ein Schuster in Jerusalem sein, ein witziger, aufgeweckter, zugleich meinungsstrenger Mann. Christus der Menschenfreund kommt auch mit ihm zusammen, und der Schuster sucht den Heiland von seiner Schwärmerei, wie er meint, von seinem für ihn verderblichen nnd der Menge gefährlichen Treiben zurückzuführen. Dagegen sucht ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollen. Als nun Christus an des Schusters Haus vorbei zum Tode geführt wird und unter der Last des Kreuzes erliegt, erkennt dieser darin nur eine gerechte Strafe und überhäuft, eine harte kaltverständige Natur, den Leidenden mit Vorwürfen und Beschuldigungen. Plötzlich erblickt er des Heilands Gesicht verklärt, aus des Heilands Munde hört er sein Urtheil und beginnt seine Wanderung. Goethe's Skizze läßt bedauern, daß der Vorsatz nicht That geworden ist. Der sokratisirende Schuster, so verschieden von Faust, dem Repräsentanten der ganzen Menschheit, möchte eine Individualität geworden sein, der wir unmittelbar hinter der Faust's eine Stelle anweisen könnten. — Die neueste größere Ahasver-Dichtung ist von dem Freiherrn von Zedlitz (2. Aufl. der Gedichte, Stuttg. u. Tüb. 1839). Ahasver ist schon begraben in Jerusalem; da erweckt ihn im Grabe der bekannte Fluch, und das Urtheil lautet, er müsse so lange wandern, bis heiliger Friede und Milde und Ruhe auf der Erde herrschen. Er beginnt den Zug, und nun knüpft der Dichter an sein Leben die großartigsten Schilderungen. Die Persönlichkeit des ewigen Juden tritt leider fast ganz zurück und leuchtet nur hier und da durch die Umgebung. Der ewigen Roma Sinken und Untergang wird uns ge-

malt, dann in schönem Gegensatz zu dem düstern Bilde das Christenthum, das hehr und licht auftaucht, u. s. w. Die Canzonen, welche Zedlitz schon früher meisterhaft gebildet hat, sind sehr schön, klang= und bilderreich. Fragment sind diese Wanderungen des Ahasver genannt; mit Recht. Jede Poesie vom ewigen Juden muß ja Fragment bleiben. Bei dieser namentlich sind die Zeitlücken (Rom, Attila, Napoleon) bedeutend. Ahasver's Frage: „Wie lange, Herr, willst du mich strafen?" bildet den Schluß dieses Gedichts; den Schluß der ganzen Sage wird das Weltgericht bilden. Auch nach Zedlitzens Plan scheint dieses erst das Ende zu werden, denn die Wanderung bis der Friede überall glänzt, ist fürwahr nur eine Umschreibung für den Untergang des Menschengeschlechts. Oder will der Dichter ein goldenes Zeitalter malen, das nach Jahrtausenden kommt, wie dies Anastasius Grün so unübertrefflich in den „Fünf Ostern" (im Schutt) gethan hat? — Schlegel's Warnung nimmt unter den kleineren Gedichten den ersten Rang ein. Sie ist meisterlich angelegt und meisterlich ausgeführt, alterthümlich würdig, wie es sich zu der religiösen Tendenz schickt. Von Julius Mosens Idee ist sie ganz verschieden. Jenem ist Ahasver der glühendste Feind des Christenthums, bei Aug. Wilh. von Schlegel hingegen ist er, wie schon die Ueberschrift sagt, der Warner, der Rather, der die Verirrten zum Christenthume zurückweist, dessen Seele Christus dadurch gerettet hat, daß er den Leib ewig ruhelos machte. In die Augen fallend ist die katholische Färbung, die übrigens der ganze Musenalmanach auf 1802 trägt. Des heiligen Nepomuk, der in der 4. Strophe vorkommt, erwähnt bereits die Anmerkung S. 380. Unter den übrigen romanzenartigen Bearbeitungen nenne ich zwei Gedichte von Nikolaus Lenau, eins unter den Haidebildern (Ged. S. 128), das andere in den neueren Gedichten (1838). Lenau beabsichtigt aber nur, vorzüglich im ersteren, neben glänzender Naturmalerei lebhafte Schilderungen hervorzubringen. Dann Karl Witte's (Professors in Halle) ewiger Jude auf der Grimsel. Eine Schweizer=Volkssage erzählt, die

Grimsel sei einst ein schöner Berg voll Matten und Reben gewesen, während er jetzt Eis ist. Der ewige Jude betritt ihn zu drei ganz verschiedenen Zeiten und erzählt, wie er ihn findet. Ferner zwei Balladen von Schubart und A. Schreiber, welche beide Ahasveren sterben lassen. Schreiber's Jude kriecht recht wörtlich zum Kreuze, der Schubart's geberdet sich unsinnig. Dieser Dichter wollte einst aus der Legende auch ein größeres Gedicht produziren; wir freuen uns, daß es nicht geschehen ist, da jener erste Versuch keineswegs als gelungen angesehen werden kann, und Schubarten zu einer größeren Poesie überhaupt alle Ausdauer und auch vielleicht der nöthige Ideenreichthum fehlte. Den ewigen Juden der Legende begnadigt werden zu lassen, ist durchaus verwerflich. Diese hat ihn einmal zum Wandern bis zum Weltgerichte verdammt, und diesem Weltgerichte und der Abrechnung muß er entweder mit entschlossenem Trotze entgegensehn, wie Mosens Ahasver, oder es mit stiller Ergebung erharren, da durch sein Erdenleiden sein unsterblicher Theil gerettet wird, wie Schlegel's ewiger Jude in der Warnung. Andere romanzenartige Behandlungen der alten Sage von Ed. von Schenk, G. Pfizer, W. Smets u. a. m. — Bekanntlich läßt Wilhelm Hauff in seinen Memoiren des Satans auch den ewigen Juden eine humoristische Rolle spielen. Eine einfache, aber (wie verlautet) schöne Bearbeitung von Auerbacher im Volksbüchlein (München) kenne ich leider nicht. Unter den nichtdeutschen Ahasverdichtungen ist in Deutschland die des französischen Romantikers Edgar Quinet, der selbst mit deutscher Literatur bekannt ist, wie wenige Franzosen, am verbreitetsten. Ihr Held hat viele Aehnlichkeit mit Goethe's Faust; er bewegt sich in einer Menge von Personen und Lagen, das Ganze ist lebendig und phantasiereich.

(S. 147.) **Der alte Müller,** von **A. von Chamisso.**

Die Müller scheinen in der deutschen Sage das Schicksal zu haben, daß man sie häufig mit dem Bösen

zusammenbrachte; mag dies nun seinen Grund in dem einsamen Wohnen der meisten, in dem häufigen Verkehr mit Wegelagerern, oder in dem plötzlichen Reichwerden einzelner haben. Am unheimlichsten sind an sich schon die Windmüller. Chamisso's spukhaften Müller verdirbt endlich der Wind, der ihn gewiegt und genährt, der ihn geliebt, und gelehrt, mit dem er sich noch in den letzten Augenblicken unterredet. Eine ähnliche Sage von einer Windmühle wird in dem Harz erzählt. Ich setze sie aus Otmar's Volks-Sagen *) S. 191 ff. hierher: „Ein Müller hatte sich am Abhange des Rammbergs eine Windmühle gebaut, der es aber von Zeit zu Zeit am Winde fehlte. Bald stieg in ihm der Wunsch auf, eine ganz frei stehende Mühle auf dem höchsten Gipfel des Berges zu haben, die beständig im Gange bleiben mußte, der Wind kam von Morgen oder von Abend, von Mittag oder von Mitternacht. Schwierig aber schien ihm doch für Menschen die Erbauung einer großen Mühle auf einer solchen Höhe, noch schwieriger die Befestigung derselben bei den Stürmen, die gewöhnliches Machwerk wie Stoppeln wegführten. Sein immer wiederkehrender Wunsch und die Vorstellung der Unmöglichkeit der Befriedigung gestatteten ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Und — bald erschien der Teufel und bot seine Dienste an. Nach langem Dingen und Bieten verschrieb sich ihm der Müller nach einem dreißigjährigen Leben zum Eigenthum, und der Böse versprach dagegen, ihm eine ganz tadelfreie Mühle von sechs Gängen auf dem Gipfel des Rammbergs zu bauen, und zwar in der nächsten Nacht vor dem Hahnenschrei. Der höllische Baumeister thürmte also die Felsen aufeinander und baute eine Mühle sonder Gleichen. Bald nach Mitternacht holte er den Müller aus seinem Hause am Abhang des Berges, um die neue

*) L. A. v. Arnim sagt von diesen: Eine Sammlung aus einem kleinen Fleck von Deutschland, die bis auf einzelne Zusätze und Wortüberfluß als Muster ähnlicher aufgestellt werden kann. Sie ist wie eine neue Welt schöner Erfindung u. s. w.

Mühle zu prüfen und zu übernehmen. Unter lautem Herzpochen folgte der Müller und fand alles über seine Erwartung. Gern hätte er die Hälfte seines Lebens für die Entdeckung eines Fehlers gegeben. Aber — er fand alles in der besten Ordnung. Schon wollte er zitternd die Mühle mit der schrecklichen Bedingung übernehmen, als er entdeckte, daß einer von den Steinen fehle, die dem Müller unentbehrlich sind. Der Baumeister läugnete lange diesen gerügten Fehler, mußte ihn aber endlich eingestehn. Augenblicklich wollte er ihn ersetzen; aber, als er jetzt durch die Lüfte herabschwebte mit dem Steine, da krähte der Hahn auf der untern Mühle. Wüthend über den verfehlten Zweck faßte der Teufel das Gebäude, riß Flügel und Räder und Wellen herab und streute sie weit umher. Dann schleuderte er auch die Felsen, die er hoch bis an die Wolken aufgethürmt hatte, umher, daß sie den ganzen Rammberg bedeckten. Und nur ein kleiner Theil der Grundlage blieb stehen zum ewigen Denkmal der Teufelsmühle." — Neu wird diese Sage von Ludwig Rellstab erzählt in seinen neuen empfindsamen Reisen (etwas bunt zusammengewürfelt, bisweilen zu breit und gehaltlos) Bd. II. S. 244. Leipz. 1837. — Der Rammberg, eine Stunde von Ballenstedt, bietet durch die großen Granitblöcke, mit denen er übersäet ist, einen überraschenden Anblick dar. Besonders zeichnet sich eine Felsengruppe auf der Spitze des Berges aus. Hier liegen mehrere ziemlich regelmäßige Schichten solcher Granitfelsen von sehr beträchtlichem Umfang bis zu einer Höhe von etwa 30 Fuß übereinander gehäuft, zum Theil wie durch Kunst geebnet. Dieses soll gerade die Grundlage der Teufelsmühle sein. Der alte Rammberg ist umgetauft in Viktorshöhe nach dem Herzog Viktor von Anhalt-Bernburg, der einen Thurm auf ihm hat erbauen lassen.

(S. 149.) **Der todte Müller**, von **J. Kerner.**

Wie verschieden ist dieses fast lyrische Gedicht von dem vorigen! Gelungen sind beide, wenn man anders

bei einem so reinen Naturlaute, wie dieses letztere ist, von gelungen reden kann; jenes steht ungefähr so hoch im Grauenhaften, wie dieses im Einfachrührenden. Die Mühlenglocke läutet; die Tagesarbeit des Werks ist vollbracht, das Leben des alten Müllers zu Ende; still stehen die Räder und sein Herz, nur die Wasser rauschen, und die Thränen der treuen Lieben fließen. Obgleich kein Wort von der Persönlichkeit des alten Müllers gesagt wird, ist es doch bei dem einfachen Gemälde, als tönten die Worte des alten Chorals von Jacobus Gallus (nach dem Propheten Jesaias LVII. 1. 2): Ecce, quomodo moritur justus! — Dieses recht liebe Lied verdanken wir ohne Zweifel zunächst der ärztlichen Wirksamkeit Kerner's, durch welche auch andere, wie „der schmerzenhafte Ton", „der Kranke an den Arzt", entstanden sein mögen.

(S. 150.) **Der Fischer, von K. Immermann.**

Karl Immermann wurde den 24. April 1796 zu Magdeburg geboren, studirte in Halle, kämpfte, noch jung, als Freiwilliger und setzte nachher im Frieden seine Studien in Halle fort, wo aber leider die Spaltungen unter den Studirenden auf ihn ein übeles Licht warfen. 1818 wurde er Referendar in Magdeburg, 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf. Einige Zeit hat er dort der Direction des Theaters mit Erfolg vorgestanden. In unseren Tagen hat man ihn, laut Zeitungsberichten, auf einer Reise in verschiedenen deutschen Hauptstädten gesehn. Den größesten Ruhm hat sich Immermann durch seine Dramen (Cardenio und Celinde, das Trauerspiel in Tyrol, später Andreas Hofer genannt, Friedrich II. u. a. zuletzt Ghismonda oder das Opfer des Schweigens) erworben, und unter den lebenden Dramatikern Deutschlands nimmt er, was auch Neid und Parteigeist über engherzige Nachahmung des Shakspeare mögen gesagt haben, eine der ersten Stellen ein. Gedichte, Hamm 1820; Neue Folge, Stuttg. u. Tüb. 1830. Außerdem noch besonders der geistreiche große Roman „die Epigonen", durch Goethe's Wil-

helm Meister hervorgerufen, und der satyrische „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken.“ — Die Ballade „der Fischer“ läßt uns einen Blick in die altgermanischen Vorstellungen von dem Wasser und seinen Bewohnern thun. Entstanden sind diese Vorstellungen bei den nordgermanischen Völkern, in Norwegen, Dänemark, auf den Orkneys, in Schottland und Irland, und von da in verschiedenen Gegenden Deutschlands einheimisch geworden. Dort im Norden dichtet man eine Menge von Wesen in das Wasser, in das Meer und die Flüsse, den Drou, einen Shellikoat (Muschelwamms) Kelpie oder Wasserkelpie und vor allen die Meermänner (Strömkarl und Neck) und Meerfrauen (Nixen). S. Rühs, Erinnerungen aus der Geschichte Norwegens und Islands in Beziehung auf Cultur und Sitten (als Einleitung zur Edda) und E. M. Arndt's Reise durch Schweden, 3. Bd. S. 8 — 20. Unter den dänischen Volksliedern befindet sich eine große Anzahl, die sich auf Meermänner und Meerfrauen bezieht. (Siehe Grimm, altdänische Heldenlieder). Doch mag es sein, was Friedrich Rühs sagt, daß man nämlich sieht, wie diese Sagen durch fremden Einfluß, durch das Christenthum, durch griechisch-römische Mythen (die Syrenen), selbst durch orientalische und romantische Sagen erweitert und ausgeschmükt worden sind. Meerfrauen oder Nixen sind bisweilen von Menschen gefangen worden, oder haben sich auch in Sterbliche verliebt und sie niedergezogen in die Korallenburg. Gleiches, wie von den dänischen, gilt auch von den schwedischen Volksliedern und Sagen. In den schwedischen Volksliedern, aus der Sammlung von Gejer und Afzelius übersetzt von G. Mohnike, finden sich sieben von Meermännern und Meerfrauen. Der Meermann soll nach den schwedischen Herausgebern ein gutes und wohlthätiges Wesen sein und in Klippen und Bergen am Strande des Meeres wohnen. Der Neck ist in das Meer gebannt, der Strömkarl in die Flüsse. Beide lieben gleich sehr die Musik und ergötzen durch zauberische Töne, ähnlich dem klangreichen Geiste am Laacher See in Schlegel's

Gedicht; beide stellt man sich häufig als sehr schön vor, den Neck aber bisweilen auch als ein Pferd. S. Arndt a. a. O. S. 17 u. Mohnike a. a. O. S. 230, 236 u. s. w., bei dem sich noch manches Schöne findet, wie die tiefpoetische, rührende Erzählung vom Neck (S. 237), die Julius Mosen in Verse gebracht hat. Die Meerfrauen dachte man sich bald als wohlthuende, bald als verrätherische Wesen. Die Fischer behaupten, sie oft zu sehen, wie sie im Sonnenschein, wenn ein dünner Nebel auf dem Meere liegt, auf der Oberfläche des Wassers sitzen und mit einem goldnen Kamme ihr langes goldnes Haar kämmen, oder ihre schneeweiße Heerde auf die Inseln und Strande zur Weide treiben. Menschen, welche ertrinken und nicht wiedergefunden werden, sollen in die Wohnungen der Meerfrau gezogen worden sein. Man vergl. Tegnér's schönes Gedicht: der ertrunkene Knabe (Den drunknade gossen in dessen Gedichten, Stockholm, 1828. S. 267. übers. v. Mohnike u. Mayerhoff). Aehnliches findet sich in finnischen Volksliedern (Mohnike S. 238), in denen der britischen Inseln u. s. w. Von den deutschen Liedern, die hierher gehören, seien genannt: Goethe's Fischer (das wunderschöne: „das Wasser rauscht', das Wasser schwoll"), Kerner's Wassermann, Julius Mosens oben erwähnter Wasserkönig und viele andere neuere Gedichte und Volkspoesien; so auch die Sage von der Lurlei mit den Bearbeitungen von Heine, Eichendorff, Brentano, Simrock, v. Stolterfoth u. A. Im 1. Bande des Wunderhorns S. 407 ff. findet sich ein größeres Gedicht vom Ritter Peter von Staufenberg und der Meerfeye. Die Meerfeye ist zu dem Ritter gekommen, um mit ihm zu minnen; als dieser aber des Königs Base geheirathet hat, muß er sterben. Zuerst erschien dies Gedicht zu Straßburg bei B. Tobias Erben 1595; neu herausgegeben und mit Anmerkungen und interessanten Erläuterungen versehn v. Ch. M. Engelhard, Straßburg 1823. Man sehe über dieses Heinrich Laube's Geschichte der deutschen Literatur (Stuttg. 1839) Bd. 1. S. 163. Ueberaus reizend ist aus diesem Bereiche auch der Roman

von der schönen Melusine, die jeden siebenten Tag Fischgestalt annehmen mußte (von dem Schweizer Ringoltingen nach dem Französischen bearbeitet), und noch manche neuere Erscheinungen fliegen aus diesem Quell auf, darunter vor allen Fouqués Undine. Eine der ergötzlichsten Geschichten, die gleichfalls entfernter hierher gehört, ist A. v. Sternberg's Seemönch (von dem Pfarrer von Gleenarvon in Schottland, der im Meer bei den versunkenen Mönchen gewesen ist und nachher in einen Fisch verwandelt wurde) in den Schiffersagen, bei aller Heiterkeit doch geheimnißvoll anziehend und rührend. — In Immermann's Ballade kommt ein Fischkönig vor, ein Krönlein goldenroth auf dem Kopfe, der mit der Nixe, mit Hechten und Forellen in wunderbarer Verwandtschaft steht. Aehnlich dem Fischkönige kennt die deutsche Sage auch Schlangenkönige, die ebenfalls goldne Krönlein auf dem Haupte tragen und meistens Hüter von Schätzen sind. Wie hier die Nixe und die Fische den Tod ihres Königs und Oheims an dem Mörder durch wüsten Spuck rächen, so daß dieser endlich Hand an sich selbst legt, so vollziehen auch in einer Ballade Schwab's „des Fischers Haus" nach einer Lokalsage des Bodensees die Fische dadurch eine Rache an dem Fischer, der Jahre lang ihre Gefährten gefangen hat, daß sie heimlich sein Haus unterwühlen und es bei Nachtszeit, während er im Schlummer liegt, in den See sinken lassen.

(S. 152.) **Die Gottesmauer,** von **Cl. Brentano.**

Clemens Brentano wurde im Jahre 1777 zu Frankfurt am Main geboren, studirte in Jena, hielt sich in seiner Vaterstadt, in Heidelberg, wo er mit von Arnim das Wunderhorn herausgab, und in Berlin auf, begab sich aus Ueberdruß und Mißmuth auf einige Zeit in das Kloster Dülmen im Westphälischen, und lebt gegenwärtig theils wieder in Frankfurt, theils in München. Vermählt war er mit der sinnigen, gefühlreichen Dichterinn Sophie Mereau; seine Schwester ist Bettina von Arnim. — Clemens Brentano gleicht in

gränzenloser Einbildungskraft seinem Freunde Arnim, nur ist er noch formloser, phantastischer, überschwänglicher, als dieser. Wahr ist der Spruch in den kleinen Schwärmern:

Wie in den Klüften der Erd' aus düsterm Gesteine das Gold lacht,
Strahlet die Geniuskraft dir aus entzweietem Sinn.

Heine a. a. O. (romant. Schule, S. 207 ff.) charakterisirt ihn eigenthümlich. Er erzählt von einer chinesischen Prinzessinn, die die Passion gehabt habe, Alles zu zerreißen, bis sie endlich Hab' und Gut in kostbaren Seiden- und Goldstoffen zerrissen. Diese Prinzessinn sei die Muse Clemens Brentano's, deren zerstörungslustige Liebenswürdigkeit und jauchzend blühende Tollheit unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst erfülle. Jetzt habe Clemens Brentano Alles zerrissen, sogar die Herzen seiner Freunde. Wie weit dieses wahr ist, weiß ich nicht; möglich ist's, daß Heine'n Brentano's gänzliches Hingeben an den Katholizismus strengster Form geärgert hat. Unter seinen Schriften sind: der Roman Godwi oder das steinerne Bild der Mutter (wilde Zerrissenheit neben der lieblichsten Anmuth), das Lustspiel Ponce de Leon (gleich zerrissen, tollustig), Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Außerdem eigenthümlich schöne Novellen (besonders die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl, N. A. Berlin 1837) und das liebliche poetische Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleia, Frankf. 1837. Auch ist Brentano Mitherausgeber des Wunderhorns (s. S. 300 u. 410.) und Erneuer eines schönen alten Romans, des Goldfadens von Georg Wickram aus Colmar (zuerst Straßb. 1557), der einst viel gelesen wurde, und den schon Lessing bearbeiten und herausgeben wollte. Der Vorfall, welchen Brentano in seinem Gedichte „die Gottesmauer" behandelt, fällt wie dieses selbst angiebt, in die Nacht vom 5. Januar 1814. Dänemark hatte nämlich seit dem Bombardement von Kopenhagen durch die Eng-

länder sich fest an Frankreich angeschlossen. Unterhandlungen, die mit England begonnen wurden, führten zu keinem Erfolge, und am 10. Juni 1813 verbündete es sich förmlich mit Napoleon und erklärte den 3. Sept. Schweden, so wie am 22. Oct. Preußen und Rußland, den Krieg. Gleich darauf erscholl die Kunde von der Schlacht bei Leipzig, der Kronprinz von Schweden wandte sich sogleich mit der aus Schweden und Russen bestehenden Nordarmee gegen die Niederelbe, der Marschall Davoust zog sich dagegen mit seinen Franzosen hinter Hamburgs Wälle zurück und überließ die Dänen, welche ihre Gränzen nur schwach gedeckt hatten, ihrem Schicksale. Dieses kleine Heer vermochte nicht zu wiederstehen, und Friedensunterhandlungen wurden angeknüpft. Während dieser Unterhandlungen konnte das siegreiche Heer, großen Theils aus den wilden Nomaden der Russischen Steppen zusammengesetzt, nicht gänzlich eingeschränkt werden, und so mögen die armen Leute vor Schleßwigs Thoren in der Nacht des 5. Januars wohl in Noth vor Plünderung gewesen sein. Am 14. Januar 1814 endigte der kurze Winterfeldzug mit dem Frieden von Kiel, in welchem Dänemark seine Ruhe theuer durch die Abtretung Norwegens an Schweden erkaufte, für diesen Verlust verhältnißmäßig nur unbedeutend entschädigt werdend. Man s. K. A. Menzel, Geschichte der neuesten Zeit, zugleich 14. Band von Becker's Weltgeschichte, VII. Aufl. S. 82. — Die Geschichte selbst von der Mauer, die Gott zum Schutze der armen vertrauenden Frau aufgeführt hat, errinnere ich mich nur einst in einer Kinderschrift gelesen zu haben, die sie aber vermuthlich gerade dem Gedichte Brentano's nacherzählt hat.*) — Strophe 2. Hat, den Bräutigam zu schauen, Seine Lampe nicht bereit. Anspielung auf das biblische Gleichniß von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen. Evangel. des Matth. Cap. 25. — Str. 6. Nur Cosackenpulke 'ran.

*) Poetisch bearbeitet ist sie auch von Friedrich Rückert worden. (Gesammelte Ged. S. 446.)

Die Cosacken sind die kriegerischen Bewohner des südlichen Rußland's, in Lebensart, Gewöhnung und Liebe zu den Pferden und Art zu kämpfen den alten Hunnen ähnlich, die von Abgaben und dem regelmäßigen Kriegsdienste größten Theils befreit sind und statt dessen die Gränzen bewachen müssen. So haben sie in der neuesten Zeit in den Streitigkeiten mit den kaukasischen Völkern Rußland erhebliche Dienste geleistet. In größeren Kriegen (im siebenjährigen und den Befreiungskriegen) bilden die Cosacken die leichte Reiterei; alle Waffenfähige rücken alsdann ins Feld. Pulks heißen ihre Regimenter, die eine Stärke von 500 — 3000 Mann haben, und denen Hettmanns vorstehen. Sie zerfallen in viele Stämme: unter diesen ist der der donischen (am Don) der kultivirteste, unabhängigste und freieste, auch, wie in den Jahren 1814 u. 15 sichtbar war, der am besten equipirte und uniformirte.

(S. 155.) **Die Weihe,** von **H. Heine.**

Heinrich Heine ist im Jahr 1797 in Düsseldorf von jüdischen Eltern geboren worden. Anfangs in Hamburg entschlossen sich dem Kaufmannsstande zu widmen, begab er sich nachher nach Bonn und studirte die Rechtswissenschaften daselbst, in Göttingen, in Berlin und wieder in Göttingen, wo er Doctor juris wurde. Nach dieser Zeit hielt er sich in Hamburg, Berlin und München (als Redacteur) auf und lebt nun in Paris. Ueber seinen Aufenthalt in dieser Stadt haben Lewald, Beurmann und Wihl zum Theil Widersprechendes geschrieben. Gedichte, Berlin 1822. Die Sammlung seiner ausgezeichnetsten lyrischen Poesien bildet das Buch der Lieder, Hamburg 1827, N. A. 1837 u. 39. Reisebilder, Hamburg 1826 — 1830, 4 Bde. Der Salon, 3 Bde u. s. w. Dramen (Almansor, Radcliff). Für sein neuestes Werk hatte ich die Erklärungen und Erläuterungen zu Shakspearischen Frauenbildern, welche er für einen pariser Buchhändler besorgt hat. — Heine brachte die Zerrissenheit, das Spielen mit dem eigenen Weh in unsere Lyrik. Vieles hat er tief gefühlt, die Gedichte, in welchen er sich der Märchenwelt, deutscher und fremder,

nähert, sind überaus lieblich; manches aber ist auch unwahr und gemacht, oder Anstoß erregend. Die Sprache hat er überall in seiner Gewalt und kennt ihre Zauber. Leider scheint er in der letzten Zeit wenig mehr zu dichten (Kleineres in der Zeitung f. d. eleg. Welt, in Lewald's Album der Boudoirs u. a.), mag er nun zu sehr gereizt, oder beengt und gedrückt im Auslande sein, oder mögen ihn mit der Jugend die lyrischen Gefühle verlassen haben. Ueber das Herannahen des Alters spricht er selbst in der Vorrede zur 2. u. 3. Aufl. des Buches der Lieder. Gustav Pfizer hat in die Cottaische Vierteljahrschrift eine Beurtheilung von Heine's Gedichten geliefert, welche jedoch ungerecht ausgefallen ist. — Die Weihe gehört zu Heine's frühesten Poesien. Er hat sie ungefähr mit 18 Jahren in Hamburg gedichtet und in einem dortigen Blatte abdrucken lassen. In den Gedichten steht sie S. 67, in das Buch der Lieder ist sie aber, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, nicht aufgenommen worden. Deutlich ist in ihr noch die Hinneigung zur romantischen Schule, wie sich denn auch Heine als Student in Bonn an A. W. Schlegel angeschlossen und diesem seine Gedichte zur Correctur gegeben hat. — Maria wird als Fürsprecherinn bei Gott und als Helferinn in der Noth verehrt; die Mystik des Mittelalters hat ihr zugleich glänzende Jugend und himmlische Schönheit verliehen, die Jakob Balde in dem 17. Jahrhunderte noch durch seine feurigen Gesänge verherrlicht hat. Hier erbarmt sie sich des Jünglings, der nach irrem, schwankendem Sehnen zu ihr fleht, und richtet sein Sinnen und Dichten von nun an immerdar nach oben. Aehnlich ist Heine's Wallfahrt nach Kevlaar. Des Sohnes Braut ist gestorben, und er geht mit der Mutter in der Procession nach Kevlaar. Da opfert er der Muttergottes ein wächsernes Herz, damit sie sein wundes Herz gesund mache, und sie tritt des Nachts zu ihm in sein Kämmerlein und heilt es mit dem Tode.

Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt sey'st du, Marie!

Dem Gedichte Heine's gleicht in der Form ein Lied, welches Arnim u. Brentano nach mündlicher Ueberlieferung in das Wunderhorn aufgenommen haben (I. S. 178 ff.). Gräfinn Elsbeth verläßt ihrer Hochzeit Fest, um vor ihrer Abreise einem Marienbild in einer Kapelle Lebewohl zu sagen. Einen Räuber reizt ihr Schmuck; aber als er schon das Schwert erhoben, rührt ihn der Gräfinn Gebet. Er wirft sich vor ihr nieder und wird, nachdem sie bei Maria auch für ihn gebetet, frommer Büßer. Aehnliche Sagen und Legenden (darunter von Uhland, Platen u. a.) finden sich in Dr. J. B. Rousseau's Marienbüchlein, Frankf. a. M. 1836. Derselbe giebt jetzt nach einem umfassenderen Plane auch „Muttergottesrosen" heraus.

(S. 157.) **Der Schatzgräber,** von **W. v. Goethe.**

Ein Stück Goethe'scher Lebensphilosophie, das Glück einer heiteren Beschränktheit gegenüber dem Streben in die Weite nach Reichthum und Genuß. Goethe war überhaupt der praktischen Seite des Lebens gar nicht abgewendet, und liebte auch in seiner Nähe thatkräftige, rüstige Naturen. Seinem Wesen nach steht dies kleine Gedicht dem Faust gegenüber. In beiden sehen wir heißes Streben; beides geht weit aus einander, soll aber endlich doch auf Genuß hinausführen. Der Unterschied liegt hauptsächlich zwischen Mephistopheles und dem guten Genius, dem schönen Knaben mit der vollen leuchtenden Schale, welcher Muth des *reinen* Lebens trinken läßt. Der Anwendung in der letzten Strophe Aehnliches findet sich bei Goethe an verschiedenen Orten; so in den Liedern S. 74:

> Willst du immer weiter schweifen?
> Sieh, das Gute liegt so nah.
> Lerne nur das Glück ergreifen,
> Denn das Glück ist immer da.

Ferner S. 113:

> Ich weiß nicht, was mir hier gefällt?
> In dieser engen, kleinen Welt
> Mit holdem Zauberband mich hält? u. s. w.

Anderes noch in den gesellschaftlichen Liedern des 1. Bandes, in den zahmen Xenien und im Faust, welches mehr oder minder hierher gehört.

(S. 158.) **Märchen, von L. Uhland.**

Uhland hat hier auf eine ebenso geistreiche, als gemüthliche Weise ein deutsches Märchen als Gestaltung und Geschichte deutscher Poesie ausgedeutet, und diese schöne allegorische Romanze bilde einen würdigen Schluß der ursprünglich deutschen Romanzen und Balladen in unserer Sammlung. Das Märchen von der verzauberten Prinzessinn, die aus dem tiefen Schlafe im alten Schlosse durch den Prinzen erweckt wird, steht in den Haus- und Kindermärchen der Brüder Grimm unter dem Namen „Dornröschen". schlicht und einfach erzählt, wie alle Sagen dieses schönen Werkes. Platen hat es in einem seiner frühesten Dramen bearbeitet und neben ihm her das bekannte Märchen vom Aschenbrödel laufen lassen. Daher der Name „der gläserne Pantoffel." Wenn ich mich recht erinnere, waren bei der Geburt der Prinzessinn sieben Feen eingeladen; eine achte hatte man vergessen, sie erschien ungeladen. So konnte sie denn kein silbernes Gedeck erhalten, wie die übrigen, und gab erzürnt der Neugeborenen als Angebinde die böse Prophezeiung. Durch Vermittlung der übrigen ward dereinstige Erlösung möglich. Endlich weckt der eine der beiden Prinzen, welche früher nichts von Heirathen hören wollten, die Schlafende, und der andere vermählt sich mit Aschenbrödel. Zwischendurch bringt das Schauspiel einen Lear'schen Narren und manche andere komische Personen. Das Märchen ist indeß bei dem deutschen Volke nicht allein geblieben; auch andere Völker germanischen Stammes kennen dasselbe. So wird es von Walter Scott's Alterthümler kurz erzählt, und in Perrault's Contes de ma mère l'Oye (à Paris 1781) finden wir es, nach Götzinger, unter dem Namen „la belle au bois dormant." Doch kann es der französische Märchenerzähler auch einer älteren deutschen Sagensammlung entnommen und den gar frostigen, zu dem

übrigen poetischen Leben schlechterdings nicht passenden Schluß hinzugefügt haben. Bei ihm gebiert nämlich die junge Königinn ihrem Gemahle zwei Kinder, welche die alte böse Königinn sammt der Mutter fressen will. Der Hausmeister schiebt aber Thiere unter und läßt die Alte diese verzehren. Sie entdeckt den Betrug und will die Geretteten in ein Faß voll Schlangen stürzen lassen; da aber der junge König kommt, springt sie verzweifelnd selbst hinein. Wie könnte diese geschmacklose Nachbildung der altgriechischen Mythe vom Saturn in das liebliche romantische Märchen kommen, wenn nicht durch die Hand des Franzosen? Götzinger wundert sich daher mit Unrecht, daß Uhland diesen „zweiten Theil" des Märchens nicht zur Fortführung seiner Allegorie gebraucht habe. Denn erstens hat Uhland höchstwahrscheinlich nur das deutsche Märchen, schwerlich aber das französische Perraults gekannt; und dann, wäre er selbst mit diesem bekannt gewesen, so hätte sich sein Dichtergeist wohl nur an den einfachen schönen ersten Theil gehalten. Die Allegorie ist sehr glücklich durchgeführt; der Dichter hat nicht leicht eine Aehnlichkeit in dem Gange des Märchens und der Geschichte unserer Poesie vorübergehen lassen. Wie wunderschön malt er die Blüthe des ritterlichen deutschen Minnegesangs! Darauf wird die Holde nicht gänzlich getödtet von der gelehrten Schuldichtkunst, sondern nur in tiefen Schlummer hingestreckt; denn Ahnungen der wahren Poesie mögen auch in der trostlosesten Zeit deutschen Geisteslebens, im 15., 16. und 17. Jahrhundert, *) in manchen Herzen heiß geglommen haben. In der Wiedererweckung der wahren deutschen Poesie darf man nicht das Entstehen der neueren Romantik, der romantischen Schule, sehen. Vielmehr glaube ich gradezu, daß Uhland Goethe'n

*) Diese Stubenpoesie verspottet Uhland öfter. So läßt er in den Glossen ihren Anhänger ungefähr sagen: Zeit, in der man nur zierlichen lateinischen Vers gemacht, Zeit bepuderter Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken, Steig auf in der alten Pracht!

im Auge gehabt und ihn zum Königssohne gemacht hat. Zwar haben vor diesem, unserem Meister, schon einzelne kühne Jäger den Weg zum bezauberten Schlosse betreten; so Klopstock und Lessing, der besonders rüstig mit dem Degen Bahn zum Schlosse hin gehauen hatte; aber Goethe'n erst war es bestimmt, die Holde mit einem innigen Kusse zu erwecken. Die drei Jäger, welche mit dem Königssohne ziehen, könnte man gar wohl als Schiller, Herder und Wieland, Goethe's Freunde in Weimar, deuten. Erst nachdem der Königssohn die Prinzessinn erweckt hat, erwachen in den hohen Nischen die gewappneten Ritter mit goldenem Saitenspiel, erst nach Goethe's Vorgang und glänzendem Vorstreben konnte die romantische Schule sich bilden, die zur Naturanschauung der Minnesänger zurückkehrte. Diese Erklärung dünkt uns die wahrscheinlichste und sachgemäßeste. Will man aber einmal durchaus das Erwachen in Uhland's Märchen auf das Entstehen der romantischen Schule beziehen, so ist Tieck unzweifelhaft der Königssohn, mit dessen Dichtung auch das Reiten und Schweifen in Waldeinsamkeit harmonirt. Die drei Jäger müßten dann die beiden Schlegel und Novalis sein. — Von Heine haben wir ein Sonett (B. d. Lieder, S. 91), welches an das deutsche Märchen erinnert. Es muß aus seiner frühesten Zeit sein, denn er spricht zu Aug. Wilh. von Schlegel, den er jetzt so sehr lästert:

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Thurmfrisur, und wespengleich geschnüret;

So war die Aftermuse ausstaffiret
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort von dunkelm Trieb geführet.

Da fandest du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildniß,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.

Doch wich der Zauber bald, bei deinem Gruße
Aufwachte lächelnd Deutschlands ächte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.

Doch läßt hier Heine Deutschlands ächte Muse sicherlich nicht für die ganze deutsche Poesie aufwachen — dieser leuchtete sie schon längst — sondern nur für A. W. Schlegel, den einst eine Aftermuse, nach ihrem Costume die des siécle de Louis XIV., verführen wollte. — Es bleibt uns noch Einzelnes im Laufe des Gedichts zu erwähnen übrig. Str. 5: Rein in den Rosengärten. Vielleicht eine Anspielung auf den Rosengarten zu Worms, in welchem einst Volker seine Lieder zur Fiedel erklingen ließ, und der auch noch in späterer Zeit ein Hauptplatz ritterlicher Spiele und ritterlichen Sanges war. In welcher Beziehung das Rosengartenlied, ein episches Gedicht, das wir noch besitzen, zu diesem steht, weiß ich nicht. — Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach. Durch diese beiden repräsentirt Uhland den gesammten Minnegesang. Von Heinrich von Ofterdingen besitzen wir zwar nichts mit Gewißheit, doch wird ihm von Vielen der König Laurin (Kunech Luarin) zugeschrieben, und von bedeutenden Männern sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit das Lied der Nibelungen. Daß er aber ein großer Sänger muß gewesen sein, beweist das, daß er auf der Wartburg den bekannten Sängerkrieg mit dem weit älteren Wolfram von Eschenbach unternahm, der unter allen deutschen Dichtern des Mittelalters, denen wir Werke mit Bestimmtheit zuschreiben können, der größeste ist, nicht nur, weil er uns die tiefsinnigen Epen Titurel und Parcifal hinterlassen hat, sondern auch als lieblicher Sänger von eigentlichen Minneliedern. — Mit Degen und mit Speere Waren sie stets bereit. Helden und Fürsten waren im Mittelalter Dichter, nicht nur in Deutschland (Kaiser Heinrich VI., Konradin, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg u. viele andere), sondern besonders auch in der Provence. — Und sangen widerstreit d. i. in Wettkämpfen. Der berühmteste von

diesen ist der obenerwähnte Wartburgkrieg. Osterdingen sang mit Eschenbach, und der Ueberwundene sollte das Leben verlieren. Jener ward, vielleicht durch Parteilichkeit, für besiegt erkannt, fand aber Schutz unter dem Mantel der Landgräfinn Sophie von Thüringen und zog nach Ungarn, um den Meister Klingsohr zum Richter in einem neuen Kampfe zu rufen. Bei dem zweiten Singen stritten auch Klingsohr und Eschenbach; endlich endete sich der Kampf friedlich zum großen Ruhme aller. In dem alten Gedichte „der Wartburgkrieg", welches man nach den verschiedenen Codicibus, dem Manessischen, jenaischen und kolmarischen, bald Osterdingen, bald Klingsohr und bald Eschenbach zuschrieb, sind die Wettgesänge Räthsel und Auflösungen sinnreicher Fragen. Ausgabe mit Uebersetzung v. Ludw. Ettmüller (Ilmenau 1830). Vergl. Aug. Koberstein's Abhandlung über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburger Kriege. Bekannt ist dieser Liederkampf durch neuere Bearbeitungen von Hoffmann, Bürck, Boas u. a. geworden. Auch Novalis wollte in seinem Heinrich von Osterdingen den Wartburgkrieg auf eigene Weise verarbeiten. Der Tod hat ihn verhindert. — Von alter Städte Mauern Der Widerhall erklang, Die Bürger und die Bauern Erhuben frischen Sang. Der Anfang des Meistergesangs, der im 14. Jahrhundert auf den ritterlichen Minnegesang folgte, indem die Dichtkunst aus den Händen des Adels in die der Bürgerlichen überging, namentlich in die der Handwerker, hatte noch viele holdselige Blüthen, welche aus den Meisterschulen zu Mainz, Straßburg, Augsburg, Frankfurt u. s. w. hervorkamen. Erst später ward er hölzern, geistlose Reimerei und Gießen in gewohnte Formen. — Der Senne hat gesungen, Der in den Wolken wacht. Volkslieder der Schweizer, die meistens Kriegslieder waren. Die vortrefflichsten hat im 14. Jahrhundert Peter Suchenwirth gesungen und in späterer Zeit Veit Weber. Diese und andere sind in O. L. B. Wolff's historischen Volksliedern der Deutschen (s. Seite 300.)

aufgenommen. — Ein Lied ist aufgeklungen Tief aus des Bergmanns Schacht. Lieder der Bergknappen, Bergreihen (Bergkreyen) genannt, kennt man aus dem 15. Jahrhundert. Herzog theilt in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur (S. 183) zwei derselben aus einer 1520 in Nürnberg gedruckten Sammlung mit. — Str. 13: Die haspl' ich schnellerweis'. Götzinger: „1000 Fäden abgehaspelten Garns gehen in Schwaben auf einen Schneller. In Norddeutschland sagt man die Strähne, der Strähn (der Strang)." — Str. 19: Ein alter Spindelmann. Ein Anhänger der gelehrten Poesie, der Stubenpoesie, des ausgetrockneten Philisterthums, der als Rezensent den jungen Dichter von der betretenen Bahn abhalten will. Der Name Spindelmann scheint durch Uhland, der sich scherzweise einst selbst Spindelmann den Rezensenten genannt hat, in Gang und Gebrauch unter den schwäbischen Dichtern gekommen zu sein. Justinus Kerner hat ein Gedicht geschrieben: „Spindelmanns Rezension der Gegend," in welchem er die mergelnde, krankhafte Gewöhnlichkeit, die alles Schönheitsgefühl entbehrt, eine romantische Gegend beurtheilen läßt.

(S. 166.) **Das Lied vom Thrym,** von **Ad. von Chamisso.**

Chamisso hat dieses aus dem Isländischen der älteren Edda übersetzt, welche fast durchaus aus stabgereimten Liedern (Alliterationen) und wenigen prosaischen Bruchstücken besteht, und nach gewöhnlicher Annahme von dem Isländer Sämunt dem Weisen (geb. 1056. gest. um 1133) gesammelt wurde, für welche Meinung aber kein einziges altes Zeugniß vorhanden ist. Mone (Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, I. S. 217 ff.) theilt die Lieder der alten Edda in drei Arten religiöser Ueberlieferung, nämlich in die mythologischen (Götterlieder), epischen (Heldenlieder) und mysteriösen. Der erste Theil umfaßt also die Geschichte der Götter und der Welt, wozu 13 Lieder gehören. Von diesen ist die Thryms-

Quida oder Hamarsheimt *) nach Mone's Eintheilung das fünfte. Gräter (Nord. Alterthumskunde, 1. Bdch. Seite 18) nennt die Thryms-Quida und Skirnirsför (Σκιρνήρου ὁδοιπορία Skirners Fahrt) zwei epische oder erzählende Poesien in Homer's Geist, Art und Sprache. Eine Uebersetzung der alten Edda haben die Gebrüder Grimm begonnen und 1815 in Berlin 13 Lieder des epischen Theils, Text, Uebersetzung und Anmerkungen, herausgegeben. Die Eddalieder von den Nibelungen u. dgl. m. übersetzte von der Hagen. Außerdem giebt es manche zerstreute Uebersetzungen einzelner Lieder. Ob die Thryms-Quida schon vor Chamisso übersetzt worden ist, weiß ich nicht, vielleicht von Fr. Majer in den mythologischen Dichtungen und Liedern der Skandinavier, Leipz. 1818 (die ich jedoch nicht kenne), da dieser auch Skirnirsför und Vegtams-Quida übertragen hat. Chamisso selbst spricht bescheiden von diesem Werke, seinem Liede vom Thrym, als von einem Versuche. Ueber die Treue kann ich nicht urtheilen, aber wohllautend ist die Uebersetzung. Das vorgesetzte lustige Motto nimmt sich komisch zu Mone's tiefsinniger Erklärung der Sage aus. In der jüngeren oder snorrischen Edda, aufgeschrieben von Snorri Sturlason (geb. 1178, erschlagen 1241), übers. von Rühs, Berl. 1812, und von Majer (Mythol. Dichtungen und Lieder der Skandinavier), Leipz. 1818, ist der Raub und die Wiedererlangung des Hammers nicht erzählt. — Geben wir nun zuerst eine Erklärung der einzelnen Götternamen u. dgl. m., nach Mone und oft mit den Worten der jüngeren Edda, und führen dann zum Schlusse des genannten Gelehrten Deutung der Thryms-Quida an. Thor der Sohn Odin's und Frigga's, der Erde, ist nach Mone's Deutung das organische Leben der Natur, der Sonnenheld, weil die Sonne als Inbegriff der organischen Thätigkeit mit Recht angesehn wurde. Sein Weib ist Sif, die Aerndte. In

*) Tryms-Quida edr Hamarsheimt (Recuperatio mallei). Edda Saemundar hinna Froda. P. I. pag. 182. sqq.

der jüngeren Edda (übers. v. Rühs. S. 184) heißt es: Er heißt Asathor oder Aukathor. Er ist der Stärkste von allen Göttern und Menschen. Er hat drei Kleinode, den Hammer Mjölner, welchen Rhimtussen und Bergriesen empfinden, wenn er emporgehoben wird, und man darf sich nicht darüber wundern, den er hat ihren Verwandten und Freunden manchen Kopf damit eingeschlagen; das andere ist Megingjarder, der Zaubergürtel: und spannt er ihn um, wächst seine Kraft um die Hälfte. Das dritte Kleinod, das außerordentlich wichtig ist, sind die Eisenhandschuhe: ihrer kann er nicht entbehren, um Mjölner's Schaft zu fassen. Keiner ist so klug, um alle Großthaten Odin's erzählen zu können; ich kann deren so viele berichten, daß der Tag nicht hinreichen würde, um alles zu sagen, was ich weiß. Nach Mone a. a. O. S. 405 ist der Hammer Mjölner, der Zermalmer, als Donner bekannt, bezieht sich aber auch auf die goldne Zeit, da alle Götter Schmiede waren, und läßt uns ahnen, mit welcher gewaltigen Kraft die Weltschmiede die Riesenkräfte gebändigt haben müssen, da die Gewitter noch Ueberbleibsel ihrer Werkstätten sind. Bei dem Weltuntergange erlegt Thor die Mitgardsschlange, fällt aber gleich darauf durch ihren Gifthauch todt zur Erde. Ueber Thor besonders die Sagenforschungen von L. Uhland, I. der Mythus von Thor, Stuttg. 1836. — Loki, der Sohn des Riesen Farböti und Laufeyas, wird nach der jüngeren Edda unter die Asen gezählt (S. 190), aber von vielen eine Schande für Götter und Menschen genannt. Seine Frau heißt Sygin. Loki ist von hübschem Aussehn, aber von böser Denkungsart und sehr launisch. Er zeichnet sich vor andern durch List und Behendigkeit aus. Er brachte die Asen oft in schlimme Verlegenheit und oft half er ihnen wieder durch seine Pfiffigkeit. Loki veranlaßt Ballders des Guten, des schönsten unter allen Asen, Tod, und durch diesen tritt später die Götterdämmerung (Ragnarokr), der Weltuntergang, ein. Für jenen Mord wird er an drei durchbohrte Klippen gefesselt. Beim Weltbrande wird er frei,

denn da brechen und reißen alle Fesseln und Bande, mit seinem Geschlecht zieht er zum Kampfe gegen die Asen und verdirbt sie. Zuletzt fällt er selbst im Zweikampfe mit Heimdallr, Surtur verbrennt dann die ganze Welt, die Sonne wird schwarz, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel fallen die hellen Sterne, Rauch wallt auf vom Feuer, die hohe Flamme fliegt bis zum Himmel. So lautet der Schluß der Voluspá, des bedeutendsten eddischen Liedes, das die Grundlage der ganzen nordischen Religion von der Schöpfung der Welt bis zu ihrem Untergange enthält. Mone (S. 421) deutet: War Loki in der materiellen Schöpfung das Widerstrebende gegen das Naturgesetz, die wilde, zügellose Unbändigkeit, die, wo sie kann, alle Schranken zerreißt, so erscheint er im geistigen Leben als die rücksichtslose Willkür, als Lüge und Falschheit und in sittlicher Hinsicht als Leichtsinn, Unverschämtheit und Sünde. Er ist überhaupt das Verderben oder das Uebel in der Welt, das sich aus ihr selbst entwickelt, weil sie aus Geist und Materie zusammengesetzt ist. So tritt denn am Ende (S. 451) der Glaubenssatz hervor, daß die Welt durch ihre eigene Bosheit, also durch ihre Freiheit zu Grund geht. — Freya ist die Tochter des Asen Niord und die vornehmste der Asinnen nach Frigg. Sie hat ihre Wohnung im Himmel, die Folkvang heißt, und die Hälfte aller Gefall'nen gehört ihr, die andere Odin. Ihr Saal Sesrumner ist sehr schön, daher das herrliche Haus der Freya. Wenn sie auszieht fährt sie mit zwei Katzen an dem Wagen. Nach ihrem Namen werden vornehme Weiber Frauen genannt. Sie ist sehr schön, ihr Gemahl heißt Odr, und noch schöner als sie ist ihre Tochter Hnoß. Nach Mone entspricht sie in den Grundzügen ihres Wesens der griechischen Aphrodite. Ihr Gemahl Odr, der ihr entflohen ist und den sie verfolgt, soll die stürmische, feurige Begierde sein. Daß sie Flügel verleiht, wie die Thrymsquida erwähnt, erinnere ich mich nicht gefunden zu haben. Str. 13: Fraya'n entfällt im Zorne der funkelnde Halsschmuck. Sie hat nach der jüngeren Edda einen

goldenen Schmuck, der Breising heißt. Derselbe wird nachher bei der Verkleidung dem Thor angelegt. — Das Land der Götter ist Asgaard (Asgarthr), die Götterburg, der Himmel; darin wohnen alle Asen und Asinnen (mag man nun zusammen sechs und zwanzig annehmen oder mehr und weniger) in besonderen Wohnungen. Doch werden dieser nur zwölf besonders aufgeführt. Der Weg vom Himmel zur Erde ist die Brücke Bifrost, der Regenbogen. — Das Reich der Riesen, Riesenheim (Jotunheim) ist nahe an der heiligen Esche Ygdrasill, wo Mimirs Born fließt. Der Ahn der Riesen war Ymir, der in Gap-Ginnunga, dem Chaos, durch Muspellzheims Wärme und Niflheims kalten Reif entstanden war. Er zeugte den Aurgelmir, dieser den Bergelmir. Aber Börs, des ersten Menschen, Söhne Odin, Wili und We erschlugen Ymir, und in seinem Blute ertrank sein ganzes Geschlecht, das der Eisriesen (Hrimtussen), bis auf Bergelmir und seine Frau, die sich in einem Kahne retteten. Aus Ymir's Leib schufen die Söhne Börs die Erde. Bergelmir und seine Söhne lebten in dem Riesenlande (Jotunheim) als Feinde der Asen und legten gegen diese Verschanzungen an. Sie bestanden viele Kämpfe mit denselben. Nur bei Ballder's Tod standen sie freundlich mit den Asen; in der Götterdämmerung aber ziehen sie unter Loki gegen diese zum Kampfe. Die Edda nennt mehrere von ihnen mit Namen. Sie sind als die unorganische Natur zu deuten; Thrym, der Herrscher der Riesen, ist der Winter. Glättend den Rossen die Mähnen zurecht. Vielleicht sind diese Rimfaxi und Skinfaxi. Norve, ein Riese, der wohnte in Jotunheim, hatte nämlich eine Tochter, die hieß Nacht (Nott), und deren Sohn von ihrem dritten Manne Delling aus dem Asengeschlechte war Tag (Dag). Nacht, die schwarz und dunkel ist, fährt voran mit dem Pferde, welches Rimfaxi (Reifmähne) heißt, und jeden Morgen bethaut es die Erde mit dem Schaum seines Gebisses. Das Pferd, womit Tag, der hell, licht und schön ist, fährt, heißt Skinfaxi (Schein- oder Glanzmähne), und es erleuchtet

mit seiner Mähne die ganze Luft und Erde. Thrym's Hunde, deren die Thryms = Quida unmittelbar vorher erwähnt (Fert'gend den Hunden Fesseln von Gold) kenne ich nicht. Uebrigens waren die Riesen Schmiede, wie auch früher die Asen. (S. Mone, II 377. Völuspa, 29. u. 30. Str. Dämisaga, 42. u. 43. Die jüngere Edda, 11. Cap. „Von Odins Pferd und Schiff"). — Wie steht's mit den Elfen? Ueber die Elfen siehe Seite 477 und 485. — Laß von der Höhe mich hören die Kunde d. h. stehend. — Heimdall, der hellleuchtende Gott. Heimdall, auch der weiße Ase geheißen, wohnt auf der Himinburg an der Bifrostbrücke. Er ist gleichsam der Götter Wächter, und wohnt am Ende des Himmels, um die Brücke gegen die Bergriesen zu bewahren. Er bedarf weniger Schlaf, als ein Vogel, sieht so gut bei Nacht, als bei Tage, nämlich 100 Meilen weit. Er kann Gras und Wolle wachsen hören, folglich auch, was einen stärkern Laut giebt. Er hat eine Posaune, Gjallarhorn, und stößt er hinein, wird er in allen Welten gehört. Im Weltuntergange kämpft er mit Loki, und beide fallen. Gedeutet wird er als Weltgeist, in welchem das Bewußtsein der ganzen Schöpfung lebt. Ja nach Mone (II. S. 328) ist sogar Heimdallr identisch mit dem treuen Eckhart der deutschen Heldensage (siehe Seite 399.), namentlich mit dem des Nibelungenliede, der die zu den Hunnen ziehenden Burgunden warnt. Eckart ist Gränzwächter, wie Heimdallr, er geht dem wilden Heere voraus, wie dieser mit seiner Botschaft dem Einbruche der Riesen u. s. w. — Hastig die Hirsche Heimgetrieben. Die nordische Mythologie kennt besonders vier, Dain, Dvalin, Dunayr und Duratror, welche in den Zweigen der heiligen Esche Ygdrasill herumlaufen uud die Knospen abbeißen. Doch sind diese schwerlich dieselben, welche die Götter nach Riesenheim ziehen. Sie sind diesen feindlich, weil sie dem heiligen Baume schaden. So, wie Mone sie deutet, als Dummheit, Räserei, Erschrockenheit und Unruhe, würden sie auch nicht in die übrige Erklärung passen.

Uebrigens wird weder Freya noch Thor gewöhnlich von Hirschen gezogen, sondern dieser von zwei Böcken und jene, wie schon erwähnt, von zwei Katzen. Die Farren, die goldgehürnten, und die schwarzen Rinder. Der Ochsen erwähnt die Edda an verschiedenen Orten. So schlachten Odin, Loki und Häner einen auf der Reise, und es ist möglich, daß dieses grade im Riesenland war, da der Riese Thiassi zugegen (s. das Cap. Von Iduns Entführung und Zurückkunft). — Ueber die Thryms=Quida sagt Mone (I. S. 406) Folgendes: „Im Gottesdienst und Volksglauben war Thor hauptsächlich als Frühlingsgott und Eröffner des Jahres aufgefaßt, darum ward er auch mit Hörnern abgebildet, und seine meisten Sagen gehen auf diese Bedeutung zurück. So liegt der Thryms=Quida die Idee des ersten Gewitters zu Grunde, das nach der Frühlingsnachtgleiche eintrifft. Thor schläft, d. h. seine Kraft ist im Winter abwesend, Thrymr, der Starke, der Winter stiehlt ihm den Hammer und zwar in der Herbstnachtgleiche, welche Thrymheim genannt wird. Acht Meilen tief unter der Erde liegt der Hammer, acht Monate *) dauert es gewöhnlich, bis nach der Herbstnachtgleiche das erste Gewitter kommt. Loki muß den Mjöllnir auskundschaften, Thrymr will die Freyia als Lösegeld, Thor wird aber auf Heimdallr's Rath als Freyia verkleidet und geht mit Loki zum Thrymr. Der starke, männliche Thor wird also im Winter schwach und weibisch, er vertauscht sein Geschlecht, Heimdallr, der auf der höchsten Winterstufe steht und der Schluß der jährlichen Seelenwanderung ist, auf den die Freyia folgt, muß also nothwendig den Rath dazu geben. Mit andern Worten: da Heimdallr die Seelen zur Wiedergeburt der Frau (Freyia) überliefert, so muß Thor selbst eine Frau (Freyia) werden, wenn er wieder=

---

*) Daß Loki in seinen Lügen die Achtzahl hervorhebt (Fraya habe acht Nächte nichts gegessen, acht Nächte nicht geschlafen), ist ein beständiges Hinweisen auf die acht Wintermonate. M.

geboren sein, d. i. zu seinem Hammer gelangen will. Die goldgehörnten Kühe und schwarzen Ochsen des Thrymr werden ohne Zweifel in Bezug auf das Frühlingsfest erwähnt, der schwarze Stier scheint aber auch dem Frühlingsstier entgegen zu stehen. Thor aß beim Brautgelag einen Ochsen, acht Lachse und trank drei Maas Meth, so daß Thrymr über die gefräßige Freyia erstaunte, und Loki ihn belog. Die Zahlen geben zusammen zwölf, die Monatszahl, Speise und Fruchtbarkeit habe ich oben als gleichbedeutend gezeigt, Thor nimmt also die Speise des ganzen Jahres in sich auf, um sie in Fruchtbarkeit übergehen zu lassen. Als Thrymr den Schleier aufhob, um die Freyia zu küssen, schrack er vor den furchtbaren Augen des Thor zurück; auch darüber wußte ihn Loki zu belügen. Thrym's Schwester aber traute der Sache nicht und forderte das Brautgeld, dennoch ließ Thrymr den Hammer holen, um die Ehe einzusegnen, womit dann er und seine Riesen erschlagen wurden." — Mohnike giebt in seinen vortrefflichen schwedischen Volksliedern (aus Gejer's und Afzelius' Sammlung) Seite 172 ff. ein Lied vom verlorenen und wiedergefundenen Hammer, welches als ein Nachhall, gewisser Maßen als eine Parodie der Thryms-Quida, sich erhalten hat und einen Beweis giebt, daß auch die Eddalieder mit ihren Mythen noch nach der Einführung des Christenthums in Skandinavien fortlebten, und, wiewohl auf mannigfaltige Weise umgewandelt, Stoff zum Volksgesange gaben. Dasselbe Lied findet sich auch norwegisch und dänisch; bei Grimm, altdänische Heldenlieder u. s. w. S. 141, hat es die Ueberschrift: „Lord von Meeresburg und der Tölpelgraf." Thor heißt in dem dänischen Liede Thord af Haßgard (Asgard), in dem schwedischen Thorkar, Freyia Froyenburg, die schöne Sonne, der Riesenkönig Trolltram, die übrigen Riesen Trolle (dänisch das, was das isländische Thusser, Bergriesen, in christlicher Zeit überhaupt böse Geister), deren zuletzt durch den Goldhammer fünf und fünfzig todt und stumm dalagen.

(S. 174.) Erlkönig, von W. von Goethe.

Goethe's Erlkönig in dieser Ballade, die zu seinen allerschönsten gehört, ist der Elfenkönig, Alfkönig, Alpkönig, Elberich; in den französischen und englischen Märchen heißt derselbe Oberon (Auberon von Alberon), welches einerlei Stammes mit Alberich ist. Seine Töchter (Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n, Und wiegen und tanzen und singen dich ein) sind die Elfen. Die Elfen (Alfen) werden in der eddischen Mythologie in Licht= und Schwarzelfen getheilt. Ebenso werden auch die Elfen im Volksmythus als gute und böse vorgestellt. Die ersteren wohnen in der Luft, tanzen auf dem Grase oder sitzen auf dem Laube der Bäume. Ihre Tänze halten sie im Mondenlichte, und im thauigen Grase drücken sie ihre Kreise ein, welche bisweilen gelb und verwelkt, meistens aber von tiefgrüner Farbe erscheinen. Sonntagskinder können die Elfen sehn; auch wer um Mitternacht in einen solchen Kreis eintritt, der erblickt sie, und sie spielen und necken um ihn. Bei den Tänzen spielt der Strömkarl (Strommann), der in einer ewigen Musik lebt, ihnen auf. Man sehe Rühs, Einleitung zur Edda, S. 15 — 17; Arndt's Reise nach Schweden, III. 16 u. 17; Mohnike, Einleitung von Gejer und Afzelius zu der Ballade „Herr Olof tanzt mit den Elfen," S. 208 u. 209. Die Stimme der Elfen ist leise, wie die Luft; sie sind sehr schön, nach der Edda schöner von Gesicht, als die Sonne, und die Angelsachsen haben gar ein Beiwort ælfskinu, elfenschön, welches den Frauen gegeben wird. S. Mone, Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa. I. S. 366. II. S. 115. Die Elfen, glaubt man, haben ihre Könige, feiern ihre Hochzeiten, halten ihre Gastgelage, grade so, wie wir hier oben. Eine Art Elfen ist in den nordischen Traditionen das Hügelvolk. Der große Haufe scheint eine tiefe, melancholische Vorstellung an sie zu knüpfen, gleich als beklagten sie eine halberloschene Hoffnung der Erlösung. (Mohnike, S. 208). Diese guten oder Lichtelfen sind auch diese=

nigen, von welchen in Goethe's Ballade gesprochen wird. Ganz ohne einen Anflug von Tücke sind sie doch nicht; denn daß sie Kinder stehlen oder vertauschen, finden wir an verschiedenen Stellen: so bei Rühs, S. 15. Personen, welche die Elfen entführt haben, dürfen erst nach sieben Jahren zu den Menschen zurückkehren. Aber am Ende von sieben Jahren verschwinden sie abermals und werden selten wieder unter den Sterblichen gesehn. Ueber ihr Schicksal während dieser Zeit weichen die Erzählungen von einander ab; einige führten ein unstätes Leben und wanderten beständig im Mondenscheine, andere bewohnten eine reizende Gegend u. s. w. In Ludwig Tieck's Märchen „die Elfen," welches ich zu dem Schönsten zähle, was dieser Dichter geschrieben hat, laben und freuen wir uns an einem solchen Leben unter den Elfen. Der Bauer auf Seeland fürchtet auch die Ellen- oder Elfenkönige; sie haben ihre besondere Lust, Mädchen zu necken, und sind unvergleichliche Spielleute. Es giebt ein Elfenkönigsstück, das zwar mancher geschickte Musikus spielen kann, aber nicht vorzutragen wagt, denn wenn es ertönt, wird Alt und Jung, ja selbst das Leblose, zum Tanze getrieben, und der Spieler kann nicht aufhören, wenn er nicht das Lied rückwärts spielen kann, oder wenn ihm Jemand von hinten die Saiten der Violine zerschneidet (Rühs, S. 16). — Die zweite Klasse von Elfen, nach unserer obigen Eintheilung die letztere, sind die bösen oder Schwarzelfen. Man denkt sie sich als ein unterirdisches Volk, welches den Menschen oft Schaden und Krankheit verursacht, für welche es eine besondere Art von Aerzten giebt, unter dem Namen der Klugen (Kloka), die in allen Gegenden gefunden werden (Mohnike, S. 208). Von der Heiterkeit und Tanzlust der Lichtelfen besitzen sie nichts; nach der Eddalehre sind sie schwärzer als Pech. Sie entsprechen so ziemlich dem Alp oder Nachtmahr des deutschen Aberglaubens. — Sagen und Mährchen von Elfen sind namentlich gesammelt in Knightley's Mythologie der Feen und Elfen, übers. von Wolff, und in Wilhelm Grimm's irischen Elfenmärchen,

mit gehaltvoller Einleitung, Leipz. 1826 (Nachbildung von Crofton Croker's Fairy legends), einem sehr lieblichen Buche. Volkspoesien, in welchen die Elfen eine Hauptrolle spielen, finden sich fast bei allen nordischen Völkern in Menge. Eine der bekanntesten ist: „Herr Olof tanzt mit den Elfen," welche auch manche Aehnlichkeit mit Goethe's Erlkönig hat. Aus dem Dänischen hat sie Herder in die Stimmen der Völker übersetzt (II. S. 155); ebenso Grimm in die altdänischen Heldenlieder, S. 91. Drei Balladen, welche sich auf den Tanz Olof's mit den Elfen beziehen, finden sich in der Sammlung schwedischer Volkslieder von Gejer und Afzelius. Die erste und einfachste derselben hat Mohnike S. 49 und O. L. B Wolff, Halle der Völker, II. 88. übersetzt. Die dritte steht ebenfalls bei diesem S. 91. Die zweite ist einerlei mit der bekannten dänischen, die, wie eben erwähnt, Herder und nun auch Mohnike (S. 210) übersetzt haben. Die Herder'sche Übersetzung haben Arnim und Brentano in des Knaben Wunderhorn als ein deutsches Volkslied aufgenommen. Doch soll es auch ein echtdeutsches Lied geben, welches Goethe bei seinem Erlkönig fast gänzlich nachgeahmt haben soll. Ich kenne es nicht nnd vermag also nicht über die Wahrheit dieses Gerüchtes zu urtheilen. Unter unseren neueren Dichtern haben noch viele das Elfenwesen zum Gegenstande ihrer Gedichte genommen, und ihr Gefühl hat sie meistens richtig geleitet. Die Elfen gehören zu den lieblichsten, zartesten Geschöpfen nordischer Fabelwelt und können sich gar wohl den weiland vielbesungenen griechischen Sagenwesen an poetischem Gehalte zur Seite setzen. Aus Vielem sei hier nur Uhland's Harald (Gedichte S. 370) genannt. Von größeren Bearbeitungen von Elfenmährchen erwähne ich drei: Tieck's obenerwähnte „Elfen" im Phantasus, Bulwer's Pilger am Rheine, in welchem in der Anlage verfehlten Werke die Elfenpartien vortrefflich, recht ätherisch und leicht, gehalten sind, und endlich Shakspeare's Sommernachtstraum mit seinen luftigen Elfen allen, dem Könige Oberon und der Königinn Titania, mit Erbsenblüthe,

Spinnwebe und den andern, dieses Drama voll der heitersten Laune, des ausgelassensten Witzes, der tiefsten Liebe und der süßesten Verse. An dem Oberon des gleichnamigen Wielandischen Heldengedichts hat sich wenig von der ursprünglichen Elfennatur erhalten. Wieland hat Unrecht, wenn er meint, sein Oberon sei eins mit dem Chaucer's und dem Shakspeare's im Midsummer-Night's-Dream. Der seiner Quelle, des alten Ritterbuchs vom Huon de Bordeaux, ist er auch nicht, denn dieser soll ein Mittelding von Mensch und Kobold sein, der Sohn Julius Cäsar's und einer Fee, der durch eine sonderbare Bezauberung in einen Zwerg verwandelt ist. Chaucer und Shakspeare mögen Wielanden vorgeschwebt haben, aber seine Phantasie hat den Elfenkönig eigen gestaltet.

(S. 175.) **Der König in Thule,** von **W. von Goethe.**

Thule, das nördlichste bekannte Land der Alten über Britannien hinaus, dessen Strabo und Dionysius Periegetes erwähne, ist höchst wahrscheinlich das heutige Island, nach andern aber entweder ein Theil der skandinavischen Küste, oder eine der Faröer, nach Ptolomäus eine der Schetlands-Inseln. Historische Wahrscheinlichkeit hat die Ballade nur wenig, namentlich, wenn Island dieses Thule sein soll. Island war menschenleer, bis im Jahre 873 der Norweger Ingolf sich auf ihm niederließ; seitdem war die ganze Einrichtung patriarchalisch, bis es später unter die Oberherrschaft der Norweger und Dänen kam. War auch die Insel in der alten Zeit weit kultivirter, die Zahl der Bewohner größer und in jeder Hinsicht gebildeter, als jetzt, wie man behauptet, so hatte sich doch den rauhen Normannen schwerlich jener zarte, innige Geist eingepflanzt, der rührend aus dieser Ballade spricht. Ihrem hohen dichterischen Werthe benimmt freilich die geringe historische Wahrscheinlichkeit nichts. — Hegel spricht im 2. Bande seiner Aesthetik zuerst vom Romantischen überhaupt, dann von dem religiösen Kreise der

romantischen Kunst, 3. von dem weltlichen, oder dem Ritterthume und 4. von der formellen Selbstständigkeit der individuellen Besonderheiten oder des Charakters. Dieses letzte oder dritte Capitel handelt zuerst von der Selbstständigkeit des individuellen Charakters oder des bestimmten, mit partikulären Eigenschaften und Zwecken versehenen Subjekts, dann von den Situationen, Begebenheiten, Verwicklungen und Handlungen, welche außer jenem abgeschlossenen Charakter und ihm gegenüberstehen und als Abentheuerlichkeit geltend gemacht werden, und zuletzt von der Auflösung der romantischen Kunstform. Das Formelle der individuellen Besonderheit kann nun 1. in der Festigkeit und 2. in der Innerlichkeit des Charakters liegen, welche letztere sich aber nicht expliziren und vollständig äußern kann, vielmehr in der unaufgeschlossenen Tiefe des Gemüths verharrt. Hier heißt es nun S. 203 weiter: „In dieselbe Kategorie solcher Innigkeit, die sich nicht zur vollständigen Explikation ihrer herauszubilden vermag, gehören meistentheils auch die Volkslieder, besonders germanische, welche es in der gehaltvollen Gedrungenheit des Gemüths, wie sehr dasselbe auch von irgend einem Interesse sich ergriffen zeigt, doch nur zu abgerissenen Aeußerungen zu bringen vermögen, und hieran eben die Tiefe der Seele offenbar machen. Es ist dies eine Darstellungsweise, welche in der Stummheit gleichsam zum Symbolischen wieder zurückgeht, indem, was sie gibt, nicht die offene, klare Darlegung des ganzen Innern, sondern nur ein Zeichen und eine Andeutung ist. Wir erhalten jedoch hier nicht ein Symbol, dessen Bedeutung, wie früher, eine abstrakte Allgemeinheit bleibt, sondern eine Aeußerung, deren Inneres eben dieß subjektive, lebendige, wirkliche Gemüth selbst ist. In den späteren Tagen eines durchweg reflektirenden Bewußtseins, das jener in sich zurückgedrängten Naivität fern steht, sind solche Darstellungen von höchster Schwierigkeit, und geben den Beweiß eines ursprünglich poetischen Geistes. Daß Goethe besonders in seinen Liedern auch darin Meister sei, so symbolisch zu schildern, d. i. in einfachen, scheinbar äußer-

lichen und gleichgültigen Zügen, die ganze Treue und Unendlichkeit des Gemüths offen zu legen, haben wir schon früher gesehen *). Von dieser Art ist z. B. der König von Thule, der zum Schönsten gehört, was Goethe gedichtet hat; durch nichts giebt der König seine Liebe kund, als durch den Becher, den dieser Alte von seiner Geliebten bewahrte. Im Sterben steht der alte Zecher, um ihn her die Ritter, im hohen Königssaale, sein Reich, seine Schätze gönnt er seinen Erben, den Becher aber wirft er in die Fluth, kein Anderer soll ihn besitzen.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Solch ein tiefes, stilles Gemüth aber, das die Energie des Geistes, wie den Funken im Kiesel, verschlossen hält, sich nicht ausgestaltet, sein Dasein und seine Reflexion über dasselbe nicht ausbildet, hat sich denn auch nicht durch diese Bildung befreit. Es bleibt dem grausamen Widerspruch ausgesetzt, wenn der Mißton des Unglücks in sein Leben hineinklingt, keine Geschicklichkeit, keine Brücke zu haben, sein Herz und die Wirklichkeit zu vermitteln, und ebenso die äußern Verhältnisse von sich abzuwehren, gehalten dagegen zu sein und an sich zu halten." Hier folgt Hamlets tiefes Gemüth als Beispiel u. s. w. — Ludwig Achim von Arnim schreibt in seiner Nachrede zum Wunderhorn „Von Volksliedern" an Kapellmeister Reichard: „Durch die lustige Schaar von Winzern zieht dann wohl ein Frankfurter mit einer Guitarre, sie sammeln sich um ihn, sie staunen dem König von Thule, der Becher stürzt in den Rhein, der Ernst ihres Lebens wird ihnen klar, wie wir klar sehen in wunderbaren Gedanken durch dunkle Nacht." Möglich ist es, daß Arnim hier einer Tradition gefolgt ist, daß Goethe selbst jener Frankfurter mit der Guitarre ist. So werden

*) Im II. Bande der Aesthetik S. 109 und an verschiedenen Orten des I. und II. Bandes angedeutet.

wir auf die Entstehung der schönen Ballade geleitet. Sie stammt aus des Dichters frühester Zeit, als er sich nach Vollendung seiner akademischen Jahre im älterlichen Hause zu Frankfurt aufhielt. Er lebte viel in heiteren Kreisen, manche seiner Werke sind blos durch seine Gesellschaft entstanden, und so mag ihm denn der König von Thule zuerst auch Gesellschaftslied gewesen sein, was er noch jetzt als wahres Volkslied durch das ganze Deutschland ist. Goethe erzählt selbst im 3. Theile von Dichtung und Wahrheit, S. 289: „Im Gefolg von diesem Seelen- und Geistesvereine (in Cöln mit der Familie Jakobi, Lavater u. a. auf seiner Reise im Frühherbste den Rhein herab), wo alles, was in einem jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neusten und liebsten Balladen zu rezitiren. Der König von Thule und „Es war ein Bube frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren, und nur selten über die Lippen kamen."

(S. 176.) **Der Gefangene,** von **C. Matzerath.**

Christian J. Matzerath, ein junger Dichter, um 1812 in der jetzigen preußischen Rheinprovinz geboren, in Linnich lebend, ließ im Jahre 1838 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen seine Gedichte erscheinen, von denen einzelne früher im Morgenblatt und andern Orten abgedruckt worden waren. Außerdem haben wir von ihm ein Schriftchen zur Versöhnung und Beilegung der cölnischen Streitigkeiten (Meditationen eines rheinischen Katholiken u. s. w.); auch giebt er mit Freiligrath (s. d. Anmerk. zum Löwenritt) und Karl Simrock, dem talentvollen Dichter Wielands des Schmieds und vieler rheinischen Sagen, dem, der zuerst das Nibelungenlied ausgezeichnet und außer diesem noch manches Altdeutsche und Englische (die Quellen des Shakspeare) übersetzt hat, ein Jahrbuch für Kunst und Poesie auf 1840 heraus. Matzerath reiht sich würdig in den Kranz jüngerer Dichter am Niederrheine, welchen Freiligrath, Simrock, Hub, Reinick,

21*

Müller, Pfarrius, Firmenich u. a. bilden. Originell kann man ihn nicht nennen; oft ahmt er vielmehr nach, sei es nun Goethe'sche Formen und Ideen, oder den pomphaften Schillerischen und den Uhlandischen einfachzarten, innigen Balladenton, oder gar Matthisson, oder endlich ernste, düstere nordische Balladen und Sagen, wie wir sie aus Wilhelm Grimm's Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen (Heidelberg 1811) und theilweise aus Gejer's und Afzelius' schwedischen Volksliedern, übersetzt von Mohnike, (Berlin 1830) kennen. Zu diesen letzteren gehört der Gefangene, der treu und wahr im Geiste der gewaltigen Nordlands-Poesie gedichtet ist. Starr und stark wie die Felsen der heimischen Küste, war der Charakter der nordischen Krieger und Seeräuber, wild und unerbittlich, wie die Wellen der Brandung. Der schönste Tod, der ehrenvollste des Mannes, war der in der Schlacht, blutloses Sterben auf dem Lager, „Strohtod," wurde tief verachtet. Um dieses schimpfliche Ende nicht zu nehmen, tödteten sich die Greise freiwillig und freudig, wenn sie merkten, daß das Leben zur Neige ging. So schneidet in Tegnérs Frithiofssage *), welche eine alte Saga schön in die verschiedensten Rhythmen kleidet, sich König Ring Todesrunen in Arm und Brust. Wurde aber ein Held gefangen, so harrten sein die größesten Qualen. Nach Rühs, Einleit. zur Edda, pflegte man aus seinem Leibe einen Adler zu schneiden. Das Schwert ward in den Rückgrad gesteckt, alle Rippen bis an die Lenden wurden abgeschnitten, die Lungen herausgezogen, bis der Unglückliche unter diesen Martern den Geist aufgab, standhaft und ohne Laut. In dieser Ballade entkräftet der gefangene Harald den Spott der Feinde und höhnt sie selbst durch seinen Tod. Der Tod macht frei, und frei geht er nach Wallhalla (Valhal), wo die gefallenen Helden (Einheriar) ewig kämpfen und die Hörner voll Bier leeren, welche ihnen die Valkyren reichen.

*) Uebersetzungen von Mohnike, Amalie von Hellwig und Mayerhoff.

„Wie es in Walhal zugeht“, erzählt das 10. Cap. der pros. Edda. Ob Harald eine historische Person sei, vermag ich nicht anzugeben; den Namen trugen viele Könige und Helden der nordischen Reiche. Er wird Högne's Sohn genannt. Einen König Högni kennen die Sagen (Rühs, Edda S. 256), dessen Tochter Hildur ein König Hedin, Harandis' Sohn, entführt. Darauf kämpfen die Könige auf Haey in den Orkneys, und der neue Tag erweckt die Todten wieder, so daß der Kampf sich unaufhörlich erneut. — Wo ist die Eisenstärke, die Asen glich. Mit dem Namen Asen, Asinnen werden überhaupt die nordischen Götter bezeichnet. Odin ist der erste der Asen, und außer ihm giebt es derselben zwölf, wie auch zwölf Asinnen. Sie haben Himmel und Erde gebildet und aus zwei Hölzern am Ufer die ersten Menschen Ask und Embla geschaffen. Nach Rühs ist der Name Asen von späterer Entstehung, nachdem sich bei den Mönchen und Gelehrten ein System über die Bevölkerung des Nords von Asien her gebildet hatte. Außerdem theilt Rühs einige Hypothesen über dieses Wort mit. — Den Bifroststeg Ging er, zu Odins Auge den kühnen Weg. In der jüngeren Edda heißt es: „Dann frägt Gangler: wo geht der Weg vom Himmel zur Erde? Har antwortet lächelnd: nun frägst du dumm! Hast du nicht gehört, daß die Götter eine Brücke schufen von der Erde zum Himmel, die Bifrost heißt, und sie ist es, die du Regenbogen nennst. Sie hat drei Farben, ist sehr stark und mit größerer Kunst gemacht, als andere Gebäude. Gleichwohl, wie stark sie auch ist, geht sie doch in Stücke, sobald Muspels Söhne darüber reiten wollen, und müssen ihre Pferde dann über große Flüsse schwimmen.“ —

(S. 177.) Der Stromgeiger, von E. M. Arndt.

Ernst Moriz Arndt hat sich in seiner Jugend und seinem Mannesalter viel mit nordischen Alterthümern und nordischen Sagen beschäftigt. Genußreich und ergiebig in diesem Felde waren für ihn seine Reisen durch Schweden

(4 Bde. Berlin 1806), in welchen sich, neben Stellen aus schwedischen Volksliedern und einem vollständigen, manche gelegentliche Hindeutungen auf skandinavische Mythologie und Heldenzeit finden. Gleiches gilt von seiner Zeitschrift: Der Wächter. Auch hat Arndt alte Märchen recht gut erzählt, wie das bekannte Klaas Avenstaken. Auf Goethe scheint in jener Zeit Arndt mit seiner Ungenirtheit und vielleicht auch mit ein klein wenig Exaltation keinen ganz günstigen, aber doch anregenden Eindruck gemacht zu haben. Er sagt in den Tag- und Jahresheften bei dem Jahre 1809 (sämmtl. Werke, Bd. 32. S. 45): „Besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Produktionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft wo nicht für sich einnahm, doch sich ihr erträglich zu machen suchte.“ Ein Nachhall jener Forschungen ist der Stromgeiger auf Starkoddurs Grab. Ueber Starkoddur und seine Zeit, das wahre Heldenalter der nordischen Völker, entlehne ich aus Dahlmanns Geschichte von Dänemark (Hamburg, 1840), I. S. 17 u. 18 folgende Andeutungen: Im sechsten Jahrhundert zeigt sich fast kein Licht, der Historiker muß Fabeln schreiben oder schweigen. Doch läßt sich ein alter Held Stärkodder *) kaum verschweigen, der wahre nordische Herkules, mit einer solchen Fülle von Thaten belastet, daß derjenige, welcher sie historisiren will, nothwendig dahin kommt, den einen Mann in drei oder vier Heroen zu zerfällen, deren jedem an Großthaten doch nichts abgeht, auch an Jahren nicht, denn Jahrhunderte hindurch ist es immer wieder Stärkodder, der hervortaucht, er überlebt mehr als ein Dutzend Könige. In das siebente Jahrhundert setzt man den König Ivar Vidfadme

*) Starkoddur oder Stärkodder ist eine Person mit dem in der folgenden Erläuterung (zu Schwerting dem Sachsenherzog) erwähnten gewaltigen Kämpfer Starkuterus.

(den Weitumfassenden), den freilich Saxo gar nicht kennt, wohl aber wissen von ihm die Isländer. Er soll aus einem Könige von Schonen König von Schweden, von ganz Dänemark, von einem großen Theile von Sachsen geworden sein, soll in den Ostlanden sich erobert und in den Westlanden den fünften Theil von England gewonnen haben. Nach Ivar verbreitet neuen Glanz Harald Hildetan (Kriegszahn), der von König Ring gestürzt wird. Auf dem Felde dieser blutigen Entscheidung versammelt die Poesie die beste Kraft des Nordens und läßt auch Stärkodder wieder auftreten, natürlich siegreich. Hier feiert bei Saxo Grammatikus die Macht des alten Heldengesangs einen Sieg der Schweden über die Dänen. Harald wird erschlagen, die Seinigen all' sind erschlagen oder gewichen vor Stärkodder's unnahbaren Händen. Das ist die Schlacht auf dem Bravallafelde, die man in das 8. Jahrhundert setzen darf. Der siegreiche König Ring hatte einen Sohn Regner Lodbrock, der in England kriegte, gefangen und in einen Schlangenthurm geworfen ward. Dessen Sohn hieß wieder Ivar und erschlug 870 den König Edmund von Ostangeln. — Unser Ivar, der mit dem aus dem Todesschlafe erweckten Freunde Starkoddur (denn dieser, der viele hundert Jahre gelebt hat, ist noch immer nicht ganz gestorben) kurze Zeit im alten Glücke weilt und den längstbegrabenen Zeiten süße Thränen weint, ist natürlich der erste, Ivar Vidfadme. Wir bekommen durch Arndt's ungemein klangvolle Ballade eine Idee vom nordischen Geister- und Gespensterwesen, wohl dem großartigsten, welches man finden kann. Es ist bemerkenswerth, wie A. W. v. Schlegel sagt, daß in den südlichen Dichtungen nirgends *) eine Spur von Gespenstern oder andern Schreckbildern der Phantasie anzutreffen ist, da in den nordischen Balladen, besonders der Engländer,

*) Wenigstens fast nirgends; denn die gespenstigen Schatten der ermordeten Abencerragen und die leisen klagenden Töne im Löwenhofe der Alhambra zu Granada sollen auch in spanischen Volksliedern und Sagen leben.

Schotten und Dänen, alle Schauer der Geisterwelt kalt und leise und um so erschütternder ins Leben herüberwehen. — Str. 4: Drauf klingt der Felsenboden, Gleich einem gläsern Berge, Der für das Spiel der Zwerge Um Mitternacht zerspringt. Ein Helsinger erzählt Arndten in der Reise durch Schweden (III. 8): „Hier sind die Berge voll Troll (voll Zwergen, Unterirdischen). Sie wohnen in krystallenen und güldenen Häusern. Mein Vater sah sie einst nächtlich, wo an einem heiligen Feste in der Johannisnacht die Berge sich geöffnet.“ Anderes von Zwergen bei Rühs, S. 20 — 25. Ihnen werden die Bergkrystalle zugeschrieben, welche bei den norwegischen Bauern Zwergengeschmeide heißen. Als Zauberer kommen sie in vielen Sagen vor. Was von ihnen bezaubert ist, heißt zwerggeschlagen (Dvergslagne). So sagt denn auch Ivar: Als mich vom falschen Zwerge Der böse Zauber traf. Die deutsche Heldensage kennt ebenfalls diese Geschöpfe. Sie wohnen in König Laurins hohlem Berge in Tyrol, der kostbar geschmückt ist, und werden endlich von Dietrich von Bern in demselben erschlagen, welcher vorher, von Zauber geblendet, gefesselt und in dunkler Höhle eingesperrt war. S. Kunech Luarin, herausgegeben und mit Bemerkungen begleitet von Ludwig Ettmüller, Jena 1829. — Wie wenn in Mitternächten Die Wolkengeister fechten. Diese nordische Idee versinnlicht uns Kaulbachs mit Recht gepriesene Hunnenschlacht, auf welcher die Geister der am Tage Erschlagenen sich um Mitternacht wieder erheben und in den Lüften den grausigen Streit fortsetzen. — Nun muß ich einsam spielen Dem leichten Nachtgesindel, nämlich den Elfen (Da kam der flinke Reigen Der Elfen aus den Zweigen). Ueber diese s. S. 477 zu Goethe's Erlkönig. Diesen spielt sonst, wie bereits oben erwähnt, der Strömkarl. Arndt a. a. O. S. 17: „Schön ist die Fabel von dem sogenannten Strömkarl. Nach dem alten Glauben sitzt er in seiner blauen Tiefe, auf der Harfe spielend. Wenn Kinder ihn zufällig in der Einsamkeit gesehen, so

giebt er ihnen helle Kehlen und Lust für das Saitenspiel, denn er lebt immer in einer ewigen Musik. Er spielt an Seen und Strömen auf, wann die Elfen tanzen, die deswegen gern grüne Auen nahe am Wasser zu ihren mitternächtlichen Freuden wählen." —

(S. 180.) **Schwerting der Sachsenherzog, von K. E. Ebert.**

Karl Egon Ebert, den 5. Juni 1801 in Prag geboren, studirte daselbst und wurde 1825 fürstlich fürstenbergischer Archivar und Bibliothekar, ebenfalls in seiner Vaterstadt, und 1831 in Donaueschingen Archivdirektor und Rath. Er dichtete früh und mit Glück. Seine Gedichte erschienen 1824; 2. Aufl. Prag 1828, 2 Bde. Nach Heine's Auftreten wandte er sich von der Lyrik ab, weil sein einfaches Gemüth sich verletzt und verstimmt fühlte durch den Beifall, welchen man jener Zerrissenheit zollte. Er bearbeitete nationale Stoffe, böhmische Sagen und Geschichten, zu Epen und Dramen, aus welchen ersteren besonders Wlasta, ein böhmisch-nationales Heldengedicht in drei Büchern (Prag 1829) anzuführen ist; doch ist, nach Wolfgang Menzel, diese Sage vom böhmischen Mägdekriege im Nibelungen-Versmaße viel zu modern sentimental für jene wilde alte Zeit. Der sehr talentvolle Dichter hat sich durch ein Uebermaß von Zartgefühl verleiten lassen, aus der schrecklichen Amazone der böhmischen Wälder eine weinerliche Romanheldinn zu machen. (S. die deut. Lit. IV. 170). — Die Geschichte von Schwerting dem Sachsenherzog wird von Albert Krantz in seiner Dania (oder Daniae Chronicon) und in seiner Saxonia erzählt, welcher sie vermuthlich von Saxo Grammaticus, den er bisweilen selbst citirt, entlehnt hat. Krantzens Schriften sind 1575 in Frankfurt zusammen erschienen unter dem Titel: Alberti Kranzii Saxonia et Vandalia. Die Vandalia begreift die Geschichte der nordischen Reiche, regnorum aquilonarium, Daniae, Sueciae, Norvegiae. Da ich nicht im Besitze des Originals bin, so setze ich die Erzählung aus einer

alten Uebersetz. der dänischen, schwedischen und norwegischen Chronik hierher, die den Titel führt: Dennmärckische, Swedische, vnd Norwägische Chronica. Durch den hochberühmpten Albertum Krantzium von Hamburg, von anfang aller Mittnächtischen Länderen Künigen, iren herrlichen Thatten, vnd zufälligen Kryegßhandlungen, vffs fleissigst, bitz vff die jarzal Christi MDIIII beschriben. Newlich durch Henrich von Eppendorf verteutscht. Gedruckt Anno MDXIV. Zu Straßburg bei Hans Schotten. Es heißt (Erst Buch, S. LVI.): „Hyezwischen wolt den Sachßen verdrüßlich sein, daß sye mit eim tribut den Dänen vnderwürfflich weren, vnd dieweil es in irer macht nit was, mit höres kraft wider den Künig Frotto *) zu zyehen, so schicken sye ein bottschaft, welche dem Künig ein kampff anbeutet. Nun was es vff die selbige zeit der brauch, das nyemants den kampff abschlüge. Vnd hofften die Sachßen, daß sye durch dißen weg, des tributs vnn des Künigs Frotonis wollten abkummen. Dann sye wisßten wol, das Starcuterus, vor dessen mannlichkeit sye sich hoch entsetzten, vff diß mal nit im land was, vnn hattens also überschlagen, der Künig würde den kampff nit annemen. Wie nun die Sachßen vff den kampff eilten, lyeßß sich des der Künig Froto nichts anfechten, nam ein kurtze zeit vff die antwort zu geben. In dem so kummet Starcuterus, wolt nit das der Künig das unbillich fürschlagen solt annemen. Dann es solten die Künig mit den Künigen, vnd nit gemeynen leüten fechten. Seind aber die Sachßen so freydig, so sollen sye verschaffen, das einer vor der hand sey, der sich mit dem Starcutero schlage. Die Sachsen zogen widerumb heym, vnd bringen iren herrschaften dißе antwort. Starcuterus beger eins kempffers, gott geb wer d' sey. Es wz in den land zu

*) Beide, sowohl Froto, der Dänenkönig, als Schwerting, der Sachsenherzog, sind übrigens höchstwahrscheinlich keine historischen Personen.

Sachßen ein kempffer genannt Hama, welcher seer stark vnn geschwynd was, den gaben sye grossß gelt, dz er sich mit dem Starcutero schlüge. Hama nam dz an, rüstet sich zu dem Kampff, verlyeßß sich uff sein stercke, vnd das er in seinem rechten alter wer, so yn sein widersächer däuchte ein alter mann sein. Wie sye nun einander bey= der seits kecklich angreiffen, so ist Hama da, vnn will den Starcuterum in der mitte fassen, wolt dem ringen meer, dann den streychen vertrawen, vnd hette den alten mit dem gewycht geworfen, wo er ym nit mit den handstreich vorkummen, das er uff die knye gefallen. Wie aber der Hama uffsteen will, so drückt yn Starcuterus zu boden, vnd erwürget yn mit gewalt. Des kampffs belonung waren sechzig iuger ackers, vnn so vil eygener knecht, von dem Künig darzu verordnet. Aber die straff des über= muts der Sachßen, was ein grösserer tribut. Dann wie sye vorhyn alleyn nach dem haupt ein pfenning gegeben, das mussten sye yetzunder von eim yeden glyd in sonder= heyt geben. welches den kecken Sachßen beschwärlicher dann der Todt gewest ist. Dann ein fürträfflicher Sachß, Hanesus, hat vil lyeber des vatterlands halben sterben wöllen, dann mit eim solichen tribut gequetscht zu werden. derhalb man durch das gantz land zu Sachsen, zu rettung des vatterlands, ein lerma gemacht hat. Der Künig Froto ist mit seinem Kryegßuolck über die Elb gezogen, bey der statt Hanofro (yetzunder nennet man sye Hanouer, soll von dem alten nammen also genennet werden) hat den feind geschlagen. Suertingus aber, ein anderer uß den fürgeenden Sächßischen *), da er gesehen, das irer zu wenig ist, das vatterland von dem tribut zu entledigen, ist er uff dißen betrug gefallen, vnderstanden mit erhye= tung des tributs, vnd auch der Dänischen herrschung, die seinen zu entledigen, hat sich freuntlich zu dem Künig gethon, vnd yn uff ein pancket geladen. Froto besorgte sich keyns betrugs, vnd ist zu dem geloch gangen, so man sich doch keyns vnfrieds versehen. Vnnd da nun alle ding

*) Ein Herzog. —

mit Künigklichem pracht zu gangen feind, ist der Künig Froto mit dem wein überladen, vnd betrogen worden. Dann der sal (also hat es Suertingus haben wöllen) darinn der Künig mit den herren gessen, vnn Suertingus selbst dabei gewest, ist angezündet worden, hat sye alle verbrennt. Got geb wz die nachkümmling dauon sagen, so müsse die lyebe des vatterlands, vnd die grossz begyrd des lobs fürtreffen. So man ein exempel haben begert, Was hat Samson ein eyniger erlößer des volcks, vor langen zeiten anders gethan dann dißer: Was haben anders gehandelt, in d' Römischen historien die zwen Detij, dann alleyn, das sye dz vatterland erledigten, leib vnd leben, vff den vndergang der feind, gewendt haben." — Mit Absicht habe ich so weit zur eigentlichen Erzählung ausgeholt. Auch im Fortgang ist die Geschichte reich an großen Zügen. Auf Froto folgte nämlich über Dänemark sein Sohn Ingellus, der sich der Schwelgerei ergab. Unser Autor sagt naiv: Rüstung, pferd, kryegßübung ist das wenigst gewest, darumb er gesorget. Aber würstmacher, kuchenbuben, leckbislin, vnnd allerley art zu dem schlannn, was ym meer angelegen. Solche Sitten haßte der tapfere Starcuterus und begab sich zu dem Schwedenkönig Haldan. Unterdessen vermählte sich Ingellus mit einer Schwester Schwertings, welcher seinen Vater ermordet hatte, und deren Verwandten und Brüder waren beständig an seinem Hofe. Da kommt Starcuterus zurück, der dieweil in Schweden und Norwegen viel ehrliche Sachen gethan, geht mit einem Korbe voll Kohlen auf dem Rücken und als Bauer verkleidet zum Palast und sagt, er wolle das Haus Froto's reinigen. Die Königinn will ihn seines Aussehens wegen fort weisen, doch Ingellus der mittlerweile von der Jagd kommt, behält ihn da, erkennt ihn und giebt ihm an der Tafel den Ehrenplatz. Die Königinn wollte mit freundlichen, scherzenden Worten den Ernst des fremden Mannes mildern, dieser aber blieb finster und begann endlich in einer langen, beweglichen Rede den König Froto zu preisen, seinen schmählichen Tod, den er als Gast erlitten, zu erzählen und den

König Ingellus anzuklagen, daß er den Mördern seines Vaters ihre Strafe nachgelassen und ihnen die obersten Stellen am Hofe gegeben habe. Schweigend saßen diese; Starcuterus aber fuhr fort mit tapferen Sprüchen und Worten zu reden („wie Saxo in seiner historien anzeyget"), bis der König bewegt aufsprang, die Waffen ergriff und seine Schwäger erschlug. Nun hat der alte Feldoberste diesen stark gemacht und seine Mannlichkeit, die nie gestorben war, geweckt, hat seine Räthe von bösen Anschlägen und den Hof „von den frembden sytten der Teutschen" gesäubert und den Tod des alten Königs vollkommen rächen helfen und ist wieder fort nach Schweden gezogen. — Diese Rache und Strafe gehört eng zu der Geschichte, welche Ebert in seiner Ballade behandelt hat, und es wundert mich, daß der Dichter sie nicht bis zu diesem Schlusse fortgeführt hat, wenn er anders nicht etwa aus einer anderen Quelle, als Saxo Grammatikus oder Albert Krantz, geschöpft hat. — Nach Götzinger erzählt Suhm (Histor. Darstellung der nordischen Fabelzeit, übers. v. Gräter. Leipz. 1803. S. 350) die Sache anders. Nach ihm begiebt sich Swerting im J. 435 zu Frode, der ihn als seinen Freund aufnimmt und zu Gast behält. „Die Zusammenkunft geschah in dem Kirchspiel Thorsager, Caltöer Amts im Aarhuusstift, wo ein runder Tempel zu Ehren des Gottes Thor erbaut war. Swerting benützte die Gelegenheit, da Frode in der Nacht den heidnischen Gottesdienst verrichtete, überfiel ihn und steckte den Tempel in Brand; und so kam Frode ums Leben, jedoch nicht, ohne sich gerächt zu haben; denn er tödtete noch zuvor seinen Mörder Swerting, der dann bei Rostwed-Bye in einem Hügel begraben wurde." — Von älteren deutschen Poeten hat Hans Sachs diese Begebenheit behandelt und: „Froto der König in Dennmarck wird in Sachsen verbrennt" überschrieben (Kemptner Ausg. B. II. Th. 3. S. 279). Eine neuere Bearbeitung, neuer als die Eberts, denn sie ist vom J. 1837, kenne ich von Adelheid von Stolterfoth.

(S. 182.) **Die nordischen Schwimmer,** von **A. L. Follen.**

Ueber König Olof oder Olaf Tryggwason und seine Zeit entlehne ich Folgendes aus Geier's Geschichte von Schweden (aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersetzt von Sv. P. Leffler. Hamburg 1822, zur Heeren und Uckert'schen Sammlung gehörig), Bd. 1. S. 118 ff.: Erich der Siegreiche, König von Schweden, bemächtigte sich Dänemarks, des Reichs von Sven Tweskägg (Doppelbart), und herrschte über beide Länder. Seine erste Gemahlinn war Sigrid, ihres stolzen Sinnes wegen genannt Storäda, die Hochmüthige. Der König schied sich von ihr, doch blieb sie von Bedeutung und vermochte in Schweden am meisten nach seinem Tode. Sie trat in eine neue Ehe mit dem Könige Sven in Dänemark, welcher durch diese Verbindung endlich sein väterliches Reich wiederbekam. Olof, der Sohn Erichs des Siegreichen mit der Sigrid, wurde wie es heißt, noch auf dem Schooß getragen, als man ihm Huldigung leistete, und erhielt davon den Namen Schooßkönig. Ist dem so, so geschah diese Handlung schon bei Lebzeiten seines Vaters; denn der Krieg, woran Olof nicht lange nach Ersteigung des Throns thätigen Antheil nahm, zeigt, daß er sich damals nicht mehr im Kindesalter befand. In Norwegen war eine große Veränderung vorgegangen. Die Macht Harald des Schöngehaarten ward getheilt unter seine vielen Söhne, welche einander gegenseitig im Streit zerstörten, bis der norwegische Jarl Hakon den König Harald Hormsson aus Dänemark in das Land rief, welcher dem Namen nach Herrscher ward, wiewohl in der That Hakon die höchste Gewalt besaß. Der kleine Olof Tryggwason, den seine Mutter auf ihren Armen aus Norwegen geflüchtet hatte, war inzwischen unter manchen sonderbaren Schicksalen aufgewachsen und hatte durch Thaten in fremden Ländern sich einen großen Namen erworben. Er kehrte nach Norwegen zurück, stürzte die Macht des Hakon Jarl, und machte als Nachkömmling von Harald dem Schön-

gehaarten seine Ansprüche auf das Reich geltend. Hakon Jarl ward von einem Leibeigenen ermordet, seine Söhne flohen nach Schweden und fanden Schutz bei Olof dem Schooßkönig. Um das Jahr 995 ward Olof Tryggwason König in Norwegen, von welchem jedoch ein Theil zufolge dieser Veränderungen und des gewaltsamen Eifers, womit der König das Christenthum zu verbreiten suchte, sich unter schwedische Botmäßigkeit gegeben zu haben scheint *). Auch Olof Tryggwason soll um die mächtige Königinn Sigrid geworben und vor ihren Augen größeres Wohlgefallen gefunden haben, als der ihm verwandte Harald Grönske, den Sigrid, um die Unterkönige, wie sie sagte, der Werbung um sie zu entwöhnen, eingeschlossen verbrennen ließ. Als aber Olof ihre Einwilligung erhalten, forderte er von ihr, daß sie sich taufen lasse, und da sie dies verweigerte, schlug er ihr unter Schmähworten mit seinem Handschuh ins Angesicht. „Das wird dein Tod werden," sagte Sigrid. Sie vermählte sich nachher, wie oben gemeldet, mit dem Könige Sven in Dänemark, dessen Schwester dem Olof Tryggwason zur Ehe gegeben wurde. Dieser beschloß nach einigen Jahren einen Zug gegen die Wenden in Pommern, um die daselbst zuvor seiner Gemahlinn gehörenden Güter ihrem Wunsche gemäß wieder in Besitz zu nehmen. Sigrid Storäda vermittelte nun ein Bündniß zwischen ihrem Gemahl, dem König Sven in Dänemark, ihrem Sohne, dem König Olof (Schooßkönig) in Schweden, und den Söhnen des norwegischen Jarls Hakon; sie sollten mit gemeinschaftlicher Macht den Olof Tryggwason auf der Rückreise angreifen. Eine große Flotte unter dem persönlichen Befehl der verbündeten Fürsten ward versammelt. Die Schiffe Olof Tryggwasons wurden unerwartet umringt und nach der verzweifelsten Gegenwehr übermannt. Er selbst, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen, stürzte sich ins Meer und ward nicht wieder gesehen. Diese Seeschlacht fiel unfern der Insel Svolder bei der pommerschen Küste

---

*) Olof Tryggwasons Saga. Stockh. 1691. S. 170. G.

im J. 1000 vor. Norwegen theilten die Sieger und gaben davon den größten Theil den Söhnen des Hakon Jarl zum Lehn. — Den Zug aus Olof Tryggwasons Heldenleben in den „nordischen Schwimmern" hat Follen Snorro Sturlason's Heimskringla *) entlehnt, wie er selbst in einer Anmerkung sagt: „Snorro Sturlason überliefert uns diesen Zug aus Olof Tryggwasons Heldenleben — wo aus einer Probe die ganze Heldenkraft der Stärksten aus Norweg und Island hervorschimmert." Olof war in seiner Jugend der schönste und kühnste Held der nordischen Meere; ein Wunder auf den sorlingischen Inseln hatte ihn zur Taufe bewogen, und seitdem sorgte er eifrig für die Verbreitung des Christenthums. Auch nach Island sandte er Missionäre, lange widerstrebte der

---

*) Snorro oder Snorri Sturlason wurde 1178 auf Island aus dem edeln Geschlechte der Sturlunger geboren und reiste 1218 nach Norwegen. Ihm wird von seinen Landsleuten Bekanntschaft mit allen Zweigen der damaligen Literatur zugeschrieben. S. Rühs, Einleitung zur Edda. Derselbe hat seinem Buche auch eine kleine Abhandlung über den Werth der historischen Literatur der Isländer angehängt. Snorro Sturlasons Heimskringla (der Weltkreis), ein großes Geschichtswerk, das, nach Mohnike's Worten, den besten historischen Erzeugnissen aller Zeiten und Länder an die Seite gesetzt werden muß, geht bis zu dem Jahre 1177. Ausg. durch Schöning, Sk. Th. Thorlacius und Werlauf in 6 Bänden von 1777 — 1813, welchen übrigens noch Fortsetzungen von anderer Hand beigefügt sind. — Eine Uebersetzung und Erläuterung von dem bereits oben erwähnten Prof. Wachter, von welcher bis jetzt (Leipz. 1835 u. 36) 2 Bände erschienen sind, wird von Mohnike, dem ausgezeichneten Uebersetzer aus dem Schwedischen, ganz verworfen. Freilich mögen die Studien dieses Gelehrten über die Heimskringla, tiefer und gründlicher sein, als die Wachter's. Außerdem ist Snorro Sturlason Verfasser mehrerer Gedichte und muthmaßlicher Sammler und Bearbeiter der jüngeren Edda. Erschlagen wurde er, wie bereits oben erwähnt, im Jahr 1241. —

stolze, starre Sinn der Bewohner des damals noch blühenden Eilands der neuen Lehre, endlich aber verschafften seine widerholten Bemühungen dieser allgemeinen Eingang. Einen dieser Heldensöhne von Island, Kiartan, sehen wir in diesem Gedichte vor uns, ehr= und kampfgierig, stolz, Feind vieler Worte, und erfahren zugleich, daß Olof Tryggwason auch als König den Sitten seiner Jugend treu geblieben ist. — Nidaros war die alte Hauptstadt von Norweg am Nidstrome, in einem weiten Busen. Auch war es Hauptandelsplatz des nördlichen Landes, wie Tonsberg des südlichen. Den Namen Drontheim, den es jetzt führt, hatte es schon in der älteren Zeit. Die Bewohner der Gegend, welche einen der vier Haupttheile des Landes bildete, hießen Thrönder. — Hallfred, der Skalde kühngemuth. Ueber die Skalden ziehe ich aus Franz Jos. Mone's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa Folgendes aus: Odin redete immer in Versen, er und seine Hofgodar hießen daher Liederschmiede und brachten die Dichtkunst ins Nordland. Odin lehrte die Asen durch Runen und Lieder seine Zauberkunst. Die Volksdichter oder Skalden erhielten die nordischen Sagen, aber auch über ihre Kunst selbst entstanden nach und nach bedeutende Mythen. Die Dichtkunst der Skalden hieß vorzugsweise Bragur, weil der Gott Brag Vorsteher der Sänger war; sie heißt auch Odins Fang, Fund und Trank, oder auch der Asen Gabe und Trank u. s. w., was auf Sagen beruht. Die Skalden waren ein besonderer Stand, der viel Aehnliches mit dem Bardenwesen der celtischen Völker hat *). Das

*) Rühs (von der nordischen Poesie) verneint dieses und sagt: „Die Skalden (entweder von Skjäl, Klugheit, Weisheit, oder von schallen) bildeten keine eigene Zunft, sondern jeder, den die Begeisterung, die im Neumond am stärksten sein sollte, ergriff, widmete sich der Kunst. Daher gab es unter allen Ständen Skalden; selbst die kühnsten Helden sangen Lieder.“ Darauf sagt er über den ehrenvollen Aufenthalt der Skalden an Höfen ungefähr Gleiches, wie Mone, und

alte Nordland, vornehmlich Norwegen, bestand aus lauter kleinen Herrschaften, die ihre Drotten, Jarle oder auch Könige hatten. Jeder dieser Herren hatte seine Hofsänger, die seine Thaten, so wie die alten Sagen, bei Tisch u. s. w. vortrugen. Die Lieder sind fast durchaus geschichtliche, und aus ihnen gingen im 13. Jahrhundert die prosaischen Sagen hervor. Die Skalden standen bei den Königen im großen Ansehen und erhielten die wichtigsten Stellen; auch die christlichen Regenten behielten sie, obgleich sie fest an den altheidnischen Bildern und Redensarten hingen. Die bildliche Skaldensprache ist jedoch keineswegs allverständlich, sondern war nur den Königen, Edeln und Gebildeten begreiflich. — Dieser Skalde Hallfred entspricht dem Berichte von Rühs; auch er ist aus Island, der Heimath der Skalden, er ist kein Hofsänger, sondern ein Held, der die Goldharf', das Schwert und Steuer führt. — Der Asa-Reigen. Ueber die Asen s. S. 483. — Der Kampf der kühnen, schönen Schwimmer ist sehr poetisch geschildert. Als er geendet ist redet Olof Tryggwason freundlich den Isländer an; dieser aber antwortet stolz, grade, als grolle er, daß das Ringen so ausgefallen ist, und der König muß ihn auf ein Beispiel aus einer Skaldensage aufmerksam machen, in welcher sich die Kämpfer auch nach ihren Namen erkundigen und dann Freundschaft schließen. — Vom Fischkönige spricht die Anm. auf S. 455. — Wen in grauer Speere Wetter Othins rothe Zunge preist: Wen Odin für den tapfersten in der Schlacht hält. Odin hat unter seinen 126 Namen viele, die sich auf Schlacht und Kampf beziehen; so zuerst Valfauthr, Wahlvater,

fährt fort: „Bei weitem die meisten Skalden waren aus Island; Schweden und Dänemark haben fast gar keine Dichter hervorgebracht. Man hat ein altes Verzeichniß über eine große Anzahl von Skalden, unter dem Namen Skaldatal, das aber nur Namen enthält und überhaupt auf der Wage der Kritik nur ein leichtes Gewicht hat; von ihrem Leben und ihrer Zeit wissen wir wenig oder gar nichts.“

weil die Hälfte aller auf dem Wahlplatze Gefallenen ihm gehört (s. S. 469.); dann ferner herjan, der Held, hjalmberi, der Behelmte, vidr, der Sieger, Omi, der Tönende u. s. w. *). Der König bietet am Schlusse dem, der ihm fast höhnend geantwortet hat, dessen Stolz aber dem gleichfalls stolzen Helden gefallen muß, dessen Schönheit und Kraft er bewundert, seinen Königsmantel. Den Herausgeber hat Olof Tryggwasons Tod in dem Meere zu einer Ballade veranlaßt, welche er hierher setzt.

Auf dem Schiffe steht Olof Tryggwason
Und spricht dem Drohen der Feinde Hohn.

Er steht auf dem alten schwarzen Schiff,
Auf dem er gefahren durch Sturm und Riff;

Auf dem ihn gesehn mit dem wilden Heer
Des Nordlands Eis und das südliche Meer.

Er schwinget empor sein gutes Schwert,
Durch so manchen Sieg ihm lieb und werth:

„Wohlauf! wer der stärkste ist, laßt uns sehn,
Heran Herr Olof und König Sven!

„Heran, du Königinn, stolze Sigrid,
Woll'n sehn, ob dein früh'rer Verlobter dir flieht;

„Woll'n sehn, ob Thor dir hilft in der Schlacht,
Ob mich Kalga begräbt in der ewigen Nacht!

„Wie hungernde Hunde um einen Bär,
So stehen um uns, ihr Freunde, sie her.

„Auf! zeiget der mächtigen Pranken Gewalt,
Die Kraft der Zähne zeigt ihnen bald!“

---

*) Im Grimnismál, oder im Lied vom Grimnr, in welchem Odin unter dem angenommenen Namen Grimnr, zu seinem ehmaligen Pflegesohne Geirrod kommt, nennt er sich mit einer Menge dieser Namen. Edda Saemundar, S. 61—63. Rühs a. a. O. S. 110.

Den Schwertgriff er an die Lippen drückt
Und mit strahlendem Aug' auf die Gegner blickt.

Und er stößt in das silberne Horn mit Macht,
Daß es gebe das Zeichen zur blutigen Schlacht.

Die Schiffe fahren gen die vom Feind,
Der Enterhacken hat rasch sie vereint.

Ha! wie der König das Schwert da schwingt,
Daß ein es durch Helm und Panzer dringt!

Ha! wie er dröhnend das Schlachtlied singt,
Daß es schaurig durchs Rasseln des Eisens klingt!

Doch weh dir, o Olof Tryggwason!
Versenket ist fast die Flotte dir schon;

Das Meer hat getrunken das rothe Blut
Von vielen der Mannen, stark und gut.

O schau, wie ist dein Häuflein so klein,
Heut soll fürwahr dein Todestag sein!

Herr Olof siehet, das Ziel ist erreicht,
Da sucht er den Tod, der dem Leben gleicht.

Da ruft er die Uebriggebliebnen herbei:
„Wir konnten nicht siegen, doch sterben wir frei!"

Und entlocket dem Horne gar traurigen Laut,
Die Seele er Christus, dem Herrn, vertraut.

Und springt in die schäumende See mit Muth,
Ihn und die Freunde verschlinget die Fluth.

Nach blickt ihm Sigrid und Olof und Sven;
Es hat ihn Niemand wiedergesehn.

(S. 186.) **Edward, aus Herder's Stimmen der Völker.**

Johann Gottfried Herder wurde den 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, studirte nach einer in ärmlichen Verhältnissen hingebrachten Jugend ebenfalls

noch unter ungünstigen Umständen Theologie zu Königsberg, wo er mit Hamann, dem „Magus aus Norden“, bekannt ward, und Kant, dessen Lehre er später verließ, hörte, wurde 1764 Lehrer an der Domschule zu Riga und war später, bis zum Jahre 1770, auf Reisen, welche ihn auch mit Goethe in Straßburg bekannt machten. 1771 Consistorial=Rath in Bückeburg, 1776 General=Superintendent in Weimar, wo er bis zu seinem Ende lebte, mit den großen Männern daselbst in Verbindung, mehr mit Goethe und Wieland, weniger mit Schiller, und seinen Aufenthalt kaum durch einige Reisen, darunter nach Rom, unterbrach. Er starb am 18. December 1803. Herder's Biographie von Dr. H. Döring (Weimar 1829), der auch, obwohl flüchtig und fabrikmäßig, Goethe's, Schiller's, Klopstock's u. A. Leben bearbeitet hat. Außerdem Nachrichten über sein Leben von seiner Gattinn Karoline, von Danz und Gruber. Interessantes über Herder, namentlich über seine philosophische und theologische Richtung, findet sich in Heinrich Laube's Geschichte der deutschen Literatur, Bd. II. S. 214—247. Herder ist weniger großer und produktiver Dichter, als Kritiker und populärer, dabei aber gedankenreicher Philosoph und Aesthetiker. Sämmtliche Werke, Stuttg. u. Tüb. 1828, 60 Bände. Aus diesen erwähne ich hier besonders die Uebersetzungen und Sammlungen: „der Cid, nach spanischen Romanzen besungen“, Tübingen 1805, N. A. in 4 Lieferungen 1838; in den sämmtl. Werken Bd. 5. (s. S. 513) und „Stimmen der Völker“, sämmtl. Werke, zur schönen Lit. u. Kunst, Bd. 7 u. 8 (zuerst unter dem Titel „Volkslieder aus dem Englischen, Schottischen, Spanischen“ u. s. w. Leipzig 1778 u. 79 in 2 Bdn. erschienen). Namentlich durch diese Stimmen der Völker hat sich Herder ein großes Verdienst um die deutsche Poesie erworben; die originellsten und beliebtesten Lieder verschiedener Nationen hat er mit Treue und Lebendigkeit in unsere Sprache übertragen. Es sind, wie Johann von Müller in der Einleitung sagt, Bruchstücke eines herrlichen Odeums, worin gute und edle Sänger,

jeder den Geist seines Volkes aussprechen, und wo aus den mannigfaltigst modulirten Nationaltönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsamer menschlicher Natur hervorgehen sollte. In Wolfg. Menzel's deutscher Literatur (III. S. 320 u. 321) heißt es: „Mit einer Wärme, wie sie nur den Deutschen möglich ist, wie sein Beispiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondere Wesen, wie der Deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Genien ein und zeigte, wie in ihnen die duftigsten Blüthen jedes Edeln und Schönen hervorgebrochen. Aus allen diesen Blüthen windet er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unpartheiischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und anderen Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Institutionen erschienen ist, immer in Bezug auf die Entwicklung zum Edeln und Schönen, zur Humanität dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eines seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und Schönheit des Einzelnen verfehlten ihre Wirkung nicht" u. s. w. Ueber das Volkslied überhaupt s. auch S. 480. — Die Ballade Edward ist aus dem Schottischen aus Percy's bereits S. 300 angeführten Reliques, vol. I. p. 57. übertragen, wie auch die auf S. 509 stehende Chevy-Jagd. Ueber diese schottischen Volkslieder lese man nach in Friedrich Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur, II. S. 509 und A. W. Schlegel's Urtheil in der Anmerkung zu der Chevy-Jagd.

In Goethe's Rezension des Wunderhorns heißt es in Bezug auf die Ballade Edward: „Wir können unsere Vorliebe für diejenigen Lieder nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Räthsel aufbaut, und sodann, mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth, Edward, Edward! (Quhy dois zour brand sae drop wi bluid, Edward, Edward?) ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen." Wir finden diese Ballade fast bei allen nordischen Völkern. In Gejers und Afzelius' schwedischen Volksliedern (Svenska Folk-Visor) steht (S. 485) der Knabe im Rosenhain (bei Mohnike S. 3). Derselbe theilt S. 183 ein späteres Lied mit: Swen im Rosenhain, und ein finnisches: der blutige Sohn. Ebenso in O. L. B. Wolff's Halle der Völker (I. S. 22) die Ballade: Sohn Davie, Sohn Davie. In allen diesen ist nicht der Vater der Erschlagene, sondern der Bruder. Durch den Umstand des schottischen: Edward, Edward!, daß der Erschlagene der Vater ist, sowie die Mutter die Rathgeberinn zu dem Morde gewesen war, wächst allerdings das Finstere und Tragische um ein Großes, jedoch, wie Mohnike sagt, nach meinem Gefühl bis zur Unnatur (s. S. 171 u. 186). Das Lied, welches Wolff mittheilt, hält Motherwell für das Original von Edward, da der Name Edward nur in schottische Balladen vorkommen, wenn von einem so heißenden englischen Könige die Rede sei. Ein anderes schottisches Lied: die zwei Brüder (the two Brothers) bei Robert Jamieson, Popular Ballads and Songs, tom. I. p. 58, übersetzt von W. Grimm, Drei altschottische Lieder in Original und Uebersetzung u. s. w. (Heidelberg 1813) S. 4, hat eine entferntere Verwandtschaft mit dem Knaben im Rosenhain. Ich setze diesen hierher.

„Wo bist du gewesen so lange,
Du Knab' im Rosenhain?"

„„Ich bin gewesen im Stalle,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

„Wovon ist dein Kleid so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?“
„„Weißes Füllen schlug mich,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

„Wovon ist dein Hemde so blutig,
Du Knab' im Rosenhain?“
„„Ich hab' erschlagen meinen Bruder,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

„Wohin willst du nun wandern,
Du Knab' im Rosenhain?“
„„Will ziehen aus dem Lande,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

„Wann kommst du denn zurücke,
Du Knab' im Rosenhain?“
„„Wann der Rabe bleichet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

„Und wann bleicht der Rabe,
Du Knab' im Rosenhain?“
„„Wann der Felsblock schwimmet,
Liebes Mütterlein.
Ihr harret mein spät, doch ich komme niemals.““

Sehr ergreifend ist auch der Schluß des finnischen Volksliedes.

„Wann kommst du wieder zu Hause?
Froher Sohn du mein!“
„„Wann aufgeht die Sonne im Norden,
O Goldmutter mein!““

„Wann geht auf die Sonn' im Norden?
Froher Sohn du mein!“
„„Wann der Stein tanzt auf dem Wasser,
O Goldmutter mein!““

„Und wann tanzt er auf dem Wasser?
Froher Sohn du mein!“
„„Wann die Feder geht zu Grunde,
O Goldmutter mein!““

„Und wann geht zu Grund die Feder?
Froher Sohn du mein!“
„„Wann zum Richtplatz Alle kommen!
O Goldmutter mein!““

Darin unterscheidet sich der Knabe im Rosenhain von den andern ähnlichen Gedichten, daß der Mörder als Jüngling gedacht ist; die Erwähnung der Frau und der Kinder scheint Mohnike'n etwas Befremdendes zu haben. Herder's Uebersetzung des Edward ist auf eine wundervoll erschütternde Weise von Löwe (Drei Balladen von Goethe, Uhland, Herder. Für eine Singstimme etc. componirt. Berlin) in Musik gesetzt. — Voll ähnlichen Grauses wie dieser Vater= oder Brudermord ist die biblische Sage vom Kain und die altgriechische Mythe vom Muttermorde des Orestes.

Wie gährend stieg aus der Erschlag'nen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher, euch ist er geweiht!“
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher u. s. w.

Goethe's Iphigenie, III. Aufz. 1. Auftritt. Was in der schottischen Ballade die Mutter ist, Anstifterinn zu dem ungeheuren Frevel, das ist in der griechischen Mythe Elektra, die Tochter.

(S. 188.) Taillefer, von L. Uhland.

Der König von England Eduard der Heilige oder der Bekenner (1041 — 1066) wollte seinen Freund und Vetter, den Herzog Wilhelm von der Normandie, nachher der Eroberer genannt, zu seinem Nachfolger auf dem Throne von England machen; doch nahm nach seinem Tode Harald, der Sohn des mächtigen Grafen Godwin, den königlichen Titel an, die Liebe des Volkes besitzend, obgleich er früher einmal, gefangen, dem Herzoge auf die Reliquien zugeschworen hatte, seine Ansprüche zu befördern, selbst aber der Krone zu entsagen. Der schwache Eduard hatte kein bestimmtes Testament gemacht. Wilhelm von der Normandie sammelte ein Heer, von dem Papste und den meisten europäischen Mächten, besonders aber von einem stolzen, thatenlustigen Adel auf das kräftigste unterstützt. Sein Hof zu Rouen war ohnehin der Sitz aller Rittertugend. Er hatte nur noch mit den Ständen des Herzogthums zu kämpfen, die Anfangs kein Geld zu dem Kriegszuge bewilligen wollten. Mit 3000 Schiffen und 60,000 Mann schiffte er nach England über und landete zu Pevensey in Sussex. Beim Aussteigen fiel er, legte es aber glücklich aus, und ein Soldat überreichte ihm einen Strohbund von einem Dach zum Zeichen der Besitznahme der Lande. Harald hatte unterdeß gegen seinen jüngeren Bruder Tosti (Tostig) zu kämpfen und gegen den Norwegerkönig Harald Hardrade, die er glücklich an der Stamfordbrücke über den Deventer schlug; die feindlichen Führer fielen. Acht Tage nach dieser Schlacht erschien Harald den Normannen gegenüber und nahm eine gute Stellung bei Hastings ein; doch waren seine Soldaten ermüdet und aus der vorigen Schlacht noch verwundet. Die Normannen rückten, das Rolandslied singend, an, wurden aber trotz ihres stürmischen Anfalls zurückgeschlagen, und nur durch eine Kriegslist und seine Reiterei errang Wilhelm den schweren Sieg. Harald und seine Brüder Gurth und Leofwin fielen. Von den Normannen waren 15,000 Mann, von den besiegten Eng-

Ländern aber noch weit mehr geblieben. Diese berühmte Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066 machte die Normannen zum herrschenden Volke über die Sachsen in England und den Herzog Wilhelm den Eroberer zum Könige dieses Landes. S. Lappenberg, Geschichte von England, Bd. I. S. 538 ff. (zu Heeren und Ukert's Sammlung gehörig). Quellenschriftsteller sind unter andern Heinrich von Huntingdon, historiarum lib. 8 (in Savilii rerum anglic. scriptt. post Bedam præcipuis) und Wilhelm von Newborough de rebus angl. sui temporis. — Die Ballade verdankt wahrscheinlich ihre Entstehung dem Aufenthalt Uhland's in Paris und der Benutzung der dasigen Bibliotheken, in welchen der Dichter besonders den altfranzösischen Sagen, deren er auch einige bearbeitet hat, nachspürte. Taillefer soll Trouvère (in Nordfrankreich, in der Normandie Trouvères, im Süden, in der Provence Troubadours, die Barden des französischen Mittelalters, aus deren heiterer Zunft aber nur zu bald Possenreißer, Jongleurs, hervorgingen) des Herzogs gewesen sein. Das Rolandslied, welches hier gesungen wird, einen altfranzösischen Gesang, ließ Wilhelm der Eroberer vor jeder Schlacht dreimal anstimmen. Eigen ist es, bemerkt Guido von Meyer, von Ronceval und Val Karlos redend, daß man eine Niederlage, fast wie einen Rachegesang, noch bis ins 14. Jahrhundert hinab benutzte, um Krieger daran zu entflammen; es ist sehr zu bedauern, daß dieses martialische Kraftstück verloren gegangen ist. Friedr. Schlegel dagegen (Geschichte d. alten u. neuen Lit. I. 266) erklärt die hohe Bedeutung des Rolandsliedes so: „Jene Ritter waren im Kampf gegen die Feinde der Christenheit gefallen; waren sie also gleich irdisch besiegt, so blieb ihnen doch die himmlische Siegespalme gewiß. Sie waren für die Sache Gottes den Heldentod gestorben, und wurden also als Märtyrer betrachtet. In einer solchen Ansicht war unstreitig das alte Rolandslied abgefaßt, dessen oft erwähnt wird, und welches als Schlachtlied auch bei den Normannen diente; denn ohne diese himmlische Tröstung wäre

ein unglückliches Todeslied schwerlich geeignet gewesen, den Muth zur Schlacht zu beseelen." Friedr. Schlegel hat auch in seinen Assonanzen „Karl und Roland" diesen Gesang nachgebildet, in der Art und im Tone, wie die Strophen des bekannten Ludwigsliedes aus dem 9. Jahrhundert:

Sang vuas gesungen
Vuig vuas bigunnen
Blust skein in Vuangon
Spilionder Vrankon u. s. w.

Ganz verschieden von diesem verschollenen Rolandsliede ist ein anderes mittelhochdeutsches, welches im 12. Jahrhundert der Pfaffe Konrad gedichtet hat. Es ist die vorzüglichste Dichtung aus dem Sagenkreise Karl's des Großen. Seinen Inhalt bilden des Kaisers Kriegszug gegen die Heiden in Spanien, Roland's Heldenthaten und Tod bei Ronceval durch Ganelons Verrath, und Karl's Rache und Strafgericht des Verräthers. In dem Streit um die Erfindung der Sage von Karl und seinen Douze-Pairs unter Deutschen, Niederländern, Lothringern, Italiänern und Franzosen spricht dieser Pfaffe Konrad den letzteren die Ehre zu.

Ich haize der Pfaffe chunrat:
also iz an dem buche gescriben stat in franczischer zungen,
so han ich iz in die latine bedwungen, dann in die tutiske gekeret.

Handschriftlich ist das Gedicht zu Heidelberg, abgedruckt im 2. Bande von Schilter's Thesaurus; Ausg: Ruolandes liet v. Wilh. Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. 8. Göttingen 1838. S. Gervinus, Laube u. Herzog, Gesch. d. deut. National-Lit., der S. 121 eine Probe mittheilt. Jünger als das Rolandslied ist der altfranzösische Roman de Roncevaux, über den Monin eine Abhandlung (1832) geschrieben hat, und in ihr allen Produkten dieser Art eine provenzalische Quelle giebt. Eine neuere Bearbeitung desselben Liedes in kurzen Reimpaaren besitzen wir aus dem 13. Jahrh. von Stricker (ebenfalls bei Schilter).

(S. 190.) Die Chevy-Jagd, aus Herder's Stimmen der Völker.

Percy, Reliq. tom. I. pag. 1. Herder sagt: Dies Stück ist die berühmte älteste englische Ballade, die auch in der Uebersetzung nicht gar zu glatt erscheinen konnte, sollte sie das, was sie ist, einigermaßen bleiben. Zugleich führt er einen Ausspruch Sidney's an: „Nie hörte ich den alten Gesang Percy und Douglas, ohne daß ich mein Herz von mehr als Trompetenklang gerührt fand. Und doch war's nur irgend von einem blinden Bettler gesungen, mit nicht rauherer Stimme, als Versart." Aug. Wilh. Schlegel spricht sich so aus: „Die alten Romanzen sind in der Kühnheit weise, in der Ruhe herzlichrührend, im Abentheuerlichen und Phantastischen natürlich und einfältig, und im scheinbar Kindischen oft unergründlich tief und göttlich edel. Es wird Ergänzung der Einbildungskraft zu ihnen gefordert, und so begreift sichs, wie ein Kunstrichter, dem es gänzlich an der Fähigkeit dazu gebrach, Johnson, der herrlichen Chevy-Jagd unbelebte Kraftlosigkeit vorwerfen konnte." Das Historische weicht von der Darstellung der alten Ballade ab. Im Jahr 1388 rückte ein ansehnliches Heer, welches des Königs von Schottland zweiter Sohn, Graf Robert von Fife, und der tapfere Graf Jakob Douglas befehligten, gegen die englische Gränze, und während der Graf von Fife durch die westliche Mark vordrang, brach Douglas ungestüm in Northumberland ein und schweifte verheerend bis vor die Thore von York. Der alte Graf von Northumberland schickte seine beiden Söhne ihnen entgegen, von welchen Heinrich Percy, seines feurigen Muthes wegen Heiß-Sporn (Hotspur) genannt, in Shakspeare's Dichtung lebt. Er sandte dem schottischen Helden die Herausforderung, im Angesichte beider Heere vor der Stadt Newcastle eine Lanze mit ihm zu brechen. Douglas erschien. Heinrich Percy wurde beim ersten Rennen aus dem Sattel gehoben und mußte sich nach dem Stadtthore zurückziehen. Douglas, der ihn verfolgte, eroberte Percy's

Lanze, woran ein Fähnlein hing, und rief prahlend: „Dies bringe ich nach Schottland als Zeichen meiner Tapferkeit und pflanze es auf die Zinnen meines Schlosses, daß Alle es sehen.“ Aber erzürnt antwortete Percy: „Wahrlich, du sollst es nicht mit aus Northumberland nehmen!“ Nach einem fruchtlosen Angriffe auf die Stadt zogen sich die Schottländer zurück. Die Engländer holten sie nach Anbruche der Nacht bei Otterburn ein und begannen den Angriff mit dem Kriegsgeschrei: Percy! Percy! In einem Augenblicke waren die Schottländer unter den Waffen, und Douglas eilte so ungestüm in den Kampf, daß er seinen Panzer vergaß. Er schwang seine Streitaxt und stürzte sich in die dichtesten Reihen der Feinde, bis er tödtlich verwundet fiel. Seine Waffengefährten, durch seine Tapferkeit begeistert, drangen wüthend in die Feinde, ehe sie das Schicksal ihres Anführers kannten, und die Engländer mußten weichen. Einige schottische Ritter kamen zu der Stelle, wo ihr Anführer, von seinem Kaplan beschützt, neben seinem Banner lag. „Erhebt mein Banner wieder!“ rief er aus. „Ruft: Douglas! und rächet meinen Tod!“ Er sah sein Banner wieder wehen, sein Name erscholl auf dem Schlachtfeld, und bevor er starb, hörte er den Ruf seiner siegreichen Waffenbrüder. (S. Lindau, Gesch. Schottlands, II. S. 41 u. 42). In der Ballade fällt auch Percy von Northumberland. Ebenso stellt sie, der Geschichte entgegen, die Schlacht am Humbledown oder Homildon-Berge als eine Folge und Rache der Schlacht von Otterburn dar. Percy Hotspur sollte erst später fallen. Aehnlich wie er in der alten Ballade an Douglas Leiche spricht, sie an der Hand nehmend:

„Mir ist weh um dich!
Dein Leben zu retten ich auf drei Jahr
Wollt' theilen gern mein Land:
Denn bessern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nordengland.“

so spricht in dem 1. Theile von Shakspeare's König Heinrich IV. (Akt. V. Sc. 4) der Prinz Heinrich an der Leiche Percy's, den er eben erschlagen hat:

„wackrer Percy. Großes Herz!
Leb' wohl! Wie schwindet schlechtgewebter Ehrgeiz! —
Als diesen Körper noch ein Geist beseelte,
Da war ein Königreich für ihn zu klein, zu enger Raum.
Nun sind zwei Schritte der gemeinsten Erde
Für ihn genug. Die Erd', die todt dich trägt,
Trägt nicht lebendig solchen tapfern Ritter.
Wenn meine Freundlichkeit du fühlen könntest,
So würd' ich meinem Eifer Schranken setzen.
Doch, laß mich dein entstellt Gesicht verhüllen;
In deinem Namen will ich selbst mir danken
Für diesen letzten zarten Liebesdienst.
Leb' wohl! nimm deinen Ruhm mit dir zum Himmel,
Im Grabe schlafe deine Schmach mit dir,
Doch deine Grabschrift soll sie nicht erwähnen."

Diese volle Anerkennung des edeln Feindes ist einer der ersten und schönsten Züge des Ritterthums. Das: „Dein Leben zu retten ich auf drei Jahr Wollt' theilen gern mein Land" in der alten Ballade wird ungemein rührend, wenn man an den von Shakspeare so sehr hervorgehobenen Ehrgeiz Percy's denkt.

(S. 200.) Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland, von F. W. J. von Schelling.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling wurde den 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren, studirte in Leipzig und Jena, docirte als Professor der Philosophie an dem letzteren Orte und lebt und liest gegenwärtig in München als Professor, Geheimerrath und Präsident der Akademie der Wissenschaften. Schelling ist das Haupt einer philosophischen Richtung; seine meisten Schriften sind daher philosophischen Inhalts. Wir haben hier nur den Dichter im Auge. Als solcher ist er unter dem Namen Bonaventura, wenn ich nicht irre im Schlegelschen Musenalmanach, aufgetreten. Den Stoff zu diesen Terzinen hat er Steffens, einem Bearbeiter der Naturphilosophie nach seinem Vorgange, entlehnt. In der neuen Ausg. von dessen Novellen steht im 1. Bdchn. (Gebirgssagen u. s. w.) als Anhang: die

Trauung, eine Sage des Nordens. Ein Rezensent in den Blättern f. lit. Unterhaltung (1838. Nro. 71) sagt: Unter den Sagen dieses ersten Bändchens befindet sich ein Edelstein: die dänische Tradition von der nächtlichen Trauung in der Kirche von Rörwig. Sie ist bekannt; aber immer wieder und wieder liest man sie mit dem Grauen, welches nicht das Produkt einer kunstreichen Schilderung ist, sondern in der ursprünglichen Wahrheit der Situation selbst liegt. Sie ist durch nichts aufgeputzt, die Diktion ist einfach, und doch bringt sie auf jeden Leser, um Mittag oder am Abend gelesen, vermöge der nackten, grellen Schauerlichter und des undurchdringlichen Geheimnisses, an dem sich der Verstand und die historische Kenntniß umsonst abmüht, dieselbe Wirkung hervor. Etwas dieser historischen Tradition ähnliches ist uns im Sagensatze keiner Nation bekannt geworden. Steffens brachte, wie man weiß, die Sage zuerst nach Deutschland. Bekannt in einem weiteren Publikum ward sie jedoch erst durch Schelling's Bearbeitung in Terzinen. Es war ein schönes Gedicht, welches seiner Zeit in Deutschland Aufsehen erregte und bewundert ward. Wie tritt indessen, mit Steffens einfacher Aufzeichnung verglichen, der dichterische Schmuck gegen die nackte Wahrheit der Thatsache in den Hintergrund. Der Herausgeber erwähnt zweier größeren romanhaften Behandlungen des Gegenstandes, welche uns unbekannt geblieben. — Schelling's poetische Darstellung schließt sich in ihrem Gange ganz an die prosaische von Steffens an. Ob Drottning das Dorf an der Meeresküste ist, welches die Bewohner statt des verlassenen zugewehten Rörwig gebaut hatten, beide auf einer öden, mit Flugsand bedeckten Halbinsel, die in das wilde Kattegat hineinragt, weiß ich nicht; doch würde diese Annahme die Ueberschrift des Schellingschen Gedichts erklären. Auch redet Schelling vom alten Dorf, welches Gott durch Sturm und Meeresbraus mit des Sandes dichtem Schleier bedeckt habe, und in der „Trauung" heißt es: „In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile

vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebaut, nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbauet, stehet noch einsam, von der traurigen beweglichen Oede umgeben.“ Steffens setzt das Ereigniß in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach Peter des I. und Katharinens Tod in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Ich bedauere, nicht die ganze Erzählung hierher setzen zu können; sie ist schauerlich schön. Doch nehmen leider die Anmerkungen schon einen zu großen Raum gegen den ursprünglichen Plan dieser Sammlung ein.

(S. 207.) **Des Cid's Ende,** aus dem Spanischen von **J. G. von Herder.**

Der Cid, der gefeiertste Held Spaniens, wurde nach Einigen 1042, nach Andern 1045, nach Johannes von Müller aber schon 1026 geboren. Sein eigentlicher vollständiger Name war Rodrigo (Rudericus bei den alten Chronikschreibern in lateinischer Sprache) Diaz (Sohn des Diego, Didaci filius) von Vivar (Bivar, Bibar); sein Kriegerruhm verschaffte ihm den Namen Campeador (Campidoctus), bei seinen Freunden hieß er el mio Cid (mein Herr) und bei seinen Feinden Albarhanes (Tyrann, auch Tyrann vom Tajo bei Conde, hist. de la dominacion de los Arabes en España). Wie viel von der Geschichte des Cid wahr, und wie viel dem Reiche der Sage angehörig sei, scheint noch nicht ausgemacht. S. Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, I. S. 349 — 357. Gleichzeitige Nachrichten über denselben besitzen wir nicht. Die Gesta Roderici Campidocti, 1792 von Risko herausgegeben, welche man früher für die Hauptquelle hielt *), hat eine

*) Johannes von Müller in seinem Leben des Cid, das er den Romanzen Herder's (Werke z. schönen Lit. u.

schärfere Kritik bedeutend in ihrem Werthe und ebenso in dem anfänglich zugeschriebenen Alter herabgesetzt. Sie sind, da sie mit den arabischen Berichten bei Conde und Casiri nicht übereinstimmen, entweder für nach poetischen ungeschichtlichen Ueberlieferungen abgefaßt, oder für in ganz neuer Zeit fabrizirt zu erklären, wie denn auch schon Masdeu (España restauradora. t. I. Madrid 1805. p. 147 — 372) nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er Risko nicht bloß für den ersten Auffinder des Manuscripts, sondern auch selbst für den Verfasser halte. Doch hat nach diesen Gestis Roderici Campidocti Joh. von Müller „von dem Cid" in seiner bekannten unnatürlichen, gezwungenen, kräftig und bündig sein sollenden Weise erzählt, und nach dem, wahrscheinlich alten, Poëma del Cid *). Beide hat auch Huber zur Grundlage seiner Gesch. des Cid (Bremen 1829) gemacht. Der Historiker von Fach in der Jetztzeit hält sich, wie Aschbach, nur an den Chroniken des Lucas Tudensis und Rodericus Toletanus, an arabischen und wenigen anderen Quellen. Nach Aschbach, I. S. 115 — 119, kämpfte Rudericus Diaz von Vivar zuerst unter König Ferdinand I. von Navarra und Castilien mit Auszeichnung gegen die Arragonier und Saracenen. Nachdem dieser sein Reich unter seine drei Söhne, Sancho, Alfonso und Garzias, getheilt hatte, kam Graf Roderich als castilischer Großer unter die Herrschaft Sancho's, der ihn bald vor allen hervorhob und an die Spitze seiner Truppen stellte. In allen Schlachten, welche Sancho gegen seine Brüder lieferte, die er aus ihrem Erbe verdrängte, focht Roderich und half sie gewinnen. In dieser Zeit erhielt er wahrscheinlich schon den Beinamen Campeador. Als Sancho vor Zamora durch Meuchelmord gefallen war, wagte er es allein von allen castilischen Rittern, dem früher verbannten König Alfonso, der nun das ganze Reich in Besitz nahm, einen

---

Kunst, Bd. V.) vorgesetzt hat, nennt diese Chronik die erste und ächte.

*) Joh. v. Müller a. a. O. S. 7.

Cid abzunehmen, daß er frei von Antheil an dem Morde Sancho's sei, und ließ ihn denselben sogar zweimal hersagen. König Alfonso schickte ihn nach Sevilla als Gesandten an den mächtigen Emir Almutamed, bald darauf aber auch, da er ihm gram war, in die Verbannung. Später wurde der Cid noch zum zweiten und dritten Male verbannt. In diese Zeit scheinen seine meisten Abenteuer zu fallen, welche die Poesie und Sage aufbewahrt haben. Die Ueberlieferungen der Lebensgeschichte und die geschichtlichen Quellen lassen sich über seine Thaten in Andalusien im Kampfe für Sevilla gegen Granada, über seine Kriege für die Muhamedaner in Saragossa gegen den Grafen von Barcellona, die Könige Ramirez und Pedro von Arragonien und den Emir Alfagib von Denia nicht vereinigen. Nachdem Roderich sich vielfach im östlichen Spanien in heißen Kämpfen gegen Christen und Moslims herumgetrieben und dort Felsenburgen befestigt und mit Besatzungen versehen hatte, suchte er Valencia den Almoraviden zu entreißen. Hier gewinnt die Geschichte wieder festen Fuß. Mit einem ziemlich zahlreichen Heere Christen und Moslims, wahrscheinlich auch mit castilischen von König Alfonso geschickten Truppen, belagerte er, verbündet mit mehreren muhamedanischen Fürsten, die Stadt, welche sich endlich im Monat Mai 1094 ihm und seinen Bundesgenossen ergab. So lange der Cid lebte, scheiterten alle Versuche der Almoraviden, Valencia wiederzunehmen. Alles, was von des Campeador's weiteren Thaten und Lebensschicksalen erzählt wird, unterliegt derselben Ungewißheit, wie seine frühere Geschichte vor der Einnahme Valencia's. Dahin rechnen wir sein Bündniß mit dem König Pedro von Arragonien gegen die Almoraviden und die große Schlacht, welche sie vereint gegen den afrikanischen Feldherrn Syr ben Abubekir, den Eroberer der balearischen Inseln, lieferten, ferner die Eroberung von Murviedro und manches Andere. Nur das wenige ist historisch gewiß, daß der Cid, noch herrschend über Valencia, in der Nähe dieser Stadt im

Jahre 1099 gestorben ist, und daß im dritten Jahre nach seinem Tode (1102) nach einer langwierigen Belagerung und vielen Treffen der König Alfonso von Castilien Valencia den Almoraviden wieder hat überlassen müssen. Im J. 1238 ward aber die Stadt von Jacob I. den Christen wieder gewonnen. — Aus Herder's Romanzen vom Cid habe ich die 67. und 68. aufgenommen, welche den Tod des Helden und seinen merkwürdigen Sieg im Tode enthalten. Zur Vergleichung setze ich eine Geschichte vom Tode des Cid, etwas abgekürzt, hierher, welche Huber in seinen Skizzen aus Spanien (Bd. II. S. 96 ff.), angeblich aus einem alten Chronikenbuche, vorlesen läßt. Offenbar, wie schon aus ihrer Einfachheit klar wird, ist sie Uebersetzung aus einem älteren Buche, vielleicht, und dieß wird sogar wahrscheinlich, aus einer prosaischen Umarbeitung des bereits oben erwähnten und unten noch zu besprechenden alten poëma del Cid, etwa aus der Chronica del famoso Caballero oder aus der Chronica general. „Fünf Jahre war der Cid Herr von Valencia, da kam die Kunde, daß Bucar, Sohn des Königs von Marruncos, jenseits des Meeres, heranziehe, um sich zu rächen. Nachdem nun der Cid seine Vorkehrungen getroffen, erschien ihm in der folgenden Nacht San Pedro, der Fürst der Apostel, und sprach: Ich komme zu dir mit eiliger Botschaft, und nicht wegen des Königs Bucar, um den du sorgest, sondern es ist diese: daß du diese Welt verlassen sollst und in das Leben eingehen, das ohne Ende ist. Und das wird geschehen von heute binnen dreißig Tagen: aber so große Gnade will Gott der Herr an dir thun, daß deine Gesellen den König Bucar schlagen, und daß du nach deinem Tode noch in der Schlacht siegen sollst. Und das wird geschehen durch Hülfe des Apostels Santyago, den wird Gott für euch in diesen Streit senden. Nachdem der gute Apostel San Pedro also gesprochen, entschwand er gen Himmel; und der Cid war so gestärkt und so freudig, und so sicher, daß alles dies, was der Apostel gesagt, erfüllet werde, als wenn es schon geschehen wäre. Und darauf

erkrankte er an der Krankheit, daran er auch starb. Und eines Tages, ehe denn es schlimmer mit ihm wurde, ging er in die Kirche San Pedro und legte zu Füßen des guten Bischofs Don Geronimo Beichte ab von all den Sünden, die er begangen gegen das Gebot unseres Herrn Jesus Christus. Und mit weinenden Augen kehrte er zurück nach dem Alkazar und legte sich auf sein Lager, davon er nicht wieder aufstund, sondern er wurde alle Tage schwächer und schwächer. Und die sieben Tage vor seinem Ende aß er nichts anders und trank nichts anders, als einen kleinen Löffel voll Balsam und Myrrhe vermischt mit Wasser. Und am zweiten Tage vor dem dreißigsten, ließ er rufen Donna Ximena, den Bischof Don Geronimo, Alvar Fañez Minaya, Pedro Bermudez und Gil Diaz. Und als alle fünf vor ihm stunden, begann er sie zu vermahnen, wie sie sich halten sollten nach seinem Tode, und sprach: Ihr wißt, daß der König Bucar von jenseit Meeres hier sein wird binnen wenigen Tagen, und wird diese Stadt einschließen mit großer Heereskraft der Mohren, die er mit sich führt. Und das erste, was ihr thun sollt, nachdem ich gestorben bin, ist, daß ihr meinen Leib recht rein waschet von Außen, denn, gelobt sei der Name Gottes, von Innen habe ich ihn schon sehr rein gehalten, auf daß ich empfangen möge seinen heiligen Leib morgen, an meinem letzten Tage. Und wenn ihr meinen Leichnam ordentlich gewaschen und rein abgetrocknet habt, so sollt ihr ihn salben mit dieser Salbe und dieser Myrrhe; und sollt salben sowohl den Kopf, als die Füße, also, daß kein Fleck bleibe am ganzen Körper, der nicht gesalbt ist. Und ihr Schwester, Donna Ximena, und ihr alle, meine Gesellen, hütet euch, daß keiner ein Geschrei noch Klage erhebe, nachdem ich gestorben, damit die Mohren nicht erfahren meinen Tod und sich nicht dessen freuen. Und wenn der Tag kommen wird, da König Bucar sich lagert vor Valencia, so sollt ihr alles Volk auf die Mauern steigen lassen, und sollen mit Trommeten und Pfeifen blasen und Freude zeigen, so viel sie irgend

können. An dem Tage, da ihr abziehen wollt nach Castilien, sollt ihr es wissen lassen allem Volke, insgeheim, damit keiner von den Mohren es erfahre in der Alcudia. Und sollt die Saumthiere beladen lassen mit allem Gut und mit aller Habe, die ihr findet in Valencia, also, daß nichts Gutes dahinten bleibe. Das gebiete ich dir, Gil Diaz, noch mehr als den Anderen. Und nachdem ihr das gethan, sollt ihr satteln lassen mein gutes Roß Bavieça und es wappnen, und darnach sollt ihr meinen Leib wohl zurichten und ihn wappnen und auf den Sattel binden, also, daß er nicht herunterfalle; und sollt mir mein Schwert Tizona in die Hand geben. Auf der einen Seite neben mir soll immer bleiben der Bischof Don Geronimo und auf der andern Seite Gil Diaz, und sollen mein Roß führen. Und ihr, Pedro Bermudez, sollt mein Banner führen, wie ihr es bisher gethan. Und ihr, Alvar Fañez Minaya, sollt die Schlachthaufen ordnen und sollt streiten mit dem König Bucar; denn seid gewiß und zweifelt nicht, daß Gott mir gewährt hat, in diesem Streite zu siegen nach meinem Tode, und ihr werdet das Feld gewinnen nach euerem Wunsche und großes Gut finden. Am anderen Morgen begann der Cid Campeador seinen letzten Willen zu verordnen; und das erste, was er verordnete, war, daß sein Begräbniß sein sollte in San Pedro von Cardeña, wo er jetzt liegt; und darauf vermachte er, außer Geschenken an Ritter, Knappen und die Armen, was er sonst auf Erden besaß, an Donna Ximena, auf daß sie in Ehren leben möchte in dem Kloster von San Pedro de Cardeña. Darauf empfing er den Leib unsers Herrn und Heilands kniend mit großer Andacht und mit weinenden Augen; und alsbald legte er sich wieder auf ein Lager und rief zu Gott und San Pedro, daß seine Seele finden möge das Ende ohne Ende, und als er dies gesprochen, gab der edle Held seine reine Seele dem Herrn. Und das geschah im Jahre der Aera 1132 (1099) am 15ten Tage des Maimonats. — Und am dritten Tage, nachdem der Cid aus diesem Leben geschieden, landete der König Bucar

im Hafen von Valencia und führte mit sich eine große Macht der Mohren, daß es ein Wunder war; denn mit ihm zogen sechsunddreißig Könige der Mohren und eine schwarze Mohrinn, die führte zweihundert Mohrinnen, so schwarz wie sie selber, und waren nackt und trugen Büschel rother Wolle in den Haaren und führten Pfeile und türkische Bogen. Aber die Gesellen des Cid Ruy Diaz hielten sich in der Stadt bis zum neunten Tage, da sie Alles zugerichtet hatten, wie es geboten. Der Leib des Cid war von dem Balsam so frisch und fest geblieben, und das Fleisch so schön und roth, und sein Antlitz so lebendig, und die Augen gleich offen, daß kein Mensch auf Erden, der es nicht vorher gewußt, anders meinen konnte, als er sei lebendig. Und in der Nacht des zwölften Tages war Alles bereit; sie nahmen den Leib des Cid Campeador und legten ihm an ein steifes Gewand, grau und weiß, gleich einer eisernen Rüstung, und einen Helm von Pergament ebenso; und sattelten das Roß Bavieça und wappneten es und setzten den Cid auf den Sattel. Der war so zugerichtet worden von Gil Diaz mit großer Kunst und Arbeit, daß er ganz fest darin saß. In die Hand banden sie ihm sein Schwert Tizona und an die Schultern einen Schild von Pergament, so künstlich, daß es ein Wunder war, wie grade und fest er den Schild und das Schwert hielt. Als Alles in der Art zugerichtet und bereit war, und die Schlachthaufen geordnet, öffneten sie um Mitternacht das Thor gegen Castilien, welches genannt wird das Trabethor, und zogen aus so heimlich und so stille, als wenn es nicht mehr denn zwanzig wären. Und als sie draußen waren, brach schon der Tag an; und Alvar Fañez hielt schon seine Haufen geschaart, und sie brachen in die Mohren ein und riefen laut: Santyago und Castilien! Zuerst drangen sie in die Zelte der schwarzen Mohrinn, die da vorn stunden; und so plötzlich war ihr Anlauf, daß sie mehr denn hundert Mohrinnen erschlugen, ehe die Mohren sich waffnen und zu Pferd steigen konnten. Jene Mohrinn aber war so gewandt und so geschickt im

Bogenschießen, daß es ein Wunder war; und darum nannte man sie auf Arabisch Nugety Maturja, das will sagen: der Stern der türkischen Bogen. Wie aber das Weib von Natur den Tod mehr scheuet, als der Mann, so zeigten diese es auch; und die erste, welche erschlagen wurde, war jene ihre Führerinn. Die übrigen flohen durch die Zelte daher und regten die Mohren auf, und so groß war der Lärm und die Verwirrung, daß nur wenige ihre Waffen ergreifen konnten, sondern alles floh dem Meere zu. Und als der König Bucar und die sechsunddreißig Mohrenkönige deß inne wurden, da staunten sie, und däuchte ihnen, es kämen über sie mehr denn sechzigtausend Ritter, alle weiß wie Schnee, und vor ihnen her einer, größer denn alle anderen, auf einem weißen Rosse und trüge in der linken Hand ein weißes Banner mit einem rothen Kreuz darin und in der rechten ein Schwert, gleichwie von Feuer, und er erschlüge also viele Mohren, daß der König Bucar und die Mohrenkönige sich entsetzten und begannen zu fliehen, und hielten nicht eher an als am Meere. Die Gesellen des Cid aber jagten ihnen nach und erschlugen ihrer so viele, daß es ein Wunder war, und keiner wagte es, sich zu wenden und sich zu vertheidigen. Und als sie zu den Schiffen kamen, war so groß ihre Eile hineinzusteigen, daß wohl 10,000 im Meere ertranken, und von den Königen kamen mehr denn zwanzig um. König Bucar und die mit ihm entrinnen konnten aus dieser Schlacht, zogen alsbald die Segel auf und schifften weg und wandten nicht mehr den Kopf zurück. Die Gesellen des Cid aber kehrten um und fielen in das Lager und nahmen aus den Zelten unermeßlich viel Gold, viel Silber und viele Edelsteine, also, daß auch der Aermste an diesem Tage reich wurde. Und darauf eilten sie dem Bischof Don Geronimo und Gil Diaz und Donna Ximena nach, die waren derweilen geruhig fortgezogen auf der Straße nach Castilien, und also kamen sie in zwölf Tagereisen zu dem Kloster San Pedro de Cardeña." — Die spanischen Romanzen vom Cid stammen aus der Zeit vom

13 — 15. Jahrhundert. Es waren ihrer ursprünglich 78; dazu kamen später noch 24. Eine Ausgabe in Deutschland erschien 1828: **Romancero del Cid Ruy Diaz de Vibar por Juan de Escobar, Francoforto.** Der Cid von Herder besteht aus 70 Romanzen, doch sind diese nicht eigentlich übersetzt und nachgebildet, sondern vielmehr umgearbeitet und umgeschmolzen. Eine neue Ausgabe erschien 1838 in 4 Lieferungen. Heinrich Laube äußert sich in seiner Gesch. d. deut. Lit. II. S. 241 recht günstig über die Herder'sche Arbeit: „Der Cid ist eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er scheidend unserer Literatur ein nicht genug zu schätzendes Andenken hinterlassen hat. Aus einem Wust spanischer Romanzen hat er die Folge eines kernhaften Epos zusammengestellt, was in einer Sprache, scharf und blank, wie der Edelstein, in einer Kürze und Kraft, wie sie nur dem gesammelten Genie zu Gebote stehen, Leben und Tod besingt des tapfern Ritters von Vivar. Das Gedicht hat darin noch einen besondern Reiz des Herder'schen Hauptes, daß der Cid, obwohl in früher Zeit und nur für die derben Thaten und Interessen eines Lehensritters lebend *), doch das sanfte Herz einer Humanität unter dem Eisen trägt, wie sie als Herder's Ideal überall verlangt wird." Friedrich Schlegel dagegen findet (alte u. neue Lit. I. S. 301) in der etwas „nachlässigen Uebersetzung" nur einen schwachen Abdruck der alten Romanzen voll eigenthümlich ungekünstelter Anmuth, welche er in der Ursprache genossen hatte.

---

*) Laube hat Recht, obgleich der Cid in Wahrheit nicht so sehr Lehensritter war, als dies aus Herder's Romanzen erscheint. Aschbach sagt: „das scheint zuverlässig, daß Rudericus, ein hochfahrender Mann, der lieber für sich allein, als unter dem Befehl eines Königs, mit dem er sich nicht gut vertragen konnte, Krieg führte, gern Castilien verließ, und da er als vortrefflicher Anführer und ausgezeichneter Ritter bekannt war, so sammelten sich unter seine Banner, die zu Raub und Eroberung führten, die kampflustigsten christlichen und muhamedanischen Streiter." —

Sein Gehör hat es vermuthlich beleidigt, daß Herder die Assonanzen nicht nachgebildet hat. Dagegen besitzen wir nun auch eine getreuere Uebersetzung: der Cid, ein Romanzenkranz, im Versmaße der Urschrift aus dem Spanischen vollständig übersetzt von F. M. Duttenhofer, Stuttg. 1833. — Aelter noch als diese Romanzen und wahrscheinlich die Grundlage derselben ist das mehrfach erwähnte Poëmadel Cid, welches aber auch nicht vor dem 13. Jahrhundert entstanden sein soll. Nach einem Titel (bei J. v. Müller) wäre es vom Jahre 1207. Es soll lange zu Vivar im Hause des Cid aufbewahrt worden sein. Benutzt wurde es bereits früh zu einer sagenhaften Lebensgeschichte del famoso caballero Cid Ruy Diaz Campeador, die 1552 auf Befehl Karl's V. herausgegeben wurde; selbst edirt wurde es aber erst 1779, in Deutschland 1804 von G. H. v. Schubert. Es besteht aus längeren jambischen Versen mit Assonanzen; einen Uebersetzer hat es bis jetzt in Deutschland nicht gefunden. Aschbach verweist auf Bouterweck, literatura Española, t. I. und auf die Wiener Jahrbücher von d. J. 1831 und 1832. Friedr. Schlegel a. a. O. stellt dieses Heldengedicht sehr hoch. Er sagt unter andern: „Ein einziges Andenken, wie das vom Cid, ist mehr werth für eine Nation, als ganze Büchersäle voll von Geisteswerken des bloßen Witzes ohne nationalen Gehalt. Sollte das Gedicht auch nicht, wie behauptet wird, schon aus dem 11. Jahrhundert sein, so gehört die ganze Dichtkunst doch ihrem Geiste nach dieser älteren Epoche vor den Kreuzzügen an. Von dem mehr orientalischen, zum Wunderbaren und Fabelhaften sich hinneigenden Geschmack ist hier gar keine Spur. Es ist der reine, treuherzige, edle altkastilische Geist, und ist die Geschichte des Cid, wahrscheinlich sehr bald, nachdem sie sich zugetragen, als historisches Heldengedicht, geordnet und verbreitet worden." — Nach Masdeu (S. 320) giebt es außerdem noch zehn poetische Bearbeitungen der Geschichte des Cid. — Wegen Ximene'n kann ich auf Herder's Romanzen selbst verweisen. Sie war die Tochter des Don Gormaz, eines

alten Feindes von Don Diego, Cid's Vater, und der Cid erschlug ihren Vater. Doch vermählte sie sich nachher mit ihm und war bis zu seinem Tode getreue Genossinn aller seiner Fahrten. — Don Jeronymo der Bischof ist eine historische Person, wenn auch die Urkunden über seine Einsetzung zum Bischof von Valencia mit Erlaubniß des Papstes Urban II. unächt sein sollen. S. Aschbach, S. 119 u. 350, der Masdeu (S. 343—357) anführt. — Wegen der übrigen Genossen Cid's verweise ich gleichfalls auf Herder's Romanzen. — Bei der schwarzen Mohrinn, die aus türk'schen Bogen gift'ge Pfeile tödtlich schoß, und die man nach Herder einen Stern des Himmels, nach Huber aber einen Stern der türk'schen Bogen nannte, erinnert man sich leicht an die hohe herrliche Chlorinde in Tasso's befreitem Jerusalem und, obwohl minder, an die Maria in Platen's Romanze Zobir. — Der leuchtenden Ritter, wie ihrer die spanische Romanze hat, welche den frommen Streitern beistehn und die Ungläubigen schrecken und vernichten, hat der Volksglaube des Mittelalters schon manche gehabt. Meistens soll der Ritter der heilige Georg, der Repräsentant des Ritterthums unter der Schaar der Heiligen und also auch sein Helfer, sein. Man vergleiche den Ritter mit flammendem Schilde vor der Eroberung Jerusalems auf dem Oelberge und Uhland's Romanze St. Georgs Ritter. In der spanischen Romanze bei Herder streitet der Apostel San Jago, der Heidenbekehrer in Spanien. — Warum grade der Cid eine so große Bedeutung für die spanische Poesie erlangt habe, zeigt Aschbach a. a. O. S. 119 — 121 auf eine geistreiche Weise. Ich theile zum Schluß aus seiner Ansicht das Wesentliche mit. Die Verewigung seines Namens und seine hohe Stellung unter den spanischen Helden hat der Cid hauptsächlich den damaligen Zeitumständen zu verdanken. Sein Leben fällt in die bewegte Zeit des ersten Kreuzzuges. Der Papst verbot den Spaniern, Theil an diesem zu nehmen; der Cid aber war schon im Besitze einer heidnischen Stadt, Valencia's, als die Kreuzfahrer sich kaum auf den Weg gemacht hatten.

Die frohe Kunde von der Einnahme Jerusalems und der hohe Ruhm der Hauptbelden des ersten Kreuzzuges war den kriegerischen, und doch vom Kreuzzuge ausgeschlossenen, Spaniern ein Sporn, diesen einen Helden ihres Landes entgegen zu stellen. Am nächsten lag die Eroberung Valencia's, eine der Einnahme von Jerusalem ähnliche Begebenheit, da sie von Rittern, nicht von einem Könige gemacht worden. Daher wurde der Cid Hauptheld der spanischen Dichtkunst. Sein Name repräsentirt die spanische Ritterschaft, an ihn knüpfte sich das Ideal einer frommen, großmüthigen, edeln, ritterlichen Tapferkeit. Es war daher ganz natürlich, daß die Wirklichkeit mit der Poesie so eng verflochten ward, daß man schon im Anfang des 13ten Jahrhunderts (also zur Zeit der Abfassung des poëma del Cid), 100 Jahre nach des Cid's Tode, das Poetische von dem Historischen nicht mehr unterscheiden konnte.

(S. 212.) **Aljama,** aus dem Spanischen in **J. G. v. Herder's Stimmen der Völker.**

Ich beginne mit einer Stelle aus Huber's trefflichen Skizzen aus Spanien (I. S. 226 ff.): „Nach einer Stunde beschwerlichen Bergabsteigens erreichte der Zug die alte Stadt Alhama, mit starken Mauern und Thürmen und manchen andern Ueberresten aus der Zeit der Mauren — fast ringsum von einer tiefen Schlucht umgeben, worin der Rio de Alhama strömt. Alhama war einst das wichtigste Bollwerk der maurischen Herrschaft in Granada, bis es im Jahr 1490 von den Christen, welche über den Paß von Zafaraya heranzogen, nach einem heldenmüthigen Widerstande der Einwohner, die alle Straßen Schritt vor Schritt vertheidigten, erobert wurde. Ueber 6000 Weiber und Kinder wurden in der großen Moschee niedergemetzelt. Die Romanze von dieser Eroberung soll auf die Bewohner von Granada einen solchen Eindruck hervorgebracht haben, daß es nach dem Fall von Granada von den christlichen Siegern streng verboten ward, sie zu

fingen *). Ich gebe sie so wörtlich als möglich, und opfere auch der Assonanz die Einfachheit des Ausdrucks nicht auf: **Gar klägliche Romanze von dem Sturm und der Einnahme von Alhama, welche in arabischer Sprache also sagte** **):

Durch die Straßen von Granada
Einst der Mohrenkönig ritte.
Von den Thoren von Elvira
Bis zu dem von Bibarrambla.
Wehe mir! Alhama!

Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama sei gefallen.
Warf die Briefe in das Feuer
Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! Alhama!

Von dem Maulthier steigt herunter
Und sein Roß besteigt er bald,
Zakatin er aufwärts reitet
Nach dem festen Schloß Alhambra.
Wehe mir! Alhama!

Angekommen in Alhambra,
Rasch befiehlt er seinen Treuen:
Die Trompeten lasset schmettern
Und die silbernen Posaunen.
Wehe mir! Alhama!

*) A. Wilh. Schlegel sagt: Den alten Volksgesängen sind die eigenthümlichsten Züge der ganzen Denk- und Empfindungsweise jedes Volkes anvertraut, oft mit unauslöschlichen und Character bestimmenden Erinnerungen innigst verwebt. So hallten in manchen spanischen Romanzen Scenen aus dem letzten Mohrenkriege so rührend wieder, daß es untersagt ward, sie zu singen, weil sich dabei eine unbezwingliche Trauer aller Hörer bemächtigte. In andern schimmert die stille und brennende Liebe, die verwegene Eifersucht, die phantastische Galanterie des Castilianers unter mohrischen Namen und in der seidnen Pracht des untergegangenen Hofes von Granada.

**) Ursprünglich war die Romanze arabisch und ist nachher in das Spanische übergegangen. Huber hat aus diesem übersetzt; der arabische Text mag verloren sein.

Und die rauhe Kriegestrommel
Lasset wild zum Streite rühren,
Daß es alle Mohren hören
Von der Vega und Granada.
Wehe mir! Alhama!

Als den Schall die Mohren hörten,
Der zum blut'gen Streite ruft,
Ein und einer, zwei und zweie,
Sie sich eilig alle schaarten.
Wehe mir! Alhama!

Hub ein alter Mohr die Rede,
Also sprach er zu dem König:
Warum rufst du uns, o Herr,
Warum ruft uns die Trompete?
Wehe mir! Alhama!

Hören sollt ihr, meine Freunde,
Eine jammervolle Kunde:
Vor der Christen wildem Muthe
Ist Alhambra jüngst gefallen.
Wehe mir! Alhama!

Hat ein alter Alfaqui entgegnet,
Mit dem langen, weißen Barte:
Recht geschieht dir, edler König!
Edler König, du verdienst es!
Wehe mir! Alhama!

Schlugst die tapfern Bencerrages,
Sie, die Blüthe von Granada;
Hast die Fremden aufgenommen,
Die aus Cordova entflohen.
Wehe mir! Alhama!

Drum verdienest du, o König,
Eine doppelt harte Strafe,
Daß dein Reich und du verderbest,
Daß Granada selber falle.
Wehe mir! Alhama!

Wenn das Recht man nicht mehr ehret,
Ist es Recht, daß Alles sinke,
Daß Granada selber falle,
Und mit ihr auch du verderbest.
Wehe mir! Alhama!

Feuer strahlten seine Augen,
Als der König dies vernommen;
Da vom Recht der Priester redet,
Spricht vom Rechte auch der König.
Wehe mir! Alhama!

Weiß als König, daß nicht Rechtens,
Was des Königs Willen hemmt.
Also spricht der Mohrenkönig
Und er wiehert laut vor Zorne.
Wehe mir! Alhama!

Mohr Alfaqui! Mohr Alfaqui!
Du mit deinem grauen Barte,
Dich zu fangen er gebietet
Um des Falles von Alhama.
Wehe mir! Alhama!

Läßt dein Haupt herunterschlagen,
Auf Alhambra auf es stecken,
Dir zur Strafe uud zum Schrecken
Allen, die es sehen.
Wehe mir! Alhama!

Ritter ihr und wackre Männer,
Sprecht von mir zum König dieses,
Sprecht zum König von Granada,
Daß ich nichts ihm hab' verschuldet.
Wehe mir! Alhama!

Daß Alhama ist verloren,
Füllt mein Herz mit bitterm Grame,
Doch, hat er die Stadt verloren,
Wohl viel mehr verloren andre.
Wehe mir! Alhama!

Verloren Väter ihre Söhne,
Und die Weiber ihre Gatten,
Sein Geliebtestes verlor der Eine,
Und der andre seinen Ruhm.
Wehe mir! Alhama!

Und ich selbst verlor die Tochter,
Sie, die Blume dieses Landes,
Hundert Unzen gäb' ich gerne,
Sie zu lösen, wenn ich könnte.
Wehe mir! Alhama!

Als der Alfaqui gesprochen,
Ward sein Haupt ihm abgeschlagen,
Am Alhambra aufgestecket,
Wie der König es geboten.
Wehe mir! Alhama!

Männer, Weiber, kleine Kinder,
Den Verlust da laut beweinen,
Und die Damen weinten alle,
Die es gab in ganz Granada.
Wehe mir! Alhama!

Auf den Straßen und Balkonen
Sieht man Trauer allenthalben.
Wie ein Weib der König weinet,
Weil er also viel verloren.
Wehe mir! Alhama!

Außer den Uebersetzungen Herder's und Huber's giebt es noch andere, mehr oder weniger mit ihnen übereinstimmende. Dieselbe Romanze, welche Huber, haben auch Lord Byron in das Englische und der Stuttgarter Hermann Kurz (Gedichte, S. 163 ff.) in das deutsche übertragen; dieser, indem er statt der Assonanz den Reim annahm. In dem Byron von Adrian ist die englische Uebersetzung auch eine deutsche geworden. Doch muß man die Arbeit Huber's schon deßwegen für die getreueste halten und ihr den Vorzug vor andern geben, weil dieser unstreitig am vertrautesten mit der Sprache und Literatur Spaniens ist. Ueber den Fall Granada's und des maurischen Reiches in Spanien leben noch viele Romanzen, welche sich leicht zu einem ähnlichen, wenn auch weniger umfangreichen, Cyklus, wie der vom Cid ist, zusammenstellen ließen, oder vielleicht sogar, ohne daß ich es weiß, zusammengestellt sind. — Der alte Alfaqui hält den Verlust Alhama's und anderen bevorstehenden noch größeren für eine Rache des Schicksals, wegen der Frevel des Königs, namentlich wegen des Mordes der Abencerragen. Dieser Mord, welchen rührende spanische Romanzen besingen, ist auch vielfach von nicht spanischen Schriftstellern, theils für sich, theils als Episode in ande-

ren Werken, behandelt worden, unter andern von Chateaubriand in les derniers des Abencerages, von Florian in seinem Roman Gonsalve de Cordoue und von W. Irwing in der Alhambra. — Schon unter dem Vorgänger des letzten Königs von Granada, Boabdil el Chico's, dessen unsere Romanze gedenkt *), bestanden Streitigkeiten zwischen den Häusern der Abencerragen und der Zegri's, und jener suchte dieselben dadurch zu vermitteln, daß er seinen Sohn, der Vorliebe für letztere zeigte, mit einer Tochter der ersteren vermählte. Allein nach seinem Tode wuchsen die Streitigkeiten immer mehr, so daß ein von dem König veranstaltetes Turnier sogar in offenen Kampf ausartete, in welchem ein Abencerrage verwundet und ein Zegri getödtet wurde. Bald wußten die Zegri's den König ganz auf ihre Seite zu bringen, und nach dem Gottesurtheil, worin spanische Ritter die Unschuld der Königinn und der Abencerragen bewiesen, erfolgte der Mordanschlag auf die letzteren, dem sich aber ein Theil, durch einen Pagen gewarnt, entzog, sich taufen ließ und zum Heere Ferdinand's und Isabella's überging, in welchem er noch große Heldenthaten gegen seine ehmaligen Glaubensbrüder verrichtete. Nach der Uebergabe Granadas am 2. Januar 1492 verließ Boabdil el Chico das väterliche Reich und ging nach Afrika, und die Stelle, von welcher er zum letzten Mal die ganze Fülle des herrlichen Landes und die goldnen Kuppeln Granadas erblickte, heißt noch heute: der letzte Seufzer des Mohren, el ultimo suspiro del Moro **). — Jener Mord selbst geschah in der Alhambra, worüber Huber (I. 282):

*) Washington Irving ist in seiner Alhambra bemüht, diesen letzten, unglücklichen König von dem Verdachte der unklugen Grausamkeit gegen die Abencerragen zu reinigen, und sucht diesen auf seinen Vater, den König Abdallah (1485 — 1489), zu übertragen.

**) Außer den obenangeführten Werken sehe man auch Bulwer's Leila, oder die Belagerung von Granada (auf der letzten Seite).

Nach dem Löwenhofe öffnen sich drei große Gemächer, und zwar zwei davon den beiden Pavillons entsprechend, das dritte der Eingangsthüre gegenüber. An der rechten Seite, wenn man von dem Hofe Mesuar hereintritt, liegt der sogenannte Saal der Abencerragen (sala de los Abencerrages). Durch eine reich geschmückte Bogenthüre tritt man erst in ein Vorzimmer, dann in den eigentlichen Saal, er ist viereckig mit einem großen Fenster an drei Seiten. Die Art der Verzierungen, womit die Wand, die Bogen, die Brüstung der Fenster bedeckt sind, gleicht der im Gesandtensaal. Doch findet man hier keine längeren Inschriften, dagegen aber einige Frescogemälde, Jagden und Kämpfe darstellend, die besonders deshalb merkwürdig sind, weil der Koran eigentlich untersagt, lebende Geschöpfe nachzubilden. Das Gewölbe der Decke wird durch ein ganz eigenthümliches Conglomerat von kleinen Gewölben und Zapfen in Stuck gebildet. Es läßt sich schwer beschreiben und nicht leicht vergleichen. Einigermaßen erinnert es an die Decke einer Tropfsteinhöhle. Noch zeigt man rings um das Becken in der Mitte des Saales Blutspuren im weißen Marmor, um Mitternacht tönen leise Klagelaute der gemordeten Ritter *), und weiße Gestalten, wie Nebel, gleiten zwischen den Säulen hin.

(S. 214.) **Das Grab am Busento**, von A. Graf von Platen.

Ueber den Tod Alarich's, des großen Westgothenkönigs, der die hohe Hauptstadt der Erde, Rom, nachdem er sie zuvor dreimal belagert, einnahm **), 1163 Jahre nach ihrer Erbauung, sie mit den wilden Horden Germa-

*) Man erklärt sie durch verborgene alte Brunnenröhren, deren Wasser in der Stille der Nacht hörbar und, wie dies oft geschieht, melodisch murmelt. H.

) Orosius (lib. VII. cap. 39. pag. 573) sagt: **Adest Alaricus, trepidam Romam obsidet, turbat, irrumpit, kurz und kräftig wie Cäsar.

niens und des Scythenlandes erfüllte und plündern ließ, der das schwache weströmische Reich mit leichter Hand lenkte, heißt es in Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volks (mit 100 Holzschnitten von L. Richter u. J. Kirchhoff, Leipz. 1840), einem recht schön geschriebenen Buche von nicht bedeutendem historischen Werthe: „In der Fülle seiner Kraft gedachte er nach der Eroberung Roms nicht stille zu stehen und sah auf Sicilien und übers Meer hinüber nach Afrika; die wollte er mit Welschland in ein einziges großes Reich zusammenschmelzen und eine deutsche Herrschaft über Land und Meer ausbreiten. Aber schon stand der Tod hinter ihm und wies ihm das allernächste Ziel. Als nun der Held, erst 34 Jahre alt, (im J. 410) vom Leben geschieden war, da trug ihn sein Volk wehklagend an den Fluß Busento und leitete diesen ab und grub in dem trockenen Bette dem König das Grab. In seiner Rüstung, das Schwert in der Hand, und mit einem kostbaren Schatze senkte es ihn hinab, und nachdem es ihn mit Erde bedeckt, opferte es die Gefangenen, die bei'm Werke gedient hatten, und trieb den Strom ins verlassene Bette zurück. Rauschend schossen die Wogen über das Grab hin; und also erfuhr keine Menschenseele die Stätte, wo der todte Held bis zum Tage der Auferstehung schläft." — Der Quellenschriftsteller, bei welchem sich diese Erzählung findet, ist Jornandes de rebus Geticis, sive de Gothorum origine et rebus gestis, cap. 30. p. 654 (bei Muratori, rerum Italicarum scptt. — Ausg. per Fridr. Lindenbrogium, Hamb. 1611. nebst Isidorus Hispalensis u. Paulus Diaconus). S. Ed. Gibbon, Gesch. des Verfalls und Untergangs des röm. Reichs. Uebers. v. Schreiter. Bd. 7. S. 436. Mehrere Dichter haben Alarich's Tod und Grab besungen. — Der Busento (Busienti, Bussento, Bisenzio), kleiner Fluß in Calabrien, an dessen Vereinigung mit dem Crati die Stadt Cosenza (Cosentia), der Sitz eines Erzbischofs, liegt. — Ein Erzbischof von Cosenza war's, der einem andern edeln Todten die Ruhe des Grabes nicht gönnte, welche Alarich im Bette des Busento schlum-

mert, Pignatelli, der den Leichnam des adlichen schönen Manfred unter dem Steinhügel an der Brücke von Benevent, wo man ihn nach der unglücklichen Schlacht daselbst begraben hatte, hervorziehen und kaum eingescharrt an das Ufer des Verde legen ließ, ohne Glockengeläute, mit ausgelöschten Kerzen, als einen Excommunizirten. S. Dante's divina commedia. Purgat. c. 3. v. 103 bis 145.

(S. 215.) **Dante, von L. Uhland.**

Dante Alighieri, der erste vorzügliche Dichter, den Italien im Mittelalter hervorgebracht hat, und überhaupt der großartigste, nicht nur jenes Landes, sondern fast der gesammten Erde, wurde aus einer sehr alten und berühmten Familie in Florenz geboren im Jahre 1275, wahrscheinlich am 27. Mai. Während er seinen Studien oblag, fand die Liebe Eingang in sein Herz, und zwar ungewöhnlich frühe. Das Entstehen dieser Jugendliebe erzählt Boccaccio in seiner leider nicht ganz vollendeten Biographie des Dichters folgendermaßen: Die Frühlingszeit war zu Florenz eine besonders festliche Zeit. So hatte Folco Portinari, ein vornehmer florentinischer Bürger, einst am ersten Mai eine Gesellschaft von Freunden bei sich, unter ihnen auch den Vater des Dante, und der Sohn begleitete den Vater. Unter den jungen Mädchen bei diesem Feste zeichnete sich Bice (s. Paradies, 7, 14) oder Beatrice, Folco's Tochter, durch Schönheit und Sittigkeit aus. Dante hatte sie sonst schon gesehn, aber liebenswürdiger nie als an diesem Tage. Er war noch ein Knabe, erst 9 Jahre alt, Beatrice etwa 8 Jahre; dennoch war sein Herz schon reif für die Liebe, und zwar für eine höchst edle und geistige Liebe, wie er selbst sie in seiner ersten Schrift, die er das neue Leben betitelt hat, beschreibt. Diese Liebesgeschichte ist höchst einfach; eine bescheidenere Liebe kann es nicht leicht geben, als die, welche sich mit dem Anblick der Geliebten, mit einem Gruße von ihr, ja endlich mit dem Preise derselben begnügt und darin Seligkeit findet. Beatrice ist für Dante gleich von Anfang

weniger ein irdisches als ein verklärtes Wesen; aber er hat ein so weiches Herz zugleich, daß ihr Tod ihn auf's tiefste verwundet und ihn fast selbst tödtet. Sie starb, erst 24 Jahre alt, am 9. Junius 1290. Er suchte Trost bei der Philosophie, studirte den Boëthius und Cicero's Schrift über die Freundschaft; und er stellt die Philosophie, der er sich jetzt ganz ergab, als eine Tochter des Himmels, eine Königinn des Weltalls und als ein schönes Mädchen, die ihn von dem Gedanken an Beatrice eine Weile fast zu sehr abgezogen habe, und sich als feurigen Liebhaber dar. Aber er fühlte endlich, daß auch die Philosophie ihm nicht genüge, und wandte sich zur göttlichen Weisheit oder zur Theologie, die er denn in seiner göttlichen Comödie unter dem Bilde der Beatrice darstellte, und so bedeutet diese denn ebenso wohl seine Jugendliebe oder erste Liebe, als seine dritte und letzte Liebe, die ihm dann Befriedigung und Ruhe gewährte. Wann dieser letzte Umschwung in dem Gemüthe und in den Studien des Dichters vorgegangen sei, ist nicht genau zu bestimmen. Aber der Umriß seines innern Lebens und der Hauptschlüssel zur divina commedia ist hiermit gegeben. S. K. L. Kannegießer, Uebers. der göttl. Comödie des Dante, I. Th. Einleitung, S. XXVIII u. XXIX und Alfred Reumont's Aufsatz: Beatrice, aus Dante's Jugendleben, in der „Italia." (Mit Beiträgen von A. Hagen, Kopisch, H. Leo, v. Rumohr, K. Witte u. A., herausgegeben von A. Reumont. Berlin 1838). Den Eindruck, welchen Beatrice auf Dante gemacht hat, schildert dieser selbst (vita nuova *) im Anfange, nach Oynhausens Uebersetzung) als einen fast überirdischen: „Und sie erschien mir bekleidet mit der herrlichsten Farbe, demüthig und ehrbar, purpurroth umgürtet, und geschmückt nach der Weise, wie es ihrem

*) Die vita nuova enthält die Erzählung seiner Liebe zu Beatrice'n und ist mit Gedichten untermischt. Im Jahre 1832 erschien von dem Abbate Missirini zu Florenz eine Schrift: Dall' amore di Dante Alighieri e del ritratto di Beatrice Portinari.

jugendlichen Alter zukam. In demselbigen Augenblicke, sage ich wahrhaftig, daß der Geist meines Lebens, der in der geheimsten Kammer des Herzens wohnt, anfing so heftig zu zittern, daß es zum Erschrecken sichtbar wurde in den allerkleinsten Pulsen, und zitternd sagte er diese Worte: ecce deus fortior me, veniens dominabitur mihi. In demselben Augenblicke auch der Geist der Empfindung, der in derjenigen Kammer wohnt, in welche alle die Geister der Sinne ihre Wahrnehmungen bringen, indem er vor andern zu den Geistern des Gesichts redete, sagte er diese Worte: apparuit jam beatitudo nostra." Das äußere Leben Dante's ist reich an Schicksalen. Er diente seiner Vaterstadt im Kriege, ward 1300 einer der 6 Prioren, aber im J. 1302 mit seiner Parthei, der der Weißen, aus Florenz verbannt. Das Leben Dante's von 1302 — 1321, das von seiner Verbannung bis an sein Ende, ist eine Irrfahrt in und außerhalb Italien, aber doch meistens in diesem Lande, und besteht hauptsächlich aus Versuchen zur Rückkehr in die Vaterstadt und aus schriftstellerischen Arbeiten. Lange hielt er sich bei dem Can Grande della Scala, dem Herrn von Verona und der Stütze aller Ghibellinen in Italien, auf, zuletzt aber bei Guido von Novello, Herrn von Ravenna, auch einem Ghibellinen, bei dem er am 14. Sept. 1321 starb. Im Jahr 1483 wurde ihm, 162 Jahre nach seinem Tode, in Ravenna ein kostbares Denkmal gesetzt, und vergebens hat die Republik Florenz 1429 und 1519 die Gebeine des einst verstoßenen Sohnes zurückverlangt. Vor sämmtlichen kleineren Schriften Dante's, prosaischen und kleineren Gedichten, ist seine große divina Commedia *) berühmt geworden, und mit Recht, die in Terzinen, dem Versmaße, das schon an etwas Unendliches erinnert, des

*) Die besten Uebersetzungen in das Deutsche sind von Kannegießer, Streckfuß, Kopisch und Philalethes (einem sächsischen Prinzen Johann). Professor Karl Witte in Halle ist nächst diesen vielleicht am meisten mit Dante vertraut.

Dichters Wanderungen durch Hölle, Fegfeuer und Paradies schildert, in dem sich seine reiche Phantasie, seine tiefe Frömmigkeit, wie sein Haß gegen die Verderbniß und Entzweiung Italiens, gegen den Eigennutz und die Schlechtigkeit der Geistlichkeit und der Päpste gleich gewaltig aussprechen. Sein Werk ist, nach Friedr. Schlegel, einzig in seiner Art und fügt sich unter den Begriff keiner Gattung. Es ist reich an Leben, nach dem Umkreise der drei dargestellten Welten stellt es uns eine Reihe der mannigfachsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar, von dem tiefsten Abgrund innerer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiter sagt derselbe (Vorlesungen über die Gesch. der alten u. neuen Lit. II. S. 14 ff.): Weiß man sich ganz in seinen Geist und in seine besonderen Ansichten und Absichten zu versetzen, dringt man ein in den Zusammenhang des Werks, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie denn dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung und die eigene Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das ist eben das Uebel, daß dieser Zusammenhang und diese Einheit nicht klar und leicht verständlich dem Auge erscheint, sondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläufige Zurüstung der verschiedensten Kenntnisse und Wissenschaften erfordert, ehe man dieses Gedicht im Ganzen, wie im Einzelnen durchaus verstehen kann. Seinen Zeitgenossen und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war seine Geographie und Astronomie nicht so fremd, wie uns, die vielen Anspielungen aus der florentinischen Geschichte lagen ihnen näher, und selbst die Philosophie des Dichters war die des damaligen Zeitalters. Dennoch bedurfte das Gedicht auch schon damals eines Commentars u. s. w. Ferner: Kein anderer Dichter seiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charak-

ters und der Leidenschaften auch nur von fern gleich, und keiner hat den italiänischen Geist und Charakter so tief ergriffen und so sprechend darzustellen gewußt *). — Durch Hölle und Fegfeuer wird Dante von Virgil geführt, den er, vielleicht selbst mit Unrecht, als seinen Lehrer anerkennt; da dieser aber als Heide dem Himmel nicht nahen darf, so empfängt ihn am Ende des Fegfeuers Beatrice, und mit ihr wandelt er entzückt durch die Gefilde der Seligen. Uhland hat sich in seinem Gedichte ganz an das Ueberlieferte von Dante's Jugendliebe gehalten. Zum Schlusse setze ich A. W. Schlegel's schönes Sonett „Dante" hierher:

Weß ist das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höh'n und Tiefen ernst verkündet;
Erst langsam durch des Abgrunds Nacht sich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner schon errungen;

Dann, neugekräftigt, Himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poesie verbündet
Noch nie so Cherubinen=gleich entzündet
Sich mit den Sphären schwungen und erklungen?

Zugleich der Tempel und des Baues Meister,
Schuf dies lebend'ge Grabmal seiner Liebe,
Die er, beseligt, Beatrice nannte,

Verkannt hier, Bürger nur im Reich der Geister,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

---

*) Schlegel fährt noch fort: Das Einzige, was man in dieser Hinsicht an ihm vermissen oder tadelhaft finden könnte, ist die überall verbreitete ghibellinische Härte. Es zeichnete diese im späteren Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrschaft kämpfenden Ghibellinen ein ganz eigner stolzer, hochfahrender Geist und eine fast grausame Härte und Strenge des Gemüths aus.

(S. 217.) Madonna Annunziata in Venedig, von L. Halirsch.

Ludwig Halirsch wurde im Jahre 1802 zu Wien geboren, studirte daselbst mit mehreren Jünglingen, die jetzt bekannte Dichter sind, wie J. G. Seidl, Hermann von Hermansthal und Graf A. A. von Auersperg, neigte sich selbst früh zur Poesie, ward im Hofkriegsrathe angestellt und starb, seit einem Jahre in Italien, zu Verona am 19. März 1832. Sein Vater hat seine nachgelassenen Briefe in die Heimath herausgegeben, unter welchen sich auch Gedichte finden, wie das vorliegende. Balladen und lyrische Gedichte, Leipz. 1829. Sonst hat sich Halirsch noch in vielem versucht; seine Talente waren noch nicht gereift und es ist zu bedauern, daß er so früh geschieden. Mit seinem Freunde Seidl hat er in früherer Zeit poetische Stoffe gemeinschaftlich bearbeitet, welche zum Zeichen dafür mit „meta communis" unterzeichnet erschienen sind. — Das Gedicht Madonna Annunziata drückt die religiöse Richtung des italiänischen Volkes glücklich aus. Man kann in dieser hingebenden Frömmigkeit Aberglauben finden, aber im Süden ist dieser die Frucht warmer Liebe, im Norden erzeugt ihn die kalte Furcht. Und so haben es denn die größten deutschen Reisenden, die oft zugleich die gemüthlichsten waren, nicht lächerlich gefunden, daß gluthaugige italiänische Weiber und gebräunte Männer mit Inbrunst ein vergilbtes Marienbild küssen, daß in Spanien, wenn die Abendglocke tönt, oder wenn das Glöcklein des Küsters klingt und das Venerabile verkündet, das zu einem Kranken getragen wird, alle Lustwandelnden betend auf die Knie fallen. — Madonna Annunziata (von annunziàre, verkündigen) ist Maria, der das Fest der Verkündigung (annunziazione) gefeiert wird. Nach J. P. Silbert in Wien, der in seinem Gebetbuche „Gegrüßt seist du Maria" Notizen über die verschiedenen Marienfeste gesammelt hat (im Auszuge mitgetheilt in Rousseau's Marienbüchlein), ist das Fest Mariä Verkündigung die Grundlage aller übrigen, und die vor-

züglichste Ursache der Verehrung und kindlichen Liebe zur Mutter Gottes, und soll, nach dem Papste Benedikt XIV, schon zu den Zeiten der Apostel gefeiert worden sein. Das Madonnenbild unseres Gedichts stellt also auch Marien und den zur Verkündigung gesandten Engel dar. Berühmte Gemälde thun dasselbe; so das äußere Dombild zu Cöln (besungen von Heine, v. Groote, Carové u. A. W. v. Schlegel), eins von Raphael, gegenwärtig in Florenz (besungen von Fr. v. Schlegel und W. Waiblinger), von Guido Reni (bes. v. Heilmann) u. s. w. Auch Hymnen und Lieder, alte und neue, feiern diese Verkündigung. S. Rousseau's Marienbüchlein. Vermuthlich gehören die Kinder zu einem unter dem Schutze der Madonna Annunziata stehenden Waisenhause und werden zum Theil von dem Gelde, welches Mitleidige in den an dem Bildchen angebrachten Opferkasten werfen, erhalten. — Das Herz, das so lange, so lange nur Gräber und Todte darin erblickt kann sowohl auf die Schwermuth und Zerrissenheit gehen, die in Italien vielleicht des Dichters Seele füllte (wie auch der talentvolle junge Waiblinger an innerer Zerrissenheit dort unterging), als auch auf seine Umgebung, die großen trauernden Ruinen (Platens schöne Sonette aus Venedig, darunter: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen"); wahrscheinlich aber bezieht es sich auf beides.

(S. 219.) **Der gefangene Räuber,** von **Anast. Grün.**

In keinem Lande der Welt, sogar Griechenland kaum ausgenommen, drängen sich dem sinnenden Wanderer so viele Betrachtungen auf, als auf Italiens Boden, und in Italien wiederum am meisten in Rom, der alten Hauptstadt der Erde, wo jeder Stein redet und Erinnerungen erweckt. Trajanssäule, Amphitheater des Vespasian (Coliseo), Forum (Campo vaccino), Pantheon, Thermen des Caracalla, moles Hadriani (castello di St. Angelo), welche Namen, welche Erinnerungen! Und dann

das Capitol mit der Kirche Santa Maria in ara coeli an der Stelle des Tempels des Jupiter Capitolinus, mit dem tarpejischen Felsen, mit den neueren Palästen und den alten Ruinen, mit den zertrümmerten Säulen und den aus dem Schutte gezogenen Statuen! In A. W. Schlegel's schöner Elegie „Rom" (an Frau von Staël) heißt es:

Sieh, hier lenkte herauf sich die heilige Straße: wie oftmals
Her vom Capenischen Thor trug sie den Pomp des Triumphs,
Feldherr, Krieger und Volk, und gefesselter Könige Fußtritt,
Oft vor dem Festruf scheu schneeiger Rosse Gespann,
Bis die geweiheten Ehren des Siegs, der Gelübde Bewährung,
Unter dem Golddach barg Jupiter Capitolin!
Jetzt ein versäumter und einsamer Pfad, wo träge das Saumthier
Ländliche Waaren zur Stadt schaffend, den Treiber ernährt.
Und die heutigen Römer selbst dünken Ruinen der alten —
— — — — — — Sind dies die Quiriten?
Jeglicher Kriegsarbeit fremd und dem übenden Roß;
Wie sein selber zu spotten hinunter gezogen ins Marsfeld,
Drängt sich in engem Verkehr bleiches und ärmliches Volk.

Nur draußen in den Bergen, in den Schluchten der Appenninen lebt noch ein Theil der alten Kraft; aber die Starken und Kühnen sind Räuber, und die Erdgeschosse des Capitols werden ihre Gefängnisse. — Auch auf Anastasius Grün hat diese laute Sprache der Vergänglichkeit einen tiefen Eindruck gemacht, und in seinen Liedern aus Italien (Gedichte, S. 159 — 204), besonders in dem in den pontinischen Sümpfen und im Kreuz des Erschlagenen, hat er ihr schöne Strophen gewidmet. — Italiens klassischer Boden ist zugleich das Vaterland der Räuber, wenigstens der in Romanen lebenden. Die wirklichen italiänischen Räuber tragen übrigens in der That eine gewisse Ritterlichkeit zur Schau, haben eigene Begriffe von Ehre, verachten den heimlichen Diebstahl u. dgl. m. In den Jahren 1806 — 1813 waren manche, die

allein Franzosen überfielen, gegen diese aber auch mit schonungsloser Grausamkeit verfuhren. Im Königreich Neapel sind, oder waren vielmehr, die rauhen Abruzzen die Sitze der Räuber oder Banditen. Dieses Wort (bandito von bandire) bezeichnet ursprünglich einen Verbannten. In den alten Streiten der Städte warfen sich die Unterliegenden, Vertriebenen, Guelfen wie Ghibellinen, in die Wälder und Berge und führten diesen Namen. Als jene Verhältnisse aufgehört hatten, dauerte er fort; und wie die alten Verbannten bilden auch noch die heutigen Räuber eine geschlossene Gesellschaft. Obgleich die Polizei in Italien gegenwärtig streng ist, und namentlich in Rom viele Hinrichtungen stattfinden, hat man die Banditen doch nicht ausrotten können. — In der früheren Zeit waren die deutschen Räubergeschichten Darstellungen und Schilderungen wirklicher Zustände, wie besonders Greiffensons abenteuerlicher Simplicissimus für die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Schiller's Karl Moor brach einem neuen Genre Bahn, wie Goethe's Götz den Ritterromanen und Ritterdramen, wie der Werther der Sentimentalität und die Wahlverwandtschaften den reflectirenden Geschichten von unglücklichen Ehen. Es wurde Sitte, die Räuberromane in Italien spielen zu lassen, und hier ist Vulpius' weiland rennomirter Rinaldo Rinaldini Repräsentant. Auch unsere vornehmeren Romanschreiber haben in den Darstellungen des Räuberlebens Italien noch nicht ganz verlassen, und Bulwer's Paul Clifford, der übrigens in England spielt, hat sogar noch recht viel vom Rinaldo an sich. Von den kleineren Gedichten, welche das wildfrische, abenteuerliche Räuberleben besingen, läßt sich Besseres sagen, als von den zum Theil endlosen Erzählungen. Unsere besten Dichter, darunter Uhland, haben ihrer geliefert. Ich erwähne hier zwei: das Weib des Räubers von Zedlitz, welches sorgenvoll dem Ueberfall lauscht und dem Kinde eine Weise von den Elfen singen will, eine wahrhaft schöne Romanze, und Freiligrath's Banditenbegräbniß, in welchem der Dichter wie gewöhnlich unnachahmlich treu und wahr, aber grell und grausig malt.

Diesen beiden schließt sich Anastasius Grüns gefangener Räuber würdig an.

(S. 221.) **Der Kampf mit dem Drachen**, von **Fr. v. Schiller.**

Wenn mich allein der Stoff für die Anmerkungen bei der Auswahl deutscher Romanzen und Balladen geleitet hätte, so würde ich schwerlich dieses und das folgende Gedicht Schiller's in die Sammlung haben setzen können. Bei beiden steht mir fast keine neue, entweder unbekannte oder doch nur in engerem Kreise bekannte Notiz zu Gebote. Was sich auffinden ließ, die Betrachtungen, welche man machen konnte, haben schon Götzinger, Viehoff, Hinrichs, Schmidt u. a. mitgetheilt. Aber beide bezeichnen eine eigene Richtung der deutschen Romanzen- und Balladenpoesie, welche Schiller einschlug, und in der ihm, obgleich sie schon frühe gerechten Tadel als eine ganz unzulässige Erweiterung der ursprünglich volksthümlichen Dichtung erfuhr, auch später, nicht eben zum Vortheil für unsere poetische National-Literatur, manche nachgefolgt sind; sie trafen die schleppende Form, aber Schiller's reiner, hoher Geist fehlte, sie thürmten die Gerüste auf, doch kein Bau stand hinter diesen. So haben sie denn ihre Stelle gefunden. — Die Geschichte von dem Kampfe eines Johanniters auf Rhodus mit dem Drachen hat Schiller bei Vertot, histoire des chevaliers hospitaliers de St. Jean de Jerusalem (à Paris, 1726, 4 t. Amsterdam, 1732, 5 t.) im 2. Bde. S. 343 gefunden, vermuthlich zuerst, als er für Niethammer, der dies Buch im Auszuge übersetzt hat (Jena, 1795) zu diesem eine Vorrede (in Schiller's sämmtlichen Werken in 1 Bd. S. 1138 ff.) schrieb. Abbé Vertot d'Auboeuf trug selbst das Ordenskreuz; darum ist diese Geschichte des Johanniterordens das beste Werk des sonst seichten, seiner historischen Treue wegen nicht gerühmten Schriftstellers, aber doch auch weitschweifig, phrasenreich, ermüdend. Sie hört mit dem J. 1725 auf, oder eigentlich schon mit 1580. Schiller hat sich ganz an Vertot gehalten; deßhalb haben

wir nicht nöthig, in gespreizter Prosa noch einmal anzuführen, was wir schon in des Dichters gleichfalls gespreizten Versen besitzen. Der Ritter hieß Déodat de Gozon aus Languedoc, der Großmeister Helion de Villeneuve (1323 — 1346). Dieser schlug dem Orden vor, jenen wegen Ungehorsams (Gehorsam ist die erste Pflicht) hinrichten zu lassen *), nahm ihm aber auf Bitten der übrigen Ritter nur das Ordenskleid. Als diese Strafe vollzogen war, wußte er, der zuerst seiner Pflicht Genüge gethan, selbst seine vollständige Begnadigung zu erwirken, gab ihm, dessen Vortrefflichkeit und Aufopferungsfähigkeit er erkannt hatte, das Comthurkreuz (in d. letzten Str.) und machte ihn später zum Statthalter der Insel. Ja nach dem Tode des edeln großen Villeneuve wurde Gozon gar Großmeister und stand dem Orden mit großer Kraft bis zu dem Jahre 1353 vor. Auf seinem Grabe stand: Draconis exstinctor. Thevenot will auf seinen Reisen noch den Kopf des Gozonischen Drachen oder Krokodills über einem Thore der Stadt Rhodus gesehen haben. Götzinger, S. 270 — 274, und K. J. Weber, Gesch. des Ritterw. Bd. 2, geben die Erzählung ausführlicher nach Vertot. Ein anderer Geschichtschreiber des Hospitaliterordens, Bosio, dell' istoria della sacra religione et illustrissima militia di S. Giovanni (Roma), erzählt gleichfalls den Kampf Déodats von Gozon mit dem Drachen, und nach ihm der productive Jesuit Kircher in seiner unterirdischen Welt. Aehnliches berichten Geschichte und Heldensage von Regulus und seinem Heere (die große Schlange in Afrika, welche mit Belagerungsmaschinen getödet werden mußte), von Herkules und Theseus, von Siegfried, dem Helden der Nibelungen, und Roland (der Kampf mit dem Kraken in Ariost's Orlando furioso) und von vielen andern. Ueber den hohen Muth der geistlichen Ritterorden sagt

*) Die drei Gelübde der geistlichen Ritterorden waren bekanntlich die des Gehorsams, der freiwilligen Armuth und der Keuschheit.

Schiller in der genannten Vorrede: „Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter= und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe und hatte keine andere Nahrung, als sein eigenes unerschöpfliches Feuer." Diese Malthesser= oder Johanniterritter, welche Schiller aus Vertot kennen lernte, zogen ihn so an, daß er den Plan faßte, ihnen ein Trauerspiel zu weihen, das jedoch nicht dieser früheren Zeit, der Villeneuve's und Gozon's, angehören sollte, sondern einer späteren, in der sich der bereits ausgeartete Orden wieder hob und vor den Augen von ganz Europa wie von einem Heiligenschein verklärt erschien, der Zeit des herrlichen Großmeisters La Valette, als Malta von Solliman belagert wurde und sich standhaft hielt, während vierzig Ritter des Forts St. Elmo, gehorsam dem Orden, den Heldentod starben. Andere Arbeiten und der frühe Tod des Dichters haben die Ausführung verhindert; wir besitzen nur den Plan und ein kleines Fragment.

(S. 230.) **Der Taucher,** von **Fr. v. Schiller.**

Götzinger hat viel zur Erläuterung und Geschichte der Entstehung dieser Ballade gesammelt. Als Schriftsteller, bei welchen die Erzählung vorkommt, führt er an: Athanasius Kircher, in der unterirdischen Welt, Alexander ab Alexandro, dies geniales, lib II. cap. 21. und Thomas Fazelli in den rebus Siculis. Kircher ist am ausführlichsten; seine Darstellung hat viele Aehnlichkeit mit Schiller's Ballade. Ich entlehne Götzingern die Worte Fazelli's, der sich kürzer faßt,

und in seinem Buche (decas 1. lib. VI. cap. 2.) zuerst von den berühmten Männern Messinas redet und dann fortfährt: „Im Andenken unserer Väter war auch Cola der Fisch (Pesce Cola), freilich zu Catanea geboren, ein Mann, der alle Jahrhunderte hindurch merkwürdig bleiben muß; indem er fast sein ganzes Leben, fern von der menschlichen Gesellschaft, unter den Fischen zubrachte, weßhalb er auch den Beinamen Fisch erhielt. Durch ihn erfuhr man vieles über die Meerenge, was sonst den Menschen zufolge ihrer Natur unzugänglich und unbekannt bleibt; denn er durchforschte wie ein Seethier die größten Tiefen und unendliche Räume des Kanals. Die Einwohner Messinas hatten ihn schon viele Jahre lang als ein Wunderthier angestaunet, da warf Friedrich, der damalige König von Sicilien, an einem gewissen feierlichen Tage vor dem versammelten Volke eine goldene Schale in's Meer und gab dem Cola auf, sie zu suchen. Nachdem dieser sie schon zweimal aus den tiefsten Schlünden heraufgebracht hatte, warf sie der König zum dritten Male hinein; er tauchte hinab und suchte sie auf dem untersten Boden des Meeres, kam aber, lange Zeit von dem Könige und dem übrigen Volke erwartet, nie wieder zu den Lebenden zurück. Man glaubt, er sei in die Höhlen der Meerenge gerathen und, zerdrückt von den überall herbeiströmenden Wassern, umgekommen. Fragt man, durch welche Naturgabe Cola so lange ohne Athem zu holen unter dem Wasser aushalten konnte, so muß man annehmen, seine Lunge sei wie ein Schwamm und sehr weit gewesen. Denn diejenigen Thiere, welche dergleichen Lungen haben, bedürfen der öfteren Wiederholung des Einathmens nicht, weil sie die einmal eingesogene Luft lange behalten, und können eben deßhalb länger unter dem Wasser bleiben.“ Der König Friedrich muß, nach einer Bemerkung Alexander's ab Alexandro, Friedrich II. von Neapel und Sicilien gewesen sein, welcher i. J. 1501, von den Franzosen und Spaniern unter Ludwig XI. und Ferdinand dem Katholischen in seinem Reiche überfallen, sich den ersteren übergab und 1504 im

Besitze eines jährlichen Gnadengehalts von 10,000 Livres zu Tours starb. Fälschlich ist er bisweilen für den großen Hohenstaufen Friedrich II. ausgegeben worden, den übrigens sein wissenschaftlicher Trieb gar wohl zu einem solchen Unternehmen hätte verleiten können. Ob Schiller den König gekannt hat, weiß man nicht, als gewiß aber geht aus seinem Briefwechsel mit Goethe hervor, daß ihm sogar die Person Pesce Cola's unbekannt war. Welches die Quelle sei, aus der er geschöpft, hat sogar Götzinger trotz gewiß recht eifriger Forschung nicht ermitteln können, wahrscheinlich aus einer alten Novelle *), in der er, nach Götzinger's Dafürhalten, schon die Verwandlung des Tauchers von Gewerb, der aus Gewinn sein Leben wagt, in den ritterlichen Jüngling vorgefunden zu haben scheint, die aber sonst vielfach mit Kirchern übereinstimmen muß, weil Schiller's Ballade noch Aehnlichkeit mit dessen Erzählung hat. Ob die leise Andeutung einer Liebe zwischen der Königstochter und dem Edelknaben vorhanden war, ist mithin auch nicht zu ermitteln. In Schiller's Dichtung ist sie der lieblichste Zug; sie erquickt und erfreut zwischen den gehäuften Gemälden von dem Fluthen und Stürmen des Wassers. Doch scheint der Dichter grade auf dieses seine beste Kraft und Kunst verwandt zu haben; er bemüht sich, so düster und wild zu schildern, um das Wagestück des Jünglings für Ehre und Liebe desto mehr hervorzuheben. In seinem Gemälde hat er zwar die Alten nicht nachgebildet, aber er hat sich an ihren Glauben von den Schrecken der Charybde

---

*) Eine neue Novelle, der Wassermensch, von Ludwig Tieck (im 1. Bdchn. der gesammelten Novellen) habe ich früher gelesen, jetzt aber leider nicht zur Hand. Eine Gesellschaft unterhält sich über Schiller's Taucher, welchen an demselben Abend ein Deklamator vorgetragen hat, über den Stoff, aus welchem, und über die Art, in welcher der Dichter gearbeitet hat u. dgl. m. So viel ich mich erinnere, findet sich nichts Unbekanntes über die Quellen.

(Str. 5) gehalten. Bei Homer ist sie (ἡ Χάρυβδις) ein Meerungeheuer, welches auf einem Felsen, der Skylla (Σκύλλη) gegenüber, seinen Sitz hatte und alles, was sich ihm näherte, verschlang. Hom. Odyss. XII. 104. 234 — 243. 441. Virg. Aen. III. 420 — 423. Homer beschreibt die Gestalt nicht genauer, aber seine Worte bezeichnen die Strömungen eines Meeresstrudel's. Die alten Erklärer fanden ihn unterhalb der Skylla *) bei Messana in Sicilien. Thucid. 4. 24. Strab. (S. Crusius, myth., hist. u. geogr. Wörterb.) Auch im Mittelalter und der unmittelbar daran gränzenden Zeit fürchtete man noch sehr die Gefahren in der Meerenge von Messina. Für unsere Zeit ist Schiller's pomphafte Beschreibung kaum mehr anwendbar; unsere Reisenden haben wenig Angst vor dem Strudel. Götzinger führt Richter, Bd. 7. S. 44, und Bartels, Briefe über Sicilien, Bd. 2. S. 66, an. Als Nelson im J. 1798 nach Abukir schiffte, segelte er mit seiner ganzen Flotte ungefährdet durch die Meerenge, durch Skylla und Charybdis. Heftig werden die Wellen und gefährlich allein beim Südostwind. (S. Berghaus, Länder- und Völkerkunde. Stuttg. 1837. Bd. I. S. 462). Nach diesem ist auch die größte Tiefe der Meerenge unweit der Stadt Messina 97 Faden (zu 6 Fuß), und Schiller's „bergetief" eine poetische Uebertreibung. — Der Taucher war die erste unter Schiller's größeren Balladen und erschien mit den Kranichen des Ibykus, dem Gang nach dem Eisenhammer u. a., so wie mit Goethe's Zauberlehrling und Braut von Korinth, zuerst in dem Musenalmanach auf 1798. Der alte Knebel sagte damals: „Die poetische Welt ist durch den Schiller'schen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet, und wenn überall der Himmel so rein und glänzend wäre, so dürften wir uns bei einigen trüben Tagen nicht über unser Klima beklagen." (S. Knebel's lit. Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeb. v. Varnhagen u. Mundt,

*) Das bekannte Sprüchwort: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Carybdin.

III. Bd. Brief Knebel's an Böttiger vom 1. Nov. 1797. Mehr in der Anmerkung zum Zauberlehrling). —

(S. 235.) **Bertran de Born**, von **L. Uhland.**

Auch zu der Aufnahme dieser Romanze konnte mich, wie zu der der beiden vorigen Gedichte, keineswegs die Menge, der mir zu Gebot stehenden Quellen bestimmen, sondern einzig die wahre Schönheit, welche dieselbe schmückt. Bertran de Born gehört zu Uhland's spätesten Poesien, kann sich aber an Kraft und Lieblichkeit mit allem messen, was er nur in der Jugend und dem früheren Mannesalter erzeugt hat. Man sieht, wie Goethe Unrecht gehabt hat, welcher da meinte, die Politik würde Uhlanden der Poesie entfremden *). Wir können beklagen, daß dieser so wenig produzirt; aber dies wenige, welches von ihm erscheint, trägt so sehr den Stempel seines ursprünglichen Geistes und zeigt so durchaus gar keine Einflüsse seiner späteren ernsteren und unerquicklicheren Strebungen, daß wir es nicht anders, als mit lebhafter Freude begrüßen dürfen. Wie bereits erwähnt, besitze ich wenig zur Erklärung der schönen Romanze; Diez, Leben und Werke der Troubadours, ein Beitrag zur näheren Kenntniß des Mittelalters (Zwickau, 1829), hat bereits Götzinger ausgebeutet. Darum hier nur die nöthigsten Erläuterungen. König Heinrich II. von England (1154 bis 1189), der erste auf dem Throne aus dem Hause Plantagenet (Planta genista), hatte vier Söhne, Heinrich, der ihm über England und die Normandie folgen sollte, Richard, später als Richard Löwenherz der Held des Kreuzzugs, der mit Poitou, Gottfried, der mit der Bretagne belehnt war, und Johann, den jüngsten. Die drei älteren reizte ihre Mutter Eleonore zur Empörung gegen den Vater. Zu gleicher Zeit fiel König Wilhelm von

---

*) Vielleicht hat Künstlerneid Goethe'n zu diesem Ausspruche verleitet. Man sagt wenigstens in unseren Tagen, von dem alten Goethe gelobt worden zu sein, sei ein Zeichen der Mittelmäßigkeit gewesen.

Schottland in England ein; aber Heinrich schlug diesen und schloß Frieden mit seinen Söhnen. Im J. 1183 empörten sich Heinrich und Gottfried wieder, Richard blieb seinem Vater treu. Da war es nun, wo Bertran de Born von Hautefort oder Autafort *), ein Ritter voll unbändiger Schlacht- und Lebenslust, gleich sehr Sänger und kühner Degen, der schon manche Empörungen gegen Richard Löwenherz erregt hatte, die Prinzen mit seinen Liedern anfeuernd bestürmte. Doch kam noch eine kurze Aussöhnung zu Stande. Bertran sang unmuthige Lieder, ward in Hautefort belagert, mußte sich ergeben und feierte nun Richard, den jüngeren Sieger, bis Heinrich, insgeheim von ihm bearbeitet, neu die Fahne der Empörung aufpflanzte. Der kühne Ritter stand dem Königssohne treulich zur Seite, im Leben, wie auch im Tode, der den jungen Mann am 11. Juni 1183 auf dem Schlosse Martel ereilte, als sein Vater, Richarden zur Hülfe, von England herübergezogen war und das Schloß Limoges belagerte. Der Prinz starb versöhnt mit seinem Vater, nicht in dessen Fluche, wie Uhland sagt; Bertran de Born sang ihm zwei Trauerlieder („Nur zu einem Trauerliede Hat er noch sich aufgerafft") und zog auf seine Burg, vor welche Heinrich und Richard und ihr Bundesgenosse, der König Alphons II. von Arragonien, bald rückten. Am 7. Tage fiel diese, der Ritter ward gefangen und vor den König geführt; hier trug sich zu, was Uhland darstellt. Wenn Uhland von dem jüngeren Heinrich sagt: „Jenem Todespfeil entgegen, Der ihn traf vor Montforts Thor", so verwechselt er diesen mit seinem Bruder Richard, der nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande vor Chalus durch einen Pfeil gefällt wurde. Prinz Heinrich endete an einer Krankheit im Schlosse Martel, das freilich nicht fern von Montfort liegt. — Des Königs Tochter, eines Herzogs Braut (Str. 4), ist Mathilde, welche mit dem

*) Der Flecken Hautfort in dem Depart. der Dordogne existirt noch.

Herzog Heinrich dem Löwen vermählt wurde. Dieser hielt sich bekanntlich während seiner Verbannung wegen Ungehorsams gegen Friedrich Barbarossa, seinen Kaiser, in England bei seinem Schwiegervater auf. Bertran huldigte Mathilden in mehreren Liedern. Warum Götzinger glaubt, Uhland habe auch diese Mathilde mit einer anderen, der Frau von Montignac zu Perigord, verwechselt, begreife ich nicht recht. Diez hat mehrere Lieder des streitbaren Troubadours übersetzt. Uhland hat in dem Character Bertrans, wie er ihn aus dem Gedichte hervortreten läßt, wahrscheinlich eine Untreue gegen die Geschichte begangen; unstreitig ist dieser härter, selbst- und ränkesüchtiger gewesen. Heine hat nicht Unrecht, wenn er in der romantischen Schule sagt, Uhland's mannliche und minnigliche Ritter gemahnten ihn alle, als ob in den blanken, rasselnden Harnischen lauter süßduftende Blumen steckten, nicht aber die alten derben, ungeschlachten Gestalten. In Versen aber sind solche Untreuen sehr verzeihlich und hier, wo sie dem Gedichte gerade seine Schönheit geben, sogar recht lobenswürdig. Anziehend ist die ritterliche Liebeshuldigung durch den gesandten Sänger, überaus rührend die Freundschaft zu dem Prinzen und die durch sie und die Geistes- und Redekraft des Troubadours bewirkte Verzeihung. In Dante's göttl. Comödie erblicken wir in der Hölle (Ges. 28. V. 118 — 142) auch Bertran de Born. Die Stelle heißt in Kannegießer's Uebersetzung:

Ich sah fürwahr, und schein' es noch zu schauen,
　Wie sonder Kopf ein Rumpf hinging allhier;
　So ging dahin der ganze Zug voll Grauen.
Das Haupt hielt er getrennt beim Schopfe, schier
　Wie eine Leuchte mit der Hand umfaltet,
　Und dieses schaut' uns an und sprach: Weh mir!
So hatt' er zur Latern' sich selbst gestaltet,
　Zwei waren eins, und eines war zwei Stücke.
　Wie's möglich ist, weiß der, der also waltet.
Als er gekommen war zum Fuß der Brücke,
　Hob er den Arm sammt Kopf hoch in die Höhe,
　Daß näher er uns seine Rede rücke.

Die lautete: hier sieh das grause Wehe,
Du, der du athmend gehst, zu sehn die Todten;
Urtheile ob man je ein größ'res sehe.
Und weil du denn mir dienen sollst zum Boten,
Bertram von Bornio war ich im Leben,
Der bösen Rath dem Fürst Johann entboten.
Zwist mocht' ich zwischen Sohn und Vater weben;
Und Absalom und David hat entzündet
Selbst Ahistophel nicht zu böserm Streben.
Weil ich getrennt Leute, die so verbündet,
Trag' ich allhier mein Hirn getrennt, o wehe!
Von seinem Ursprung, der im Rumpf sich findet,
Auf daß an mir man die Vergeltung sehe.

Irrthümlich bezeichnet Dante Johann, den vierten Prinzen, als den Verführten. Man erklärt dies daraus, daß der Dichter in seinen Quellen Heinrichen unter dem Namen re giovanni (König Johann), fehlerhaft statt re giovane (rex juvenis), gefunden habe.

(S. 237.) **Die Grenadiere, von H. Heine.**

Das Historische gehört unserer Zeit an und ist bekannt; auch vergleiche man die folgende Anmerkung. — Unter Heine's Romanzen steht diese durch ihren Inhalt ziemlich isolirt; viele sind spanische Stoffe in den bekannten Trochäen, andere leichte Nachbildungen deutscher Sagen, andere endlich gehen nur sein liebes Ich an; diese allein behandelt einen Gegenstand der neuesten französischen Geschichte, da doch Heine eigentlich schon früh sich zu Frankreich zu neigen begann, und mit ungeheuchelter Liebe, die namentlich im 2. und 4. Bande der Reisebilder hervortritt, an der schnell entschwundenen Gestalt des Kaisers hing. In diesem 2. Bande der Reisebilder findet sich eine Geschichte, die den Grenadieren ganz ähnlich ist und vielleicht dieselben hervorgerufen hat, die von dem Tambour Le Grand, welcher vor dem Zuge nach Rußland im Düsseldorfer Schloßgarten dem Knaben Heine manche Märsche vorgetrommelt hat und spät (es muß um 1818 oder 19 gewesen sein) zurückkehrte. Ich kann mich nicht enthalten, sie (S. 170 — 175)

hierher zu setzen, zugleich als Stylprobe, da Heine, wenn er auch keiner unserer größten Prosaiker sein soll, doch ein wahrer Künstler in Prosa ist. „Während ich, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehrere lange Jahre, obgleich schon Friede war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich aufsah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhms; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch immer in einer Art militärischen Schrittes, und, seltsam genug! ein Tambour mit einer Trommel schwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufstehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterstadt marschieren, wovon ein altes Volkslied singt. Wahrlich, der arme französische Tambour schien halb verwest aus dem Grabe gestiegen zu sein, es war nur ein kleiner Schatten in einer schmutzig zerfetzten grauen Capotte, ein verstorben gelbes Gesicht mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieser Fünkchen, erkannte ich Monsieur Le Grand. Er erkannte auch mich und zog mich nieder auf den Rasen, und da saßen wir wieder wie sonst, als er mir auf der Trommel die französische Sprache und die neuere Geschichte dozirte. Es war noch immer die wohlbekannte alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er sie vor russischer Habsucht geschützt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie sonst, jedoch ohne dabei zu sprechen. Waren aber die Lippen unheimlich zusammen=

gekniffen, so sprachen desto mehr seine Augen, die sieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märsche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarsch erdröhnen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaisers, trommelte er wie sonst, und es schien, als sei die Trommel selber ein lebendiges Wesen, das sich freute, seine innere Lust aussprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich sah wieder den Todesmuth der Garden, ich sah wieder die flatternden Fahnen, ich sah wieder den Kaiser zu Roß — aber allmählich schlich sich ein trüber Ton in jene freudigsten Wirbel, aus der Trommel drangen Laute, worin das wildeste Jauchzen und das entsetzlichste Trauern unheimlich gemischt waren, es schien ein Siegesmarsch und zugleich ein Todtenmarsch, die Augen Le Grand's öffneten sich geisterhaft weit, und ich sah darin nichts als ein weites, weißes Eisfeld, bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moskwa. Ich hätte nie gedacht, daß die alte, harte Trommel so schmerzliche Laute von sich geben könnte, wie jetzt Monsieur Le Grand daraus hervorzulocken wußte. Es waren getrommelte Thränen, und sie tönten immer leiser, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Brust Le Grand's. Und dieser wurde immer matter und gespenstischer, seine dürren Hände zitterten vor Frost, er saß wie im Traume und bewegte mit seinen Trommelstöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich schaute er mich an, mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verstand ihn — und dann sank sein Haupt herab auf die Trommel. Monsieur Le Grand hat in diesem Leben nie mehr getrommelt. Auch seine Trommel hat nie mehr einen Ton von sich gegeben, sie sollte keinem Feinde der Freiheit zu einem servilen Zapfenstreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grand's sehr gut verstanden, und zog sogleich den Degen aus meinem Stock und zerstach die Trommel." — Obgleich die Romanze

von den Grenadieren der modernen Welt angehört, neigt sie sich doch der romantischen Poesie dadurch zu, daß sie die Treue feiert. Drei Empfindungen haben vor allen das Ritterthum beseelt, die Ehre, die Liebe und die Treue, und bilden seinen Hauptunterschied von dem klassischen Alterthum, welches von diesen entweder keine Idee hatte, oder sie doch nicht in einer solchen Innigkeit und Tiefe kannte. Das dritte dieser Momente, die Treue, betrifft die Anhänglichkeit und Hingebung der Niederen an den Herrn, des Vasallen an seinen Kaiser oder König, des Kriegers an den gefeierten Feldherrn, das Halten an dem gegebenen Worte, und bietet der rührenden Beispiele eine Fülle. S. Hegel's Aesthetik, II. S. 186—190. Dieser Zug des Ritterthums hat sich bis in unsere Zeit erhalten, am meisten unter unserem Volke, dessen Treue sprüchwörtlich geworden ist, doch auch bei andern Völkern, wie Heine's schönes Gedicht zeigt. Die Anhänglichkeit und Liebe der Soldaten zu Napoleon war wirklich groß; es kursiren viele Anekdoten von ihr, in welchen die alten, bärtigen Krieger Thränen weinen. Aber auch in der bestätigten Geschichte sehen wir sie leuchtend wie erprobtes Gold; so in vielen der früheren Schlachten des Kaisers, bei dem Abschiede von Fontainebleau und bei Waterloo in den großen Worten: „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht." S. Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, Bd. III., Fürst Blücher v. d. W., S. 531, und Cas. Délavigne, Ire Messénienne, la bataille de Waterloo: „La garde, avait-il dit, meurt et ne se rend pas!"

(S. 238.) **Die nächtliche Heerschau,** von **J. Chr. Frhr. von Zedlitz.**

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, geboren 1790 im österreichischen Schlesien, war Militär, kämpfte bei Regensburg, Aspern und Wagram, wurde kaiserlicher Kammerherr, gab aber den Kriegsdienst auf und lebt zu Wien. Er hat Dramen, Lust- und Trauerspiele, in der Art und im Geiste der großen spanischen Dramatiker

Lope de Vega und Calderon, gedichtet. Hier erwähne und bespreche ich aber nur seine Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1832 (S. 1—219 Romanzen, Balladen und Lieder, 222—384 Canzonen: Todtenkränze und das Kreuz in Hellas). Die neue Ausgabe, 1839, ist besonders durch ein Bruchstück aus Ahasver's Wanderungen (s. S. 447) vermehrt. Die Romanzen und Lieder, sämmtlich in weniger schwierigen Formen, schließen manches Schöne ein; nur klingt es hier und da wie Nachahmung Heine's, und bisweilen fehlt die nöthige Tiefe; dagegen scheint es, als ob mit der kunstreichen Canzonenform Geist und Gefühl des Dichters sich höher schwängen. Namentlich gilt dies von den Todtenkränzen, die so tief und so zart, so würdig, ernst und gediegen, uns alles Hohe vorführen, was einst die Brust großer Menschen durchzittert und durchglüht hat, daß sie wirklich langdauernde Kränze dunkler Blumen für die deutsche Literatur sein werden. Wenn der Dichter in dem poetischen Vorworte sagt, er möchte jene Lieder nennen

seines Wipfels Blüthe,
Diese seines Stammes Mark,

so wird Jeder mit dem Letzteren ganz einverstanden sein. Doch ist unter jenen Liedern eine Ballade, die in ganz Deutschland Volkslied geworden ist, und dies in unserer unpoetischen, dem Materiellen zugewandten Zeit, eine Romanze, die fünfmal in das Englische übersetzt worden ist, und in der französischen Uebertragung an der Seine gesungen wird — die nächtliche Heerschau. Der Ton ist durchaus volksmäßig, das Grausende, Unheimliche augenscheinlich, fast sichtbar; zudem ist Napoleon unter allen Erscheinungen der neueren Zeit diejenige, die den größesten Eindruck auf Millionen gemacht hat, und sein Leben, seine dunkle Geburt und seine Höhe auf dem Kaiserthron, seine gewaltige Macht an der Spitze seiner Heere und sein tragischer Tod auf der fernen, einsamen Felseninsel drängen sich von selbst dem Dichter auf als zu bearbeitende Gegenstände. Grade die Idee, ihn mitter-

nächtlich in den elyseischen Feldern bei Paris, die so oft seinen Glanz gesehen, ihn, den Todten, seine todten Krieger, deren Gebeine fern im eisigen Norden und im heißen Süden liegen, mustern zu lassen, war ganz natürlich und volksthümlich. Andere volksmäßige Gedichte giebt es noch mehrere; darunter Saphir's bekanntes: „Im Garten zu Schönbronnen, Da liegt der König von Rom." Der sinnige, heitere Dichter Franz v. Gaudy hat ein Bändchen Kaiserlieder herausgegeben, gute Sachen, dem deutschen Patriotismus aber schwerlich recht angenehm. Auch von Zedlitz besitzen wir noch ein klangreiches, schönes Gedicht: „das Geisterschiff," das nächtlich, von keinem Menschen gesteuert, zum öden Felseneiland fährt und den todten Kaiser für wenige Stunden auf Frankreichs Boden bringt; und so noch manches Andere. Unter allen Dichtern hat Byron, der geniale dunkle Brite, Napoleons Schicksal zuerst würdig aufgefaßt und dem Titanen ernste, mahnende Klänge nachgesungen. *) Unter den französischen Dichtern schließt sich Casimir Delavigne dieser Betrachtung am meisten an, **) unter den Deutschen ist ihr Zedlitz in den Todtenkränzen gefolgt. Während der Dichter entfaltet, was ihm die Brust erfüllt, tritt der Geist des Grabes zu ihm:

„Ich kam zu dir hernieder,
Daß ich dich führe, wo die Thoren modern,
Die, so wie du, einst träumten Lichtgedanken;
Bis daß der Boden, der sie trug, zu wanken
Begann, und wild die Flamm' empor zu lodern,
Die ihre Brust erfüllt. Sie hat verzehret
Das Feuer, das auch sie einst treu genähret."

---

*) Weniger in der verfehlten Ode an Napoleon Bonaparte, als an anderen Stellen, namentlich in Childe Harolds Pilgrimage, 3 Ges. St. 19 — 38, bei der Betrachtung des Schlachtfelds von Waterloo. Wie übrigens Byron auch in Prosa von Napoleon dachte, bezeugt eine Stelle, in Cpt. Medwins Tagebuch, d. G. v. Meyer in seinem Leben Byron's (Adrianische Ausg. I. S. 187) übersetzt hat.

**) Die Messénienne auf Napoleon; außerdem noch manche größere und kleinere Stelle in diesen Gedichten. Zu nennen ist auch noch Edgar Quinet's Gedicht „Napoleon" in 52 Abtheilungen oder Gesängen.

Und dieser Geist des Grabes trägt ihn zu den Gräbern großer Todten, zuerst zu der Karthause von Gitschin in Böhmen, wo Albrecht von Wallenstein, der ermordete Herzog von Friedland, liegt (Str. 9—19), und darauf weit über das Meer zu dem Felsenhaupte St. Helena, wo er einen Sarg sieht mit einem Schwerte und einem vom Blitz getroffenen, doch stets neu grünenden Lorbeer, umgeben von Sceptern, zerbrochenen Kronen, Königsmantel. Nachdem der Dichter über des Kaisers Tod unter Fremden gesprochen, heißt es:

29. Wie mich die Welt an dieses Todten Stätte
Aneckelt, die erbärmliche, gemeine!
Denn wie Gewürm ist sie vor ihm gekrochen,
Als er noch lebte in des Glückes Scheine!
Da, um die reichen Schätze Peru's, hätte
Kein Mund ein lautes Wörtlein nur gesprochen;
Doch nun sein Glanz gebrochen,
Nun drängen sie hervor sich um die Wette,
Und speien Hohn und Schmach aus auf die Manen,
Des alten, hingeschmetterten Titanen,
Sie, die zum Prunk getragen seine Kette!
Ihn hassen war erlaubt, ohnmächt'ge Rotte,
Doch viel zu hoch gestellt war er dem Spotte.

30. Ein Wetter — sprach ich — daß die Welt sich reine,
Ward er vom ew'gen Throne hergesendet,
Und wohl zu kennen war's, wem er ein Bote!
Drum sollen, auf die Erde hingewendet
Das Antlitz, betend knieen im Vereine,
Die ihm gezittert, als im Flammenrothe
Von Gottes Zorn er drohte!
Denn bis die Hand, mächt'ger als Menschenhände,
Dahin ihn streckte, sie, die ihn gerufen,
Nicht eher sank er von der Hoheit Stufen;
Wir aber prahlen nun mit seinem Ende! —
In Waffen bin ich gegen ihn gestanden,
Drum mocht' ich ihn nicht schmäh'n, als er in Banden! —

Chamisso hat dem italiänischen Dichter Alessandro Manzoni den Tod Napoleons nachgedichtet. Gefühlt ist das dramatische Gedicht; nur scheinen mir in einem modernen Stoffe die Genien unpassend.

(S. 241.) **Psammis und Puras**, von A. Kopisch.

August Kopisch wurde den 26. Mai 1799 zu Breslau geboren, lebt als Maler in Berlin. Er hat Reisen in Italien gemacht, und ist auf diesen Platens Freund geworden. Von ihm: Agrumi, italiänische Volkslieder; Uebersetzung von Dante's göttlicher Comödie; Gedichte, Berlin 1836. Kopisch hat darin Aehnlichkeit mit einem andern Berliner Dichter, mit dem biederen, liebenswürdigen Chamisso, daß Beiden keine sehr üppige, bilderreiche Phantasie zu Gebot steht; Beide können bilden (aus Vorhandenem), aber nicht schaffen. *) Chamisso hat vielleicht mehr Gemüth, Kopisch besitzt dagegen Humor und Laune und hat weit mehr Gewandtheit in Sprache und Versbau. Wolfgang Menzel (Deut. Lit. IV. 242) behauptet nicht mit Unrecht, daß er Platen im Wohlklange nachstrebe. Chamisso'n hat das Versemachen wahrhafte Mühe gekostet, wie wir aus seiner Biographie von Hitzig erfahren, nach welchem er sich sogar die Endreime aufschrieb. Chamisso hatte ferner große Noth mit der Wahl seiner Stoffe, namentlich für seine schwerfälligen Terzinen, denen ich einmal keinen Geschmack abgewinnen kann; Hitzig mußte ihm Geschichten aussuchen; Kopisch verfährt leicht hierin. Er horcht hinaus nach Resten von Volksliedern, Vieles findet er zufällig, und besonders geneigt ist er, Volkssagen, oft ziemlich unbedeutende, oder nur sagenhafte Anklänge, in Verse zu bringen. Alles ist natürlich; die Kleinigkeiten von Zwergen, Kobolden, Nixen u. dergl. m. unter der Rubrik: „Allerlei kleine Geister" (S. 91—132) sind gefällig. Unter den Liedern streift schon Vieles an das Episch-Lyrische; die eigentlichen Balladen und Romanzen (S. 135—203) behandeln deutsche Lokalsagen und einzelnes Geschicht-

*) Bezeichnend für beide sind ihre Gedichte auf den Tod des Trompeters. Chamisso hat mit seiner „Retraite" den Preis vor allen übrigen Bewerbern davongetragen, doch gefällt mir der Trompeter von Kopisch, im Volkstone, besser.

liche. Psaumis und Puras steht unter der Rubrik: „Epische Studien, Erzählungen und Idyllen.“ Ich habe das Gedicht aufgenommen, nicht nur, um auch serbische Trochäen in die Sammlung zu bringen, sondern auch, weil es in seiner wahrhaft homerischen Einfachheit und seinen von geschickter Hand entworfenen kräftigen Zügen sehr schön ist, und Wackernagel mit vollem Recht in der Vorrede zu seiner trefflichen Auswahl deutscher Gedichte sagt, dasselbe sei ein Schmuck der Sammlung geworden. Die Scene des Gedichts ist, wie dasselbe selbst angiebt, in Maina, dem Orte, von welchem der wilde Volksstamm der Mainoten seinen Namen hat. Diese bewohnen den wilden südlichen Theil von Morea, voller Schluchten und steiler Berge, behaupten, wiewohl grundlos, die ächten Nachkommen der alten, heldenmüthigen Sparter zu sein, und haben sich stets unabhängig und frei von dem Joche der Türken gehalten, da die Klüfte des Taygettos, die fast hafenlose Küste und ihre Tapferkeit sie gleich sehr schützten, und das rauhe, unfruchtbare Land wohl nur wenig die Eroberer anlockte. Sie sind stolz, voller Liebe zum Vaterlande, kühn und schlau im Kriege, räuberisch und rachsüchtig, doch auch gastfrei und nicht ohne Züge von Großmuth und Edelmuth. Früher trieben die Mainoten bedeutenden Sklavenhandel, da sie auf ihren Zügen auch Menschen raubten; gegenwärtig ist derselbe ziemlich eingegangen. Dem Namen nach, schwerlich aber in der That, sind sie dem König Otto unterworfen und gehören zu dem Königreiche Griechenland. Der Vorfall zwischen Psaumis und Puras ist wahrscheinlich in die Zeit vor dem griechischen Befreiungskampfe zu setzen. Ich habe ihn, außer bei Kopisch, in dem Karlsruher Unterhaltungsblatt, wenn ich nicht irre, gefunden; welches die gemeinschaftliche Quelle der Erzählung und des Gedichts ist, weiß ich nicht. Der Streit um die Waffen des Mehon erinnert an den altgriechischen Streit um die Waffen des Achilles zwischen Ajas und Odysseus, wie er von Homer (Odyss. XI. 554 ff.) erwähnt und von Ovid (Metamorph. XII. 612 — XIII. 398) erzählt wird.

(S. 244.) **Der kleine Hydriot**, von **Wilhelm Müller.**

Wilhelm Müller's Griechenlieder erschienen anfänglich in 6 Heften in verschiedenen Jahren; nachher wurden sie in die Gedichte (2 Bdchn. Leipz. Brockhaus) S 171—308 aufgenommen. Sie erregten viele Sensation; doch war die Theilnahme an dem griechischen Befreiungskampfe mehr Grund derselben, als ihre durchgängige Vortrefflichkeit. Manche sind vielmehr unangenehm pathetisch, schwerfällig, wo sie feierlich sein sollen, voll lästigen Wörterprunkes, wie namentlich das Trauerlied auf Byrons Tod („Siebenunddreißig Trauerschüsse" u. s. w.). Die kleineren sind besser, wohl am besten die drei hier aufgenommenen. Schön sind die neugriechischen Volkslieder, welche Müller nach Fauriel's Sammlung übersetzt hat; doch ist oft ihr nationales Gepräge zu stark, als daß es fremde Nationalität bei dem ersten Eindrucke ansprechen könnte. Als Uebersetzer ist in neuester Zeit auch Firmenich aufgetreten. Griechenlieder haben außerdem noch manche Dichter gedichtet; so Just. Kerner, Schmidt-Phiseldeck (nach neugriechischen Volkspoesien) u. a. — Byron hat einige neugriechische Liebeslieder, wie auch das berühmte Kriegslied des Rigas (Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων) in's Englische übersetzt. — Die griechische Revolution ist wohl bekannt genug; ich kann mir daher Erläuterungen ersparen, namentlich auch, da Müller's kleiner Hydriot keinen besonderen Fall darstellt. Hydra ist eine kleine Felseninsel an der Südküste von Argolis, deren Bewohner, etwa 25,000, stolze, kecke, kampfesfreudige Leute, die kühnsten und erfahrensten Schiffer des Archipelagus waren. Sie ward Zufluchtsort aller vor den Türken Flüchtigen, und im Kampfe für Griechenlands Befreiung eröffnete sie den Reigen unter den griechischen Inseln und rüstete allein 100 Schiffe aus. Große Helden sind aus ihr und den benachbarten Eilanden Spezzia und Ipsara hervorgegangen, Kondorioti, Tumbasi, die tapferen Brüder Kanaris, Miaulis und besonders die Heldin

Bobbelina (Bubulina), der Schreck der Türken auf den Gewässern des Archipelagus. *)

(S. 245.) **Achelous und das Meer, von W. Müller.**

Ob hier eine wirkliche Schlacht zwischen Griechen und Türken am Achelous, dem heutigen Aspero Potamo, gemeint ist, kann ich nicht angeben. Eine gute Pointe, scharf und bitter durch die Zusammenstellung, bildet der Schluß: „Daß sie an die Ufer schlagen, Und den Felsen und den Menschen laute Kund' aus Hellas sagen!" Die blutgetränkten Wellen sollen den durch feige Politik zurückgehaltenen europäischen Völkern Vorwürfe machen. Man erinnert sich an ein Gedicht Just. Kerner's, dem in einen mit Gold vom Neckar gefüllten Pokal im Herbst 1823 ein Tropfen Blut fällt:

Freunde, das ist Griechenblut!
Stellt Gesang und Jubel ein! u. s. w.

(S. 247.) **Alexander Ypsilanti auf Munkacs, von W. Müller.**

Fürst Alexander Ypsilanti wurde um 1790 geboren, Sohn von Konstantin Ypsilanti, dem Hospodar der Wallachei. Er trat in russischen Militärdienst und machte in

*) Der geistreiche Verstorbene (Fürst Pückler) hat auch die Insel Hydra besucht und gedenkt ihrer in seinem „Vorläufer" (S. 141 — 148). Ueber den gegenwärtigen Zustand sagt er: „Von den 25,000 Einwohnern, die Hydra vor der Revolution zählte, sind jetzt kaum 12,000 mehr vorhanden. Diese geschwächte Population muß demungeachtet zehnfache Abgaben gegen sonst entrichten. Es ist eigenthümlich genug, daß Hydra, welches vom türkischen Joche auch nicht das mindeste fühlte, und sich im höchsten Wohlstande befand, der fortwährend stieg, dennoch am meisten für die griechische Revolution that, durch welche es zu Grund gerichtet wurde.

demselben die Feldzüge von 1813 und 14 mit. Doch nahm er auch (um 1820) an der Hetairia, dem großen griechischen Freiheitsbunde, lebhaften Antheil, trat an dessen Spitze und pflanzte 1821 in der Moldau die Fahne der Empörung gegen die Pforte auf. In seinen Fahnen führte er, nach dem griechischen Seekapitän Kosmas Angeli aus Ipsara, das Zeichen der Freiheit, nämlich den Tod und einen Vogel. Kosmas meinte wohl damit den Phönix, der aus der Asche emporfliegt, als Zeichen der Wiedergeburt und der Auferstehung (S. Iken's Eunomia, II. S. 70). Seine Bundesbrüder, Hetairisten aus Frankreich, Deutschland und Rußland, eilten zu ihm. Zu gleicher Zeit sollte ein Aufstand in Morea losbrechen, doch war das ganze Unternehmen unklug angelegt; Ypsilanti selbst beging Mißgriffe, in dem Ganzen war keine Einheit. Zudem schadeten einzelne Theilnehmer der Sache durch ihre Zügellosigkeit. Drei Pascha's rückten mit 10,000 Mann in das Land; die Jugend Griechenlands, die aus dem übrigen Europa, wo sie sich zu ihrer Ausbildung aufgehalten hatte, herbeigeströmt war, begeisterte Glieder der Hetairia, opferte sich, den dreihundert Spartanern in den Thermopylen gleich, im heiligen Kampfe. Alexander Ypsilanti verzweifelte an dem Unternehmen und ging über die österreichische Grenze. Dort setzte man ihn auf das ungarische Schloß Munkatsch, auf dem er 2 Jahre blieb und dann noch 4½ Jahre zu Theresienstadt gefangen zubrachte. Seine Haft war übrigens gelind und wurde dadurch noch erträglich, daß er manche Genossen des Aufstandes, darunter einen seiner drei Brüder zu Gefährten hatte. Rußland bewirkte zu Ende des Jahres 1827 seine Loslassung; aber schon nach einigen Wochen starb der Fürst, am 31. Januar 1828, zu Wien in den Armen seines Bruders. Während er mußte gefangen sein, hatten die Griechen das Befreiungswerk vollbracht. Es war daher eine ganze gute Idee von W. Müller, den alten, vielgefeierten Sparterkönig zu dem auf Munkatsch schlummernden Griechenfürsten treten und ihm die fröhliche Verheißung von Griechenlands Freiheit geben zu lassen. —

In den Spaziergängen des Wiener Poeten findet sich (S. 86) ebenfalls ein Gedicht auf Alexander Ypsilanti unter der Ueberschrift „Gastrecht.“ Der Wiener Poet gefällt sich bekanntlich in frappanten Gegensätzen; so auch hier. Wenn Anastasius Grün wirklich der Verfasser dieser Spaziergänge ist, so muß man gestehen, daß er in seinen Gedichten einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Jene konnten eigentlich nur in Oesterreich, welches sie zunächst angehen, Aufsehen erregen. Man spricht zu Alexander Ypsilanti, da er Oestreichs Boden betreten und um Gastrecht gefleht hat:

„Munkats ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;
An Verband soll's auch nicht fehlen, der wohl fest und gut euch paßt,
Scheint er auch zu sein von Eisen, gleicht er auch den Ketten fast.“ —

Hier übertreibt der Dichter, wie bereits oben bemerkt. Zuletzt stirbt der Fürst; doch muß man nach diesem Gedichte glauben, er habe bis kurz vor seinem Tode beständig auf Munkatsch gesessen.

(S. 248.) Die letzten Zehn vom vierten Regiment, von Julius Mosen.

Der Versuch der Polen, ihre Freiheit von Rußland und ein selbstständiges Vaterland zu erlangen, und das große Unglück des heldenmüthigen Volkes sind noch in Aller Andenken. Das Schicksal des vierten Regiments ist historisch. Die Herzen aller Völker hat die bewunderungswürdige Tapferkeit und das beweinenswerthe Ende eines edeln Volkes ergriffen. Natürlich mußten da viele Lieder entstehen. Unter deutschen Dichtern, welche deren gemacht haben, nenne ich nur wenige: Nic. Lenau, Anast. Grün und den Wiener Poeten (in den neueren Spaziergängen des Frühlingsalmanachs), Gust. Pfizer und Karl

Beck*). Unter den Novellen, deren Grund dieser großartige Kampf ist, seien Heinrich Laube's „Krieger“ aufgeführt. Auch der Volksmund strömte über; sogar die Lieder obscurer, unvolksthümlicher Poeten wurden gesungen — so groß war die Theilnahme! Keines von allen Liedern aber ist mehr Volkslied geworden, als Julius Mosens letzte Zehn vom vierten Regiment, und mit Recht. Sogar heutzutage hört man's noch, obgleich schon ganz andere Interessen den leichtbeweglichen Sinn des Volks in Anspruch genommen haben. Nichtdeutsche Gedichte auf den Polenkrieg kenne ich zu wenig; besonders schön und wahres Volkslied ist Beranger's Poniatowsky, in welchem der Ausruf Poniatowsky's beim Ertrinken in der Elster auf sein Volk angewandt wird, das vergebens Frankreich um Hülfe ruft. Der Refrain jeder Strophe ist: „**Rien, qu'une main! Français, je suis sauvé!**“ Ich übersetze hier nur die letzte:

O Polen ist's, das Volk mit treuem Muthe,
Das schon so oft für uns zur Schlacht gestürmt;
Es badet sich in seinem rothen Blute,
Im Blut, das fließt, da's seine Tugend schirmt.
Dem Führer gleich, der fiel für unser Land,
Deß wunden Leib man fand im Fluß gebettet,
Ruft nun sein ganzes Volk an Abgrundsrand:
„Frankreich! Nur eine Hand — ich bin gerettet!“

(S. 249.) **Der Polenflüchtling**, von **Nic. Lenau.**

Viele der Polenflüchtlinge zogen trauernd um das verlorene Vaterland durch Deutschland; wir haben sie gesehen und bemitleidet. Jetzt lebt ein großer Theil zu Paris und London im tiefsten Elend. Im Anfang war das Unglück der Leute neu und interessant, sie selbst wur=

*) Die nachgelassenen Polenlieder des Grafen Platen, welche in Deutschland die Censur nicht passiren konnten, sind im Jahre 1839 in Straßburg erschienen. In ihnen soll ein grimmiger, ächt antiker Tyrannenhaß in der reinsten klassischen Form auftreten. S. die Zeitschr. das Nordlicht. Nr. 2. — 1839. 4. Oct.

den Mode, man unterstützte sie bedeutend; jetzt ist es eine alte, lästige Geschichte geworden, und man läßt sie, besonders in London, verhungern. Viele kämpfen in dem Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel; andere haben sich der französischen Fremdenlegion angeschlossen und dienen in Algier; noch andere haben dem Vicekönig von Aegypten Arme und Leben verkauft. Einen Polen in den fernen Wüsten Arabiens zu finden, wie in Lenau's Gedicht, wäre mithin gar nicht unmöglich, oder nur auffallend. In der 13. Str. singen die Beduinen, die Wüstensöhne, dem bleichen Mann Gesänge, tief und schlachtenwild, und Blutrache, nach der Väter Brauch, Ist ihres Liedes heißer Hauch. Daß wirklich die Blutrache einen Hauptinhalt der arabischen Gesänge bildet, ist bekannt. Wir besitzen im Deutschen darüber auch ein herrliches Dokument, das altarabische Lied aus Muhammeds Zeit, welches Goethe in den Erläuterungen zum westöstlichen Diwan (VI. Bd. d. sämmtl. Werke, S. 12 — 17) mittheilt, düster, glühend, rachelustig und von Rache gesättigt.

(S. 252.) **Die Haideschenke,** von **Nic. Lenau.**

Lenau malt mit glänzenden Farben die Haiden Ungarns, seines Vaterlandes. Zu den Haidebildern der Cotta'schen Ausg. seiner Gedichte gehört auch das vorliegende. Doch finden sich auch in den neueren Gedichten (1838, Stuttg. Hallberger) noch manche auf Zustände seiner Heimath, wie die drei Zigeuner u. a. Statt Erläuterungen aus Reisebüchern und geographischen Werken hierher zu setzen, theile ich lieber einige der freigeformten Sonette von Karl Beck mit, dem jungen, heißblutigen Kinde des Magyarenlandes, dem bewegten Sohne der Zeit *). Sein fahrender Poet (Leipzig 1838) besteht aus

*) Lenau und Beck haben viele Ähnlichkeit mit einander. In beiden wallt dasselbe warme Blut, in beiden lebt dieselbe Freiheitsliebe, in ihren Versen athmet der nämliche weiche Wohllaut. Man könnte vielleicht das

vier Abtheilungen: Ungarn, Wien, Weimar, die Wartburg. In der ersten tragen ihn seine Gedanken zur Heimath, zum „schönen Ungarland.“ Er betritt die Steppen:

12. Sei noch so wüst, ich sehe doch im Sand
Die leisen Spuren der entwichnen Jugend.
Auf Farrenkräutern, tief im Haideland,
Da sitzt die Weltgeschichte, düster lugend, —
Da wird der Pflug zum Schwert in Blut geweidet,
Und Herzen sind die Aehren, die man schneidet.
Es feuchtet Blut, unendlich ausgegossen,
Die Gräser dort, geschmeidig aufgeschossen:
Hier stand der Christ und da der Turbanträger,
Dort Attilla, der Heide groß und frei;
Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelschläger!
Da bebte Rom, — das Alles ist vorbei! —
Nur Roma's Sprache wankt mit trägem Schritte,
Ein müder Schatten, noch in unsrer Mitte.

Dann führen sie ihn in eine Schenke; er trinkt mit seinen Landsleuten, er zürnt mit ihnen über ihr Geschick. Dann ruft er die Zigeuner:

22. Ein wilder Tanz, ein vaterländisch Lied, —
Herein, du nächtige Zigeunerbande!

23. Da bist du ja, im Aug' des Südens Brand,
Die Cither in der krampfbewegten Hand.
Wohin du kommst, da fügst du dich geschwind
Dem Landesglauben und den Landessitten;
Und überall verhöhnt und nicht gelitten.
So wanderst du dahin mit Weib und Kind.
Dir lebt kein Held im ewigen Gedicht,
Die Gräber deiner Väter kennst du nicht, —
So weißt du kaum im Zagen und im Bangen,
Daß du einst dagewesen und vergangen!

Unterscheidende zwischen beiden darin finden, daß, auch bei etwaiger Gleichheit der Ansichten, Lenau doch immer ein Sohn des Adels bleibt, Beck aber das Kind eines gedrückten Volkes ist, und dies an ihnen durchführen.

Der Atlas konnte leicht den Himmel tragen,
Er hatte Erde doch, worauf er stand:
Du, Heimathloser, trägst der Hölle Plagen,
Und hast zur Rast nicht eine Spanne Land.

24. Ach, der Nomade baut sein schwankes Zelt,
Und bricht es ab, wenn rings die Weide leer;
Er trägt es fort bis an das blaue Meer,
Es ist sein Vaterland und seine Welt:
Die Cither ist dein trautes Vaterland,
Das du bebaust mit sonnverbrannter Hand,
Das dir geduldig Brot und Quellen trägt,
Ob's auch dein scharfer Eisengriffel schlägt.
So trägst du fort durch Nebelnacht und Wind,
Der müden Schnecke gleich, dein tönend Haus;
Dir folgt dein Weib durch Moor und Waldesbraus,
An der verdorrten Brust dein schwarzes Kind;
Du lebst und stirbst im Wald auf hartem Stein,
Und die Zigeunermutter scharrt dich ein.

Die Zigeuner spielen ihm, der wilde Tanz, voll Gluth und Poesie, beginnt, 26—30. Dann geht er zur Donau, zu den ungarischen Städten, in sein Elternhaus, zu der Mutter, der jungen Trauerweide („Die Welt ist groß mit ihrem Freud' und Leide, Ein Mutterherz ist größer als die Welt!"), und zu dem ernsten, warnenden Vater. — In O. L. B. Wolff's Halle der Völker steht (II. 127) ein Gedicht: „der Magyaren-Tanz," welches mir aber nur wenig volksthümlich scheint. Dagegen findet sich noch Manches von Zigeunern in Karl Beck's stillen Liedern (Leipzig 1840), der Zigeunerkönig, S. 69—86, sowie auch ein sehr anschauliches Bild eines ungarischen Räubers, „der finstere Räuber Jánossjk," welcher an den Hauptmann in Lenau's Haideschenke erinnern kann. In der letzten Str. spielen die Zigeuner Lenau'n alte Lieder „Rakoczy's, des Rebellen." Georg Ragoczy folgte dem Fürsten Gabriel Bethlen (Bethlen Gabor), der im November 1629 starb, über Siebenbürgen, von den Ständen gewählt und von den Türken begünstigt. Er stand Oesterreich feindlich gegenüber, und als Torstenson im

Jahr 1644 in die Erblande einfiel, griff er diese von der anderen Seite an und rückte mit einem Heere in Ungarn ein, angeblich wegen verletzter Freiheit dieses Landes, und weil der Kaiser viele Verträge aus früherer Zeit geändert habe. In Adolphi Brachelii hist. nostri temp. (1618 — 1652) rerum bello et pace gest. findet sich sub Nro. 56 sein Bild, ein trotziges, freies Gesicht. Erwähnt wird er S. 154. 260. 311. Sein Sohn, gleichfalls Georg geheißen, folgte ihm, auch in der Stellung gegen Oesterreich, und fiel später in einer Schlacht gegen die Türken. Dessen Sohn Franz rettete in der Verschwörung Zriny's, Frangipani's, Nadasdi's und des kühnen Tattenbach kaum sein Leben, während jene enthauptet wurden. Alle drei können mithin auf den Namen von Rebellen Anspruch machen; doch ist jeden Falls der erste gemeint.

(S. 257.) **Die Werbung,** von **Nic. Lenau.**

Es ist viel Schwung und Melodie in diesem Gedichte; kriegerisches Leben regt sich in ihm, und es ist, als hörten wir einen rauschenden Marsch, der einladend zur Schlacht ruft. Auch soll es eine ungarische Nationalweise geben, an welche es sich übereinstimmend hält. — Solche Werbungen sind noch immer in dem schönen, kühnen Magyarenlande gewöhnlich. In Karl Beck's stillen Liedern finden wir (S. 89) ein Gedicht, welches man beinahe für eine Fortsetzung von dem Lenau's halten könnte. Der Jüngling ist Soldat geworden, aber von Allem, was der Werber ihm vorgespiegelt, hat er nichts gefunden, keine Sporen, kein schlankes, schwarzes Roß, kein glänzendes Husarenkleid — er ist ein ärmlicher Infanterist; keinen Ruf zu wildfreudiger Schlacht — es ist tiefer Friede, er muß Schildwache stehn, oder im Wachthause liegen, wo die rohen Genossen ihn verspotten. Da verflucht er den heißen, rothen Wein, den falschen Werberknecht, das schöne Gold und das Mägdlein, welches buhlerisch ihm zugewinkt (bei Lenau muß dies fehlen):

Und du, Zigeuner, sei verdammt!
Du geigtest wild in schwarzer Nacht,
Daß meine Wangen aufgeflammt,
Als ging es in die tolle Schlacht.

Dann wird er weich und traurig:

Nur du, mein frommes Mütterlein,
Dich wahre Gott und segne dich;
Du spinnst vielleicht beim Lampenschein,
Und denkest mein und weinst um mich?

Ich wandle vor dem Schilderhaus,
Es braust der Sturm, es kracht der Schnee,
Zwölf Jahre sind so bald nicht aus;
Ob ich dich einstens wiederseh'?

(S. 260.) **Die Fürstentafel,** aus **J. G. v. Herder's Stimmen der Völker.**

Herder nennt als das Buch, in welchem er diese Geschichte gefunden, Hageck's böhmische Chronik. Dieser Wenzeslaus Hayek von Liboczan war Priester in Prag und ist für den Urheber oder doch Ausschmücker der vielen Fabeln in der böhmischen Geschichte anzusehn. Sein Werk, Kronyka Czeska, w. Praze, 1541, erschien 1596 deutsch zu Frankfurt und wurde von dem um die böhmische Geschichte hochverdienten Sammler und Forscher Dobner lateinisch herausgegeben (Annales Bohemorum, a Gelas. Dobnero, Pragae 1763—1783. Dieses Buch war mir nicht zugänglich; auch weiß ich nicht, ob sich in dem älteren böhmischen Annalisten Cosmas († 1125), oder in der dem Dalemil von Meseriz (um 1300) zugeschriebenen Reimchronik und dem von Przibro, genannt Pulkawa († 1374), in's Böhmische übersetzten Geschichtswerk die Erzählung findet. Dagegen verwies mich Musäus zwar nicht den alten innigen Märchenton einhaltende, aber doch anziehende Sammlung von Volksmährchen der Deutschen an einen anderen Ort. Dieser merkt nämlich an, er habe seine „Libussa" nach Dubravius und Aeneas Sylvius erzählt. Welche Quelle und wel-

chen Inhalt Ludwig Bechstein's Roman „die Weissagung der Libussa (2 Thle., Stuttgart 1829)" hat, kann ich nicht angeben*). Joannes Dubravius, Bischof von Olmütz in Mähren, gab 1552 seine historia Boiemica heraus, die aber in dieser Auflage nur wenig verbreitet wurde. Neu erschien sie, Basileae 1575, von Kraft von Krafftheim, mit Registern u. dgl. m. von Thomas Jordanus. Aus dieser Ausgabe theile ich die Geschichte der Libussa (Ende des I. und Anfang des II. Buches, S. 7 — 10) in der Uebersetzung mit: „Croccus (der zweite Herzog von Böhmen) hatte keine männlichen Nachkommen, sondern er ließ bei seinem Absterben drei Töchter zurück, alle, wie er es selbst war, Wahrsagerinnen, oder vielmehr Zauberinnen, wie Medea und Circe gewesen. Denn Bela, die älteste der Töchter, ahmte in Kräuterzaubereien die Medea, Tetcha, die jüngere, in Zauberformeln die Circe nach. Jene ließ sich die Burg Belina, diese die Burg Thetis von dem Lohngeld für ihre Zauberkünste (denn sie thaten nichts umsonst) bauen. Edler zeigte sich darin Libussa, die jüngste, da sie Niemanden etwas abzwängte und mehr allen die öffentlichen Schicksale, als einzelnen ihre Privatsachen weissagte. Durch diesen Edelmuth und weil sie nicht nur umsonst, sondern auch weniger falsch prophezeite, geschah es, daß sie von den Männern, welche die Wahlversammlungen hielten, an die Stelle ihres Vaters Croccus gewählt wurde. Es war aber auch eine alte Sitte der Germanen, daß die wahrsagenden Frauen in den höchsten Ehren gehalten wurden. Denn Tacitus schreibt, er habe, als Kaiser Vespasianus die Herrschaft antrat, gesehen, daß die Velleda bei den meisten germanischen Völkern wie eine Gottheit gehalten worden sei. So möge es Niemand als eine ungewöhnliche Sache anstaunen, daß die Böhmen sich

*) Theodor Mundt knüpft in seinem Buche „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen," mancherlei geistreiche Einfälle und Betrachtungen an die Erscheinung der Libussa.

ihre Wahrsagerinn Libussa vorgesetzt. Denn die Herrschaft wurde ihr mehr wie einer Göttin, als wie einem Menschen zugetheilt; und daher ertrug man sie auch lieber als Seherin, denn als Rathsprecherinn. Einst hatte ein Reicher mit einem Aermeren einen Prozeß über die Gränzen der Aecker, und sie brachten ihn vor das Gericht der Libussa, in welchem der Reiche überführt und des zugefügten Unbills schuldig erkannt wurde. Der hielt nicht die Stimme des Zornes in dem Zaune der Zähne, sondern er sprach, zu seinen Begleitern gewandt: „„Wie lange soll ein schwaches Weib so viele Männer quälen? Oder haben wir sonst nicht genug Schimpf, daß auch noch obendrein die Herrschaft eines Weibes kommen muß? Um wie viel ehrbarer ist es, daß Männer von Männer regiert werden, wie es Natur und Sitte der Völker billigen, als schmählich einer Frau unterworfen zu sein, die geeigneter ist, Aufgaben unter Mädchen zu vertheilen, als Männergeschäfte zu betreiben!““ Hierauf sprach Libussa, da sie mit männlichem Geiste begabt und edel und frei erzogen war: „„Wie könnte oder sollte ich das, als was ich geboren bin, verläugnen? Es ist, wie du sagst! ich bin ein Weib, aber die, welcher auch du mit den übrigen die Rechtsprechung übertragen hast, nicht, damit ich nach deinem Gutdünken, sondern mit Gerechtigkeit gleichmäßig richte. Daher lasse deine ungestüme Schmähung und erhärte durch Beweise, daß ich dir Unrecht gethan habe!““ Aber jener geht wüthend und drohend weg und verfehlt nicht, die Herrschaft eines Weibes bei vielen anderen, die nach Neuerungen begierig waren, vorzubringen. Nachdem jene (Libussa) es erkannt und erfahren hatte, daß die nach Neuerungen strebenden Männer in die Burg, Libus genannt, (welche sich Libussa an der Elbe, wo nun Colonia ist, erbaut hatte), kommen wollten, so befahl sie, die kommenden einzulassen, und fing zuerst selbst zu reden an, indem sie sagte: „„Ihr werdet mir erlauben, ihr Böhmen, daß ich, bevor ich euch höre, meiner Vertheidigung gedenke. So, wie ich es mache, scheint es ebenso euer Ehrgefühl, wie meine Un-

schuld zu fordern. Denn wenn ich einem von euch dieser Ehre unwürdig scheine, weil ich von Geburt ein Mädchen bin, so müßt ihr erröthen, die ihr freiwillig mir die Insignien überbracht habt. Wenn aber die Schätzung meines Namens überwog, daß ihr mich deßwegen mit einem öffentlichen Amte zieren zu müssen glaubtet, so wäre es für mich Schimpf und Schuld gewesen, wenn ich nicht die von euch übertragene Würde mit der Vortrefflichkeit, mit welcher ich mußte, verwaltet hätte. Hierbei aber rufe ich Niemanden lieber, als euer Gedächtniß an. Es ist keiner unter euch, der nicht wüßte, wie ich mich in meiner Würde betragen habe und betrage, nämlich nicht anders, als mein Vater, der immer gleichmäßig Recht sprach und sich fleißig Mühe gab, daß ihr unter gleichem Rechte, wie es Bürgern mit Bürgern zu leben ziemt, lebtet, und der sonst nicht hätte für gerecht gehalten werden können, wenn er sich nicht auf diese Weise in seinem Dienste benommen hätte. Und ich wäre nicht würdig gewesen, einem gerechten Vater in der Würde nachzufolgen, wenn ich dem Unrecht folgen und die Gunst irgend eines der Billigkeit hätte vorziehen wollen. Ich aber hatte weder den Willen, die väterliche Gerechtigkeit zu ändern, noch werde ich ihn haben. An euch ist es nun, zu entscheiden, ob wegen Eines Unbilligkeit und bösen Willen ihr den ganzen jetzigen Stand der Dinge ändern müßt."" Da die übrigen hierauf schwiegen, fährt der eine, der des Aufstandes Ursache war, so gegen Libussa los: „„Seht ihr nicht, Bürger, wie ungern die junge Kuh von den fetten Weiden geht? Aber sie muß mit Gewalt vertrieben werden, wenn sie nicht freiwillig einem Mann und Fürsten von ihrem Sitze weichen will."" Durch diese Rede nicht erschreckt, verhandelt wieder Libussa mit den Männern, aber vertheidigungsweise, indem sie sagt: „„Die Täuber sollen sich einst in ihren Versammlungen eine Taube zur Fürstin gewählt, aber ihr schnell in veränderter Meinung das Reich genommen haben, weil eine sanfte und nachgiebige Regierung das Volk anekle; und sie hätten es bald dem Habicht übertragen, als

einem von Natur und Geschlecht wilderen. Darauf habe der Habicht die Herrschaft über die Tauben angenommen und sich ganz als Mann gezeigt, durch Anfallen, Rauben und Zerfleischen, welche Sitte bis zu diesem Tag die Habichte gegen die ihnen begegnenden Tauben bewahrten. Sie „sollten sehen, daß ihnen bei dem Obrigkeitswechsel nicht gleiches zustoße.‟‟ Da sie auch dies tauben Ohren predigte und obendrein fürchtete, es würde nach dem Gutdünken der Versammlung einer zum Fürsten erklärt, den sie am wenigsten wünschte, so begann sie zu bitten, daß doch mehr nach der Götter, als nach der Menschen Willen der Fürst erwählt werden möchte. Da die Männer der Rede beistimmen, heißt sie dieselben am folgenden Tage zurückkehren, um das Orakel zu vernehmen, das die Götter, durch nächtliche Opfer günstig gemacht, über den zukünftigen Fürsten geben würden. — Zweites Buch: Den folgenden Morgen kamen alle zur Stunde wieder (denn die Neugierde aller war unterdessen aufgeregt, wen das Schicksal den Böhmen zum Fürsten bestimmt habe), und Libussa trat mit den Mädchen in ihre Mitte und fragte zuerst, ob sie ihre gestrige Strenge ändern wollten. Da sie nein antworteten, fuhr sie fort: „Möge es zum Heil gereichen! Die Götter geben mir zum Gemahl und euch zum Fürsten Einen, genannt Premislaus.‟ Erstaunt über den unbekannten Namen fragen sie Libussa, wo denn der Mensch lebe. Er sei arm, antwortete Libussa, und wenn sie seine sonstigen Glücksumstände wissen wollten, so sei er nur ein Bauer. . . Wenn sie ihn bald sehen wollten, so müßten sie bei Zeiten Gesandte auswählen, die zu ihm gingen, ihn als Fürsten begrüßten und zum Schlosse Wischerad (Wicegrad, bei Aen. Sylv. cap. VI. Wissegrad) führten. Sie wählen sogleich Gesandte, und Libussa zeigt ihnen ihr Pferd, gesattelt und aufgezäumt, und sagt, die zehn Gesandten sollten dem nach seinem Willen gehenden Pferde wie Begleiter folgen, von dem Weg nach keiner Seite abbeugend, bis sie zu einem Pflüger kämen, der auf eisernem Tische esse. Wenn sie den gesehen und gegrüßt

hätten, sollten sie ihn Fürst nennen, ihn mit dem Purpur und den Schuhen bekleiden, die sie gab, und ihn geraden Weges nach Wischerad führen. Die Gesandten empfangen die Aufträge und folgen den Fußtapfen des Pferdes, wohin es vorausging; aber schon thaten sie es nicht ohne Aerger, da sie beinahe 50 Millien mit den Füßen gemessen hatten, als auf einmal das Pferd, da man zu dem Ufer des Flusses Belina gekommen war, sich von dem Wege ab nach einem eben dem größten Theile nach neugepflügten Acker wandte, geraden Schrittes auf einen Pflüger ging und ganz nahe bei ihm, wie zur Verehrung, die Knice und den Nacken beugte. Der Pflüger saß unbeweglich auf der Handhabe des Pfluges und aß schwarzes Brod und Käse von der Pflugschaar, die als Tisch diente, während die Gesandten die Aufträge der Libussa verrichteten und ihn als Fürsten grüßten. Darauf sich erhebend, ergreift er den haselstaudenen Treiberstab, der neben dem Pflug lag, und geht zu seinen beiden Ochsen, die in der Nähe weideten und weiß und nur hier und da mit gelben Flecken besprengt waren. Diese mit dem Stab treibend, sagte er: „„Entfernt euch, Genossen des Schweißes und der Arbeit, und kehret zurück, woher ihr gekommen seid!““ Und jene verschwinden sogleich in die Luft, und darauf steckt er den Stab wie eine Pflanze in die Erde, der, auf der Stelle zu einer Haselstande herangewachsen, drei Zweige ausstreckte, von denen zwei sogleich dorrten, der dritte aber sogar Nüsse zeigte. Von diesen Wunderzeichen sich zu den Gesandten wendend, sagte er: „„Laßt uns gehen und den Göttern gehorchen, die mich vom Pfluge zum Fürstenthron rufen. Aber ich wünschte doch, ihr wäret etwas später hierher gekommen, wann ich den Acker fertig gepflügt hatte, denn dann wäre das Gedeihen des Staates größer gewesen, obgleich wir auch das gegenwärtige Gute mit größtem Rechte zu Rath ziehen müssen.““ Darauf legt er sein altes, bäuerisches Kleid ab und zieht den Purpur und die Schuhe, welche Libussa geschickt hatte, an, und, schöner aussehend, besteigt er das Pferd, nach Wischerad rei-

tend zur Feier der Hochzeit und zum Antritt des Reichs. Als er etwas vorgeschritten war, sagte er: „„Halt, den Ranzen, in welchem meine Speise war, und die Schuhe, welche ich anhatte, die theuren Besitzthümer, habe ich vergessen mitzunehmen! Kehre doch einer von euch zurück und bringe mir beides!““ Der sie wiederbrachte, sagte: „„Was ist es Fürst, daß du die schlechte Tasche und die bäuerischen Schuhe so hoch anschlägst, die man, wenigstens nach meiner Meinung, eher wegwerfen, als andern zu Gesicht bringen muß, wenn du darob nicht von den Zuschauern ausgelacht werden willst, eher, als bewundert?““ — „„Nein doch, antwortete jener, ich werde eher darob bewundert, als verlacht werden, wenn ich den Nachkommen ein Gedächtniß meiner Glücksverhältnisse zurücklasse, wodurch, gemahnt, die nachfolgenden Fürsten einst weniger stolz werden.““ Erstaunt durch die passende Antwort fährt der Gesandte fort, auch nach dem übrigen zu fragen, wohin die Wunderzeichen an den Ochsen und dem Treiberstock deuteten? Jenes, antwortete er, deute auf seinen Ruhm, da er, wie man sagt, von den Ochsen auf das Pferd gekommen sei; dieses auf die Söhne, die er haben werde. Denn wie zwei aus dem Stock entstandene Zweige sogleich verdorrten, so würde ihm das Geschick auch zwei Söhne nur zeigen und sie bald wieder wegnehmen. Der dritte aber werde nicht nur zu frohem Grün, sondern auch zu reichen Früchten gelangen. Und wenn, sagte er, durch euere Dazwischenkunft das Pflügen nicht unterbrochen, sondern wenn es beendigt worden wäre, so würde mein Mannsstamm nie in Böhmen ausgestorben sein. Jetzt werde er zwar viele Jahrhunderte dauern, aber doch zuletzt untergehen. Da sie nach diesen und ähnlichen Unterredungen sich dem Schloß Wischerad näherten, so kamen die Böhmen, die bei Libussen waren, heraus, sich beeifernd, einer dem andern zuvorzukommen, und ein jeder öffentlich seine Freude und seine Dienstbeflissenheit zeigend u. s. w. — Der Cardinal Aeneas Sylvius, de Bohemorum origine ac gestis, ebenfalls Basel 1575, faßt sich kürzer (S. 7 und 8).

Die Töchter des Crocus heißen bei ihm Brela, Therba oder Therbiza und Libussa. Letztere vergleicht er mit den alten Sybillen. Uebrigens will er die Wahrheit der Geschichte nicht verbürgen, obgleich er unter den Privilegien des Landes Schreiben des Kaisers Karl IV. gesehen habe, die jenes als wahr annehmen. Aber auch Karl, spricht er, überzeugt mich nicht, denn die Könige sind meistens leichtgläubig und halten das nicht für unwahr, was den Glanz ihres Geschlechts erhöht. Der angebliche Stamm Libussens hat in männlicher Linie (von 722) bis 1306 in Böhmen geherrscht, denn da starb Wenzeslaus III.; in weiblicher (das Haus Habsburg) hat er noch das Land. — Das Wiehern des Pferdes (in Herder's Fürstentafel) bei'm Anblick des Pflügers erinnert an den Hengst des Darius, der Pflüger Premislaus selbst an Saul, der ausging, seines Vaters Eselin zu suchen und ein Königreich fand, und bei den Worten: „Es werden viele wollen herrschen und verdorren. Einer wird König sein und blühen!" kann man leicht der bekannten Stelle bei Homer (Il. II. 204 — 205) gedenken:

οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω,
εἷς βασιλεύς.

(S. 265.) **Das Wunder auf der Flucht, von Fr. Rückert.**

Aus den sieben Büchern morgenländischer Geschichten und Sagen (Stuttg. 1837, 2 Bde.), welche den auffallendsten Gegensatz zu den übrigen, meistens kunstvollen Poesien Rückert's bilden, namentlich zu den Makamen des Hariri. Alle Künstelei ist hier vermieden; der Dichter läßt sich vielmehr in Sylbenmaaßen und Reimen auf eine behagliche Weise gehen. Siehe auch eine Recension Gust. Schwab's in den Blättern für liter. Unterhaltung, Jahrg. 1838. Nro. 351. — Muhammed war in seinem vierzigsten Jahre als Verkünder einer neuen Lehre aufgetreten. Die Zahl seiner Jünger war Anfangs gering

und beschränkte sich auf seine Verwandtschaft aus dem Geschlechte Haschem, sogar ganz zuerst allein auf seine Frau Cadidschah, seinen nachherigen Schwiegervater Abubeker und seinen jungen, feurigen Vetter Ali, Sohn Abu Taleb's, seines Oheims von väterlicher Seite. Der übrige Theil des Stammes der Koreischiten hing an den alten Nationalgöttern Al Bata und Al Uzzah und haßte den neuen Propheten. Als daher Abu Taleb, der zwar Muhammed's Lehre nicht theilte, aber doch den Brudersohn beschützte, gestorben, und Abu Sophian, das Haupt der Familie Ommiyah (Ommajah), in der Regierung des Freistaates Mekka gefolgt war, verschworen sich unter ihm die Koreischiten und ihre Verbündeten gegen den Sohn des Abdallah, Abul Kasem, genannt Muhammed, und jeglicher einzelne Stamm sollte ihm ein Schwert in das Herz stoßen. Hier lasse ich Gibbons Worte (Gesch. d. Verf. u. Unterg. des röm. Reiches, Uebersetzung von C. W. v. R. Bd. XII. S. 93) folgen: „Ein Engel oder Spion verrieth ihre Verschwörung, und Flucht war Mohammed's einzige Rettung. Tief in der Nacht, von seinem Freunde Abubeker begleitet, entkam er in der Stille aus seinem Hause; die Mörder wachten an der Thüre, wurden aber durch Ali's Gestalt betrogen, welcher auf dem Bette, mit des Apostels grüner Kleidung bedeckt, lag. Die Koreischiten ehrten des jungen Helden Theilnahme; aber einige noch vorhandene Verse Ali's geben ein anziehendes Gemälde seiner Angst, Zärtlichkeit und seines Religionsvertrauens. Drei Tage verbargen sich Mohammed und sein Gefährte in der Höhle „Thor", eine Meile von Mekka, und jeden Abend spät erhielten sie von Abubeker's Sohn und Tochter geheime Kundschaft und Unterhalt. Die Koreischiten durchsuchten sorgfältig jedes Loch in der Nähe der Stadt; sie kamen zum Eingang der Höhle, aber ein Spinngewebe und ein Taubennest vor derselben überzeugte sie, daß der Ort einsam und unverletzt sei. „Wir sind Beide allein," sagte Abubeker zitternd. „Hier ist ein Dritter," antwortete der Prophet; „Gott selbst!" Kaum waren die Nachsetzenden fort, als

die zwei Flüchtlinge, den Felsen verlassend, ihre Kameele bestiegen. Auf der Straße nach Medina wurden sie von Ausgesandten der Koreischiten überfallen, und lös'ten sich aus deren Hand durch Bitten und Versprechungen. In diesem entscheidenden Augenblicke konnte eines Arabers Lanze die Weltgeschichte verändern. Des Propheten Flucht von Mekka nach Medina hat die merkwürdige Zeitrechnung der Hedschrah (Hegirah) eingeführt, die noch am Ende von zwölf Jahrhunderten der mohammedanischen Völker Mondenjahre unterscheidet." — Gewöhnlich setzt man diese Flucht auf den 15. oder 16. Juli 622; nach Gibbon aber ist allerdings Freitag der 16. Juli der Anfang der Hedschrah; doch beginnt diese eigentlich schon 68 Tage vor Muhammed's Entweichung, und mithin wäre diese, wenn Gibbons Angabe richtig ist, 68 Tage nach dem 16. Juli zu setzen. Die Hauptquelle für Muhammed's Geschichte ist Ismael Abulfeda, Fürst zu Hamah in Syrien v. 1310—1332, lat. Ausg. de vita et rebus gestis Mohammedis, text. arab. lat. vert. praef. et not. illustr. Joannes Gagnier. Oxoniae 1723. Ein anderer, doch weniger zuverlässiger Biograph ist Al Jannabi (um 1550), den gleichfalls Gagnier in seiner Vie de Mahomet (3 vol. Amsterd. 1732) übersetzt hat. Hauptsächlich nach diesen Beiden hat Gibbon erzählt.

(S. 266.) **Harmosan, von A. Grafen v. Platen.**

Die Eroberung Persiens wurde unter den drei ersten Chalifen der Araber, Abubeker (632—634, H. 13), Omar (—643, H. 23) und Osman (—656, H. 35), vollendet. In dem neupersischen Reiche drängten sich im Anfange des 7. Jahrhunderts Empörungen und Morde, bis Jezdedgerd, ein fünfzehnjähriger Jüngling, der Enkel des in der persischen Helden- und Liebesage gefeierten Chosru (Chosroes, Chosru und Schirin), wahrscheinlich 632 den Thron bestieg, der letzte der Sassaniden auf dem Throne. Schon 632 drang Abubeker's Feldherr Khaled in Persien ein, 636 schlug Omar die entscheidende, blutige Schlacht bei Kadesia gegen den jungen persischen Fürsten

und seinen feigen Feldherrn Rustan, im März 637 eroberte und zerstörte Said, Omar's Feldherr, Ktesiphon mit der reichen persischen Königsburg und siegte kurz nachher in der Schlacht bei Nevahend, der letzten bedeutenden. Die siegreichen Araber überströmten das Land, kamen nach Persepolis, das letzte Heiligthum des Magierreiches entweihend, und drangen bis zum Oxus vor, dem fernen Gränzfluß der persischen Monarchie. Hierher gehört die Geschichte, welche Platen behandelt hat, (Gibbon, XII. 201): „Nach einer tapfern Vertheidigung wurde Harmozan, Fürst oder Satrap von Ahwaz und Susa, gezwungen, seine Person und sein Land des Chalifen Gnade zu übergeben. Ihre Zusammenkunft giebt uns ein Gemälde arabischer Sitten. In Omar's Gegenwart und auf seinen Befehl wurde der kühne Barbar seines mit Gold gestickten Oberrocks und seiner mit Rubinen und Smaragden besetzten Krone beraubt. „Fühlst du nun," sprach der Sieger zu seinem nackten Gefangenen, „fühlst du nun Gottes Urtheil und den verschiedenen Lohn des Unglaubens und Gehorsams?" „Ach!" erwiederte Harmozan, „ich fühle es zu tief. In den Tagen unsrer gemeinschaftlichen Unwissenheit fochten wir mit den Waffen des Fleisches, und mein Volk siegte; Gott war noch neutral. Seit er sich euerer Sache angenommen, habt ihr unsere Herrschaft und Religion gestürzt." Niedergebeugt durch diese traurige Unterredung, beklagte er sich über unerträglichen Durst, verrieth aber einige Furcht, daß er, während er eine Schale Wasser tränke, würde erschlagen werden. „Sei ruhig," sagte der Chalif, „dein Leben ist sicher, bis du dies Wasser getrunken hast." Der verschlagene Satrap nahm die Versicherung an und warf augenblicklich das Gefäß gegen die Erde. Omar wollte den Betrug rächen; aber seine Gefährten stellten ihm die Heiligkeit des Eides vor. Harmozan selbst bekehrte sich bald und erhielt nicht nur völlige Verzeihung, sondern selbst ein Jahrgeld von 2000 Goldstücken." — Die weitere, gänzliche Unterwerfung Persiens gehört unter die Regierung Osmans, des dritten Chalifen, wie auch der Tod

Jezdedgerd's, des letzten unglücklichen Herrschers. In beständiger Flucht verließ er das Land seiner Väter, dessen sich die begeisterten Feinde schon gänzlich bemächtigt hatten; er ging über den Oxus zu den Völkern am kaspischen Meere und fand dort freundliche Aufnahme. Ueber Zeit und Art seines gewaltsamen Todes sind die Quellenschriftsteller verschiedener Meinung, denn wie Gibbon sagt, Jezdedgerd's Ende war nicht allein unglücklich, sondern auch dunkel. Gewöhnlich setzt man dasselbe in das Jahr 652 (s. d. Reiske'sche Ausg. des Abulfeda, S. 78), nach Gibbon 651. — Friedrich Rückert hat den gleichen Stoff wie Platen, die List Harmosans, bearbeitet, nicht eben mit besonderer Sorgfalt. Nun will Herr Johannes Minkwitz (s. Seite 367 d. Anm.) aus Rückert's etwas nachlässigem und Platens formschönem, mit Fleiß gebildetem Gedichte eine Parallele zwischen beiden Dichtern überhaupt ziehen!

(S. 267.) **Zobir, von A. Grafen v. Platen.**

Aegypten wurde 639 und 640 von den Arabern unter dem Feldherrn Amru erobert. Der Chalife Osman versuchte zuerst die Eroberung vom Nil bis zum atlantischen Ozean auszudehnen. An der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann zog (647) Abdallah, Said's Sohn, der Milchbruder des Chalifen, aus Aegypten, welcher früher beim Abschreiben des Korans den Text verfälscht, aber wieder Verzeihung erlangt hatte und durch Geburt und Talente, wie auch als der geschickteste Reiter Arabiens, unter den Koreischiten hoch angesehen war. Nach einem lästigen Zuge schlugen die Araber ihr Lager vor den Thoren von Tripolis auf, aber die Verschanzungen widerstanden den ersten Angriffen. Die Ankunft des Präfekten Gregorius gab den Sarazenen Gelegenheit, die Beschwerden einer Belagerung mit den Gefahren und Hoffnungen eines entscheidenden Treffens zu vertauschen. Er verwarf mit Unwillen die Wahl zwischen Tribut und Koran. Beide Heere kämpften hartnäckig von Tages Anbruch bis zur Mittagsstunde, wo Ermattung und brennende Hitze sie

trieb, in ihren Lagern Obdach und Erfrischung zu suchen. Gregor's Tochter, ein Mädchen unvergleichbar an Schönheit und Geist, soll an seiner Seite gefochten haben. Von ihrer frühesten Jugend an war sie geübt, zu Pferd zu steigen, den Bogen zu spannen und den Säbel zu führen; und der Glanz ihrer Waffen und Kleidung leuchtete in den vordersten Gliedern des Treffens. Ihre Hand mit 100,000 Goldstücken setzte Gregor auf den Kopf des arabischen Heerführers, und Afrikas Krieger wurden durch den Anblick des schönen Preises entflammt. Auf dringendes Bitten seiner Brüder entfernte sich Abdallah vom Schlachtfelde; die Saracenen aber wurden durch die Abwesenheit ihres Anführers muthlos. Ein edler Araber, Zobir, in der Folge Ali's Feind (doch weinte selbst dieser bei seinem Tode) und Vater eines Kalifen, hatte in Aegypten schon seinen Muth ausgezeichnet und war es, der die erste Sturmleiter an Babylons Mauern legte. Im afrikanischen Kriege war er von Abdallah's Fahne versendet. Bei der Nachricht vom Treffen schlug sich Zobir mit zwölf Gefährten durch's Lager der Griechen und drang, ohne Erfrischung oder Ruhe zu genießen, vorwärts, Theil an seiner Brüder Gefahren zu nehmen. Sein Auge auf dem Schlachtfeld umher werfend, rief er: „Wo ist unser Feldherr?" „In seinem Zelt." „Ist das Zelt der Posten eines arabischen Heerführers?" Erröthend stellte Abdallah die Wichtigkeit seines Lebens und die bekannt gemachte Versuchung des römischen Präfekten dar. „Kehre," sagte Zobir, „gegen die Ungläubigen ihren unedeln Anschlag. Mache durch die Glieder bekannt, daß Gregor's Kopf mit einer gleichen Summe und mit seiner gefangenen Tochter bezahlt werden solle." Dem Muthe und der Anordnung Zobir's vertraute der Feldherr des Chalifen die Ausführung der Kriegslist, die den lange schwankenden Kampf zum Vortheile der Sarazenen sich neigen ließ. Zobir ließ einen Theil des Heeres im Lager sich erfrischen und neu kräftigen, während der andere in unregelmäßigen Scharmützeln die ganze Macht des Gregorius, Griechen und Afrikaner, hinhielt. Plötzlich brach jener in die

Reihen, erschreckt unterlagen die christlichen Krieger, der Präfekt Gregorius selbst fiel durch Zobir's Hand, und seine Tochter wurde gefangen. Die Fliehenden eilten in die Stadt Sufetula und zogen so diese ins Verderben. Verluste, Beschwerden und die Verbreitung einer ansteckenden Krankheit hinderten jedoch die Sarazenen an einer festen Niederlassung, vielmehr begab sich das ganze Heer nach einem Feldzuge von 15 Monaten mit Gefangenen und Schätzen nach Aegypten zurück. Man erwartete, der Urheber von Gregor's Tod würde den kostbarsten Preis des Krieges fordern. Man kannte ihn nicht, und aus seinem Stillschweigen konnte man vermuthen, daß er im Treffen gefallen sei, bis die Tochter des Präfekten bei Zobir's Anblick heftig weinte und so den Muth und die Bescheidenheit des Kriegers entdeckte. Man bot ihm die unglückliche Jungfrau an; doch der Mörder ihres Vaters verwarf sie, fast wie eine Sklavinn, und erklärte kalt, sein Schwert sei dem Dienste der Religion geweiht, und er arbeite um höheren Lohn, als um die Reize einer sterblichen Schönheit, oder um Schätze dieses flüchtigen Lebens. Ein seiner Gemüthsart mehr angemessener Lohn war der Auftrag, das Glück seiner Waffen dem Chalifen Osman zu verkündigen. Die Gefährten, Häupter, und das Volk waren zu Medina in der Moschee versammelt, Zobir's anziehende Erzählung zu hören, und da der Redner nichts, als nur das Verdienst seiner Rathschläge und Verrichtungen, verschwieg, so wurde der Name Abdallah mit den Heldennamen Khaled und Amru verbunden. S. Gibbon, XII. S. 297 — 303. — In der Folge drang sogar der tapfere sarazenische Führer Akba durch Fez und Marokko bis zur Küste des atlantischen Meeres vor; doch konnten die Araber erst am Anfange des 8. Jahrhunderts die Nordküste von Afrika für völlig unterworfen halten.

(S. 270.) **Chidher, von Fr. Rückert.**

Chidher (Chiser, Kedar) ist nach den persischen, oder überhaupt nach den orientalischen Mythen der Hüter

des Lebensquells, der alles belebt und verjüngt. Hieraus wird es klar, daß ihm selbst ewiges Leben und ewige Jugend zukommen müssen, und so konnte Rückert an seine Person die fünf Bilder von der Vergänglichkeit aller Dinge und der Vergeßlichkeit der Menschen, ja beinahe sogar von der Unzulänglichkeit der Geschichte überhaupt, knüpfen. In Joseph von Hammer's Gesch. der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blüthenlese aus zweihundert persischen Dichtern (Wien 1818), heißt es S. 20 in der allgemeinen Uebersicht: „Gleichzeitig mit Moses lebte der Prophet Chiser, von dem Einige behaupten, daß er derselbe mit Elias gewesen, Andere ihn aber gänzlich davon unterscheiden. Er ist eine der Hauptpersonen orientalischer Mythologie, der hülfereiche Genius der Unterdrückten, der Genius des Frühlings, der Vermittler (wie der Mythras der alten Perser), der Retter in Gefahr, der Ermahner der Fürsten, der Rächer des Unrechts, der Wegweiser durch die Wüsten, und endlich der ewigjunge Hüter des Quell's des Lebens. Als solcher verjüngt er Menschen und Thiere und Pflanzen, ertheilt verlorene Schönheit wieder und bekleidet im Frühling die erstorbene Erde mit frischem Grün. Grün ist seine Lieblingsfarbe, in strahlendes Grün ist er gekleidet, und im Lande der Finsterniß, wo der Quell des Lebens pulsend rauschet, verkündet denselben grünes Licht, das ihn umgiebt, den Suchenden. Ewige Jugend, Schönheit und Weisheit spendet sein Quell den Trinkenden; was Wunder, wenn denselben alle Sterblichen mit brennender Begierde verfolgen, wie wohl ihn noch keiner, selbst nicht Alexander, der Welteroberer, welcher deßhalb einen Zug in das Land der Finsterniß unternahm, gefunden. Auf verschiedenen Wegen suchen ihn die Menschen als das Ziel ihrer Wünsche, bald in Gold, bald in Ehren, bald in Liebesgenuß, und unbefriedigt versplittern sie das Leben, ohne zum wahren Quell desselben zu gelangen, worunter nach den Philosophen von der äußeren Lehre die praktische Jugend, nach den Sofi's aber, oder den Philosophen des inneren Sinns, die reine Liebe Gottes, als das

sicherste Gut und als der wahre Quell, verstanden wird, voraus der alte Mensch, verjüngt und wieder geboren, zu einem neuen Leben aufsteht — ein weit höherer Sinn, als der gewöhnliche erotischer Dichter, welche den Lebensquell im Munde des Geliebten und das ihn umgebende zarte Grün in dem weichen Flaum des jungen Bartes suchen." — So läßt in Hammer's Sammlung der große Mystiker Ferideddin Attar, der in Tiefe mit Dschelaleddin Rumi wetteifert, den gefangenen Papagei, ein Bild der menschlichen Seele, sagen:

In diesem Kerker schmacht' ich nun
Nach Chiser's ew'gem Lebensquelle;
Ich selber grün, der Vögel Chiser,
Umkreise Chiser's Lebenstrank.

Dagegen läßt der Romantiker Hatifi in seinem zarten Gedichte Leila und Medschnun diesen, den Liebewahnsinnigen in der Wüste, zu Leila, der Geliebten, sprechen:

Mein Loos, es will, daß trock'nen Mund's
Ich von dem Meere kehren soll.
Zum Lebensquelle führt mich Chiser,
Mir war dabei kein Trunk bestimmt.

Der Lieberasende muß als den Lebensquell einzig seine Liebe ansehn. — Von deutschen Sängern, welche Gedichte in orientalischer Form oder Färbung hervorgebracht haben, sagt unter andern Goethe im Einleitungs- oder Widmungsgedichte zum westöstlichen Divan, dem frischen, fröhlichen Kinde seines Greisenalters (S. 3), von Chiser:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Goethe hat im Sinne des Erotikers Hafis gedichtet. Friedrich Rückert betrachtet im 8. Ghasel des ersten

Kranzes (gesammelte Ged. II. 428), Chidern einzig als die verjüngende Naturkraft, welche für die Erde jeden Frühling wiederkehrt:

Komm, o Frühling meiner Seele, Welten wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und nieder mache neu!
Setze mit dem Sonnenknaufe blau der Lüfte Turban auf,
Und der Fluren grünen Chaftan, holder Chider, mache neu! u. s. w.

Auch hat Rückert den ganzen Mythus von Chider in ein lebendiges, formgewandtes Ghasel (II. 461) eingekleidet, nach welchem der Weg zum Quell des Lebens, dem Alles zustrebt, durch Melawna Dschelaleddin Rumi's Mystik führen soll. Zur Vergleichung mit Hammer's prosaischer Darstellung setze ich dasselbe hierher.

Sag, wenn du's weißt, Geselle,
Wo fließet Chiders Quelle?

Von der die Dichter sagen,
Daß jung mach' ihre Welle!

Zu ihr geht, um zu trinken,
Die schüchterne Gaselle,

Verbergend ihre Pfade,
Daß ihr kein Schütz nachstelle.

Nach ihr im kalten Waldbach
Steigt aufwärts die Forelle,

Und schnellt nach ihrem Wasser
Sich über Wasserfälle.

An ihrem Rand veredelt
Trägt Aepfel die Kornelle.

In ihr zu baden, rennen
Die Mond' am Himmel schnelle;

Und ihren Goldglanz schöpfen
Aus ihr die Sonnenbälle.

Sie suchte Alexander,
Der Stürmer der Kastelle,

Weil ihm den Durst nicht löschten
Die Schätz' erstiegner Wälle.

Er ging durch's Land des Dunkels
Und sah nicht ihre Helle;

Und ist vor Durst verschmachtet,
Eh' er gelangt zur Schwelle.

Zu ihr führt nicht den Pilger
Die Karawanenschelle.

Bei Mekka, Sesem's Brunnen
Ist salzig und nicht helle.

Sie fließt nicht aus der Kaaba,
Und nicht aus der Kapelle,

Fließt nicht in's Derwischkloster,
Noch in des Mönches Zelle.

Dschelaleddin, du kennst sie,
O führe mich zur Stelle,

Daß sie, wie deine Lieder,
Mein Herz mit Leben schwelle,

Und nie ein Trunk der Welt mir
Die Lippen mehr vergälle.

(S. 271.) **Die Säule, von C. F. Dräxler-Manfred.**

Carl Ferdinand Dräxler-Manfred wurde im Jahr 1805 zu Lemberg geboren, lebte um 1835 in Wien, reiste seitdem und hielt sich abwechselnd in verschiedenen Städten Deutschlands, darunter in Frankfurt, auf. Gedichte, Frankfurt, 1838. Novellen in Gruppen und Puppen (Leipzig, 1837) und Herz und Ehre (Frankfurt, 1839). Uebersetzer. Unter dem Namen Manfred erschienen 1830 in Prag 2 Bändchen

Gedichte (Lieder, Romanzen, Sonette). In Dräxler-Manfred's reinlyrischen Poesien, namentlich im zweiten Cyklus, der „Liebe" überschrieben ist, spüren wir etwas von Rückert'schem Hauche. Er ist auch vielseitig und vielgestaltig, ähnlich wie dieser große Dichter, bearbeitet orientalische und ächtdeutsche Stoffe und spielt mit Natur und dem eignen Herzen auf keine unliebliche Weise. Besonders hervorzuheben sind unter seinen Gedichten S. 91: „Alte Frauen" und S. 46: „Das Mährchen beim Weine." Namentlich bedauere ich recht sehr, daß ich dieses nicht weiter oben unter den deutschen Sagen, etwa nach Chamisso's Burgfräulein von Windeck, aufgenommen habe. Unter den Romanzen und Balladen, die der 1. Cyklus „Leben" und der 3. „Kunst" einschließt, bewegen sich viele im Orient, darunter die beiden aufgenommen. Deßhalb hat auch Dräxler dem Dichter Gulistan's, des Rosengartens, Saadi, ein Gedicht geweiht, und ebenso unsern großen deutschen Orientalisten J. v. Hammer und Fr. Rückert, die ihm den Weg in jenes Wunderland mögen gezeigt haben, ein Ghasel und Stanzen. — Die Säule behandelt eine persische Sage von Alexander dem Großen. Die Züge dieses Königs scheinen in Persien einen bedeutenden Eindruck hinterlassen zu haben, weil nach vielen Jahrhunderten die größesten Dichter dieselben als einen nationalen Stoff behandelten. Ein Buch Alexander's (Iskendername) haben drei Dichter geschrieben, Nisami und Dschami, die Romantiker, und Chosru aus Dehli. Welchem von diesen dreien Dräxler die Säule entlehnt hat, weiß ich nicht; dem Spiegel Alexander's aus Chosru's Fünfer aber in keinem Falle, denn selbst Hammer gesteht, daß ihm dieser Fünfer nie zu Gesicht gekommen ist. Der Iskendername Nisami's, des lieblichen Dichters, der in seinem Fünfer auch Medschnuns und Leila's und Chosru's und Schirins Liebe gesungen hat, erzählt die Eroberungen und Züge Alexander's in buntem Gemisch von Geschichte und Fabel, und schließt mit der Fahrt in das Land der Finsterniß zur Quelle Chiser's (worunter wohl

der Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste zu verstehen ist), aus dem aber der König, ohne diese erreicht zu haben, zurückkehrt. Dagegen befaßt sich der Iskendername Dschami's, wie der Nisami's, der fünfte Theil eines Fünfers, meistens nur mit Moral, die er den persischen, griechischen und indischen Philosophen bei jeder Gelegenheit in den Mund legt. Deßhalb heißt er auch in einigen Manuscripten Chirednamei Iskender, das Weisheitsbuch Alexander's. Nach diesen Mittheilungen scheint Dräxler's Säule viel wahrscheinlicher dem Gedichte Dschami's, als dem Nisami's anzugehören; der Dichter hat auch hier die Gelegenheit nicht versäumt, Aristoteles, den „weisen Deuter," sprechen zu lassen.

(S. 273.) **Die Felsenhöhle,** von **C. F. Dräxler-Manfred.**

Ganz im Geiste des Orients. Groß war in diesem die Anzahl der Männer, die sich vom Leben zurückzogen und einzig der Beschaulichkeit lebten. Die Namen Sofi, Scheich, Imam, Fakir, Derwisch bezeichnen Aehnliches oder gar Gleiches; nur stand die Klasse der herumziehenden Derwische und Fakire, welche die Reisenden Santons nennen, auf der äußersten Stufe der Mystik; sie wurden häufig für närrisch gehalten und wegen ihres unregelmäßigen Lebens gleich oft verachtet und als Heilige verehrt. Von diesen sind die in Klöstern lebenden wohl zu unterscheiden. Auch der Schah konnte Derwisch sein, wenn er seine Begierden zähmte und der Welt entsagte. Die Sofi's widmeten sich nach einem oft bewegten Leben der Ruhe und strebten in Abgeschiedenheit nach dem Angesichte des Ewigen. So auch viele große Dichter, Attar in dem Kloster Akaf, Iraki u. s. w. In seinem höhern Schauen blickt der Sofi auf die äußeren Formen aller positiven Religionen gleichgültig herab und tritt alles Aeußere, Zufällige unter die Füße (Hammer a. a. O. S. 191). Dräxler's Gedicht zeigt die Strenge der Ascetik dieser morgenländischen Weisen und Büßer. Ueber die Verachtung des Irdischen sagt der größeste aller Mystiker

des Orients, Mewlana Dschelaleddin Rumi, zu seinen Jüngern: „Verzichte auf die Welt, daß Herr der Welt du seiest, Gieb auf das Zuckerwerk, daß Zuckerwerk du seiest; Spring' wie ein Sternenfunke, der von dem Himmel fällt, Spring' über Sterne weg, daß Weltenpol du seiest!" u. s. w. So auch: „Wenn du nicht sterben, sondern ewig bleiben willst, So mache von der Welt dich los mit Müh'! Verzicht' auf Leib und Seel' und Herz und bau' nicht, Alsdann gelangst zu Gottes Eigenschaften."

(S. 275.) **Löwenritt,** von **F. Freiligrath.**

Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren. Dieses Jahr ergiebt sich auch aus dem Gedichte Moosthee, dem ersten seiner Sammlung, welches 1826 geschrieben wurde und beginnt: „Sechzehn Jahr' — und wie ein greiser Alter sitz' ich, matt und krank." Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich dann dem Kaufmannsstande und arbeitete auf Comptoirs zu Soest, Amsterdam uud Barmen. Seit 1839 aber hat er jene Geschäfte aufgegeben und sich ganz der Schriftstellerei gewidmet. Er lebt in Unkel, am Fuße des Siebengebirges, dem Nonnenwerth und Rolandseck gegenüber, auf dessen eingestürzten Bogen er ganz neulich ein ansprechendes Gedicht gemacht hat. Nachdem Freiligrath schon früher hier und da Einzelnes hatte drucken lassen, erschienen im Musenalmanach auf 1835 mehrere seiner Gedichte, welche die Aufmerksamkeit bedeutend auf ihn lenkten. 1838 erschienen die Gedichte bei Cotta in Stuttgart, die er dankbar den Herausgebern des Musenalmanachs, Chamisso und Schwab, dedicirte. N. A. 1839. Uebersetzer, Mitherausgeber des rheinischen Odeons und jetzt des rheinischen Jahrbuchs. Mehr als zwei Jahre vorher, ehe die Gedichte gesammelt erschienen, schrieb schon W. Menzel (deut. Lit. IV. 318): „In jüngster Zeit hat Freiligrath in einer Weise, die zwischen Byron und dem edeln Polen Mickiewicz schwankt, erst nur wenige, aber Gedichte von so hoher Schönheit mitgetheilt, daß wir von diesem

tieffühlenden Gemüthe, von diesem das Reich der Phantasie und an Sprache frei beherrschenden Geiste, uns noch viel versprechen müssen.“ Seit 1838 sind fast in allen deutschen belletristischen und kritischen Zeitschriften Beurtheilungen von Freiligrath's Gedichten erschienen. Die ausführlichste, am meisten eingehende Rezension hat Franz Dingelstedt in das Jahrbuch der Literatur (Hamburg 1839) geschrieben. Neben ihr wäre die Ruge's in den hallischen Jahrbüchern (zu Anfang des Jahres 1839) zu erwähnen. Gewiß werden noch Manche mit mir der Meinung sein, daß Freiligrath und Karl Beck, der Dichter der Nächte, des fahrenden Poeten und der stillen Lieder, unter allen jüngeren Sängern, die schon Bedeutung erlangt haben, am meisten verheißen. Beide sind gleichwohl ganz verschieden. Während Beck in keckem Jugendmuthe gewaltig an Institutionen und Satzungen rüttelt und einreißt und dann in den reichsten, üppigsten Bildern wieder aufbaut, oder auch sein junges Herz mit der schwärmerischen Liebe offen legt, eilt Freiligrath in seinen Poesien weit weg von deutscher Erde, in den Orient, in Afrika's Wüsten und Steppen, zu freien Arabern und Mohren, nach Nordamerika unter die alten ernsten Indianer u. s. w., und malt und schildert mit einer Farbenpracht und Wahrheit, der wir fast nichts anderes vergleichen können. In des jungen Dichters Brust lebt noch die Kindlichkeit, die den Knaben einst aus dem Druck der Schule und der Umgebungen in den Robinson und in die alte Bilderbibel (siehe das Gedicht dieses Namens N. A. S. 189) sich flüchten ließ. Auch das gegenwärtige Weilen seiner Phantasie in fremden Zonen scheint eine Flucht aus den beengenden Verhältnissen der Gegenwart und Europas, die wohl jeder, mehr oder minder, fühlt. Freiligrath selbst hat sich schön über diese Richtung in dem Gedichte „Meine Stoffe“ (S. 232) erklärt und schließt mit den ahnungsvollen Worten: „Wächst in der Wüste nicht die Palme?“ Ihm ist fürwahr in der Wüste die Palme gewachsen. — Ueber den Löwenritt sagt ein Rezensent in den Brockhausischen Blättern für lit. Unterhaltung

(1838, Nr. 244 — 247): „Dies der Inhalt eines Gedichts, das durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, durch Pracht und Energie der Bilder und Klang der voll ins Ohr fallenden Reime, so wie durch die malerische und kräftige Auffassung der Natur der geschilderten Thiere Bewunderung verdient. Sowohl in der Conception als in der Ausführung bewährt sich eine ausgezeichnete Einbildungskraft. An Leben, wird man fragen, fehlt es doch diesem Gedichte gewiß nicht? Allerdings nicht an physischem Leben, aber es fehlt ihm an Seele, es fehlt ihm das Leben einer Idee; einen Anklang hiervon finden wir in den Worten. Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen — aber es bleibt bei diesem Anklange; der Bann des Todes wird nicht gebrochen, das Gedicht bleibt nur ein frappantes Gemälde mit Worten." — Unrecht hat der Rezensent eben nicht; doch sehen wir bei Betrachtung dieses Mangels gar nicht ferne schon die schönsten Hoffnungen. Der ältere, mehr zur Ruhe gekommene Dichter wird seinen Produktionen größeres geistiges Leben einhauchen und Stoffe, an denen er bisher nur zu nippen gewohnt war, erschöpfen. — Die Thiernamen, welche das Gedicht nennt, werden bekannt sein. Sykomore, Ficus Sykomorus, der Maulbeerfeigenbaum, von bedeutender Größe und mit sehr festem Holze. In Passow's griech. Wörterbuche: συκόμορος, ein ägyptischer Feigenbaum, der die Frucht am Stamme trägt. In der neueren Literatur scheint Sykomore Gattungsname für die gewaltigen tropischen Bäume, namentlich auch in der neuen Welt, zu werden. — Ein Dorf der Hottentotten heißt Kraal. Anziehend hat der Reisende Le Vaillant über dieses Volk geschrieben. Des Tafelberges erwähnt schon die Anmerk. auf S. 373. Ueber die Kaffern siehe William Burchell's Reisen in das Innere von Süd-Afrika (übers. Weimar 1825, 2 Bde.). Die Karroo ist die weite Steppe am Vorgebirge der guten Hoffnung. Im Sommer trocknet der eisenhaltige Lehmboden ganz aus; wenn aber in der kühleren Jahreszeit Regen eintritt, deckt sich die

ganze unübersehbare Weite mit einem Teppich üppigen Grüns. Noch einige Tage, und man sieht tausend und tausend Blüthentrauben und Büschel und Köpfe und Glöckchen sich entfalten, erfüllt mit gewürzhaftem, fast betäubendem Wohlgeruch ist die ganze Luft u. s. w. In dieser Zeit belebt sich die ganze nun zu einer Flur umgeschaffene Einöde. Von den Höhen herab kommen die Heerden hochbeiniger Strauße und die Züge wandernder Antilopen, und der Kolonist führt seine Rinder und Schafe in die gesunde und nahrhafte Frühlingsweide. Alles ist Lust, aller Streit schweigt, und mit einer Lebhaftigkeit, die sonst dem indolenten Afrikaner so fremd ist, hört man die Kolonisten die glückliche Zeit des Karrooleben8 preisen. Aber wie bald verliert die Gegend wieder ihre fröhliche Gestalt! Kaum einen Monat steht die Karroo in ihrer Pracht. Die zunehmende Länge der Tage, der höhere Stand der Mittagssonne wirken zerstörend auf die kaum geweckte Vegetation. Schnell verwelken und fallen die Blüthen, die Stiele und Blätter verdorren, allmählich vertrocknen die Flüsse, spärlicher fließen die Quellen, und endlich zwingt ihr gänzliches Versiegen Thiere und Kolonisten, die hochgelegene Heimath wieder zu suchen. Der dichte Lehmboden berstet mit häufigen tiefen Rissen, die dem Reisenden die ausdörrende Kraft der afrikanischen Sonne beweisen. (Ausgezogen aus Dr. Lichtenstein's Reisen im südlichen Afrika, Bd. I. S. 196 — 201). — Ein in Schilderung und Ausmalung dem Löwenritt ähnliches, eben so schönes Gedicht findet sich in der neuen Ausg. S. 242, „Unter den Palmen." Es leidet auch weniger an dem oben erwähnten Mangel; in ihm athmet bei allem Glanze der Worte geistiges Leben, es ist der Träger einer Idee *).

---

*) Chamisso ist nicht dieser Meinung gewesen. Er schreibt (Adelbert von Chamisso's Leben, Briefe und Nachlaß, herausgegeb. v. Hitzig, Leipz. 1839, II. Bd. S. 219) an Freiligrath: „Es ist Ihnen manchmal geschehen, ein gutes Gedicht, ohne neue Zeugung, im Gegendruck

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen! weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der Andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh', was über ihnen sich herabläßt von dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

---

blasser abzuklatschen; geben Sie uns nur Urbilder und keine Kopien — nicht den „zerrissenen Naturforscher" neben dem „Löwenritt."

(S. 277.) **Der Scheik am Sinai, von Ferd. Freiligrath.**

In diesem Gedichte hat Freiligrath die beiden abenteuerlichen Züge der Franzosen in der neuesten Zeit vereint, jenen Napoleons nach Aegypten, diesen, an Karl's V. Fahrt nach Tunis erinnernd, des Generals Bourmont nach Algier. Beide, die wenigstens für den Anfang glücklich waren, sind bekannt genug. Den Zug in den Atlas und den Kampf gegen den Bey von Tittery, welche das Gedicht erwähnt, unternahm der Marschall Clauzel, Bourmont's Nachfolger, im Spätjahre 1830. Die Expedition endete mit der Einnahme von Mediah; der Bey von Tittery wurde nach Frankreich geschickt. Auch gegenwärtig, nach der Eroberung von Constantine, dauert der kleine Krieg im Atlas noch immer fort. — In unserem Gedichte langt die Caravane, die aus dem westlichen Afrika nach Mekka, der heiligen Stadt, geht, am Sinai auf der Landenge, welche zwei Erdtheile verbindet, an. Sie bringt Nachrichten von den Veränderungen auf Afrikas Nordküste; zu einem alten Scheik sind sie als Gerücht gekommen, und neugierig läßt er einen Mohren der Caravane rufen. Wie ihm dieser von dem kühnen Zuge erzählt, erinnert er sich an einen andern gleich kühnen Krieg, den eben diese Franken fern von ihrem Lande in seiner Heimath geführt hatten, und glaubt nicht anders, als beide Eroberungsfahrten müßten denselben Feldherrn haben. Begierig fragt er nach diesem. Jener Mann in Aegypten hatte zwar den Haß vieler Araber auf sich geladen, aber auch die Liebe eines großen Theils des Volkes reichlich eingeärndtet. So auch die des Scheiks. Der Mann war schnell wieder fortgeeilt vom Nilufer, dorthin und an den Sinai mochten dumpfe Kunden von seiner Höhe und Größe gekommen sein, und so werden des Scheiks Verlangen und Fragen sehr erklärlich, wie auch seine endliche Trauer, als er hört, jetzt sitze im Frankenland ein Sultan träg in seinen Burggemächern und sende, statt seiner, Aga's in den Kampf, und als er

endlich dieses Sultans geistloses Antlitz sieht. — Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Gedichts sind bewundernswürdig. Nur könnte es befremden, daß der Mohr, der so geläufig von Tricolor, Lyoner Seide, Reveille, Marseillaise u. s. w. spricht, gar nichts von Napoleon zu wissen scheint.

(S. 279.) **Das Siegesfest,** von **Fr. v. Schiller.**

Schiller beabsichtigte in dem Siegesfest eine von reingriechischem Geiste durchhauchte Dichtung zu geben. Hören wir, was der vortreffliche Wilhelm von Humboldt (in der Einleitung zum „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H." Stuttg. 1830) sagt: „Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farben des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur eine athmende Dichtung. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im Uebrigen ist Alles im Sinne der homerischen Dichtung. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält grade dadurch seine größten Schönheiten." — Die alten homerischen Helden sind derbe, lebendige Gestalten, ein jeder scharf und verschieden ausgeprägt; in Schiller's Gedicht dagegen sehen wir seine idealen Personen, die statt deutlich gezeichneter individueller Eigenthümlichkeiten nur Andeutungen von solchen tragen. Sie scheinen fast einzig da zu sein, um große Gedanken über die Vergänglichkeit des Irdischen in schneidendem Gegensatze zu dem Siegesjubel nach einer so bedeutenden Eroberung vorzutragen. Der Dichter hat diesen Reden, um sie völlig klassisch zu machen, Reminiscenzen aus griechischen und

lateinischen Dichtern geschickt und schön eingeflochten. Götzinger (Deut. Dichter, Bd. II. S. 389) stellt Schiller's Siegesfest mit Uhland's Meerfahrt auf den Grund einer äußeren Aehnlichkeit, der Meerfahrt, zusammen. Uhland hatte einen ganz anderen Zweck als Schiller; er wollte bei großer Gefahr im Meersturme jeden der Helden Karl's sich in einer seiner kühnen Natur eigenen Weise äußern lassen und über diesen und ihrem leidenschaftlichen Ungestüm den wahren Herrscher in seiner über alle Stürme erhabenen Ruhe und Sicherheit zeigen. Die homerischen Helden bei Schiller sind dagegen außer aller Handlung. Diese liegt hinter ihnen, und sie besitzen daher hinlänglichen Raum zu Betrachtungen, welche die Uhland's nicht haben. Uhland's Meerfahrt hat größere Ansprüche auf den Namen einer Ballade, als Schiller's Siegesfest. In jener ist der Sturm die Verwicklung, Karl's Ruhe das Auflösende; in diesem liegt die Auflösung vor uns, und auf die Verwicklung des Schicksals der Einzelnen müssen wir zurückblicken. Doch bleibt dasselbe noch immer erzählendes Gedicht; rein lyrisch, oder durchaus reflectirend ist es nicht, obgleich auch Franz Passow in einem Aufsatze über die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen, mit Rücksicht auf Schiller, Schlegel, Voß und Goethe, (in Wachler's Philomathie, Leipz. 1820, Bd. 2) dies meint und behauptet, Schiller selbst habe weder die Siegesfeier der von Troja heimkehrenden Helden, noch die Klage der Ceres oder die Kassandra für Romanzen und Balladen erkannt. — Es ist schwer, in unserer Zeit ein Gedicht im Geiste des klassischen Alterthums zu produciren. Zwei Jahrtausende haben uns den Ideen des Griechenthums entfremdet, wenn anders wir Nachkömmlinge der Barbaren bei all' unserer gerühmten Vielseitigkeit fähig sind, sie vollkommen aufzunehmen. Für das romantische Mittelalter leben noch viele Sympathien in der neueren Zeit, für das Alterthum, trotz der Mühe geistreicher Philologen, wenige. Um so erfreulicher muß es sein, wenn der Dichter, ein Prophet, das ahnt, was die andern nicht sehen, und mit Produktionen im Sinne der alten, schönen Welt

überrascht. So hat Goethe seine Iphigenie geschaffen. Hierher kann man wohl eine Reihe von Abhandlungen und Stellen über das Klassische und Romantische, besonders in der Poesie, von Bohtz, Ancillon, Jean Paul, Funke u. a. citiren, welche Friedemann passend in der 2. Abtheilung des 4. Bandes seiner „Paränesen (Braunschweig, 1839) zusammengestellt hat. Ueber das Siegesfest sehe man auch noch Hinrichs, Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang, Leipz. 1837, I. S. 45. — Der Krieg vor Troja und die Eroberung der Stadt durch die List der Achäer müssen als bekannt aus Homer und dem 2. Ges. der Aeneide vorausgesetzt werden. Darum seien hier nur Notizen über die einzelnen Helden und die Worte, welche sie sprechen, so wie einige der oben erwähnten griechischen und lateinischen Parallelstellen *) mitgetheilt. Die erste Strophe giebt die Scene des Gedichts. Die Fürsten und Völker der Griechen, welche übrig geblieben sind in dem langen Kampfe, fahren heim von der zerstörten, rauchenden Stadt, mit reicher Beute und vielen gefangenen Trojanerinnen. Warum Götzinger glaubt, dies sei eigentlich falsch — sie wären noch nicht auf der Fahrt begriffen, sondern lägen am Ufer — begreife ich nicht. Nach der zweiten Strophe mischen die Gefangenen in das wilde Fest der Freuden den Wehgesang, Weinend um das eigne Leiden In des Reiches Untergang. Dies erinnert ganz an einen Chorgesang in Euripides Hekuba, welchen die den Chor bildenden gefangenen Trojanerinnen vortragen. Ich theile ihn in freier Uebersetzung mit, die ich durchaus nicht für gelungen ausgeben will.

---

*) Solche, welche mir gerade im Gedächtnisse waren. Denn die hier gegebenen Erläuterungen sollen nichts weniger als philologisch-genaue und ausführliche sein. Zugleich habe ich mich gehütet, in den Fehler zu fallen, welchen der gemüthliche Wandsbecker Bote in dem Commentar zu seinem Morgenlied an die Sonne (Werke, Bd. III. S. 1) so hübsch lächerlich gemacht hat.

1. Str. O Ilium, theueres Vaterland,
Einst unter den festen Städten genannt,
Es erschallet dein Name jetzt nicht mehr,
Denn Alles zerstörte der Griechen Heer.
Ach, schrecklich sah ich die Lanzen schimmern!
Die Zinnen der Thürme liegen in Trümmern,
Verlassen stehen die Mauern, die öden,
Vom Ruße geschwärzet, so finster und leer,
Und nimmer, ach, darf ich dich, Theure, betreten.

1. Antistr. Mitternacht ging ich zu Grunde,
Als genahet sich die Stunde,
Wo der süße Schlaf der Welt
Augen rings geschlossen hält.
Und beendigt war schon lang
Tanz und Reigen und Gesang.
Auf dem Lager ruht' der Gatte,
Und die schöne Lanze hatte
Er am Nagel, sah nicht das Gewimmel
Jener Schiffer, welches mit Getümmel
In die unbewachte Feste drang.

2. Str. Ich hatte mir eben das Lockenhaar
Hinauf mit der Mitra gewunden,
Sah mich in den schimmernden Spiegelreih'n
Des Saales, des endlosen, runden.
Zur Ruhe will ich mich grade begeben;
Doch plötzlich höre ich Lärm sich erheben,
Und wildes Rufen durch Troja schallen.
Jetzt ist die erhabene Feste gefallen!
Ach! Ziehn ungestraft die Griechen von hinnen,
Die die Tempel gestürzt, beraubet der Zinnen?

2. Antistr. Ich verließ die Lagerstätte,
Leicht gekleidet nur, und flehte
Händeringend an die Götter —
Artemis sandt' keinen Retter. —
Ach, ich sah des Gatten Leiche,
Ward geschleppet zu dem Strand',
Hurtig stieß das Schiff vom Land';
Und ich schau', je mehr ich weiche,
Nach dem theuren Vaterland. —
Der Verzweiflung Schmerz erlag ich. —

Epode. Helena'n, der Schwester der Dioskoren,
Paris, dem Hirten, der Unheil gebracht,
Fluch und Verderben sei ihnen geschworen,
Die mich auf ewig elend gemacht!
Von der Heimath vertrieb mich die Ehe —
Nein, des Verderbens Frevel. — O flöhe
Immer die Heimath vor jener Blick,
Brächte sie nimmer die Woge zurück!

„Von der süßen Heimath fern, Folgen wir dem fremden Herrn. Ach! wie glücklich sind die Todten!“ Hierher gehört gleichfalls eine Stelle der Hekuba, V. 339—374. Polyxena willigt ein, daß sie geopfert werde, indem sie sagt, wie sie, von königlichem Blute, einst in allem Glücke lebend, von Königssöhnen umworben, den ungewohnten Namen einer Sklavin tragen und sich könne verkaufen lassen, sich, die Schwester Hektor's und der übrigen Helden! Besonders die Verse:

θανὼν ἂν εἴη μᾶλλον εὐτυχέστερος
ἢ ζῶν. τὸ γὰρ ζῆν μὴ καλῶς μέγας πόνος.

Str. 3. Kalchas, Sohn des Thestor, der bekannte Wahrsager des griechischen Heeres vor Troja. Er tritt in den Tragikern, bei Virgil und an vielen Stellen bei Homer auf; gleich zu Anfang der Iliade (I. 69) heißt es:

Κάλχας, Θεστορίδης, οἰωνοπόλων ὄχ' ἄριστος·
ὃς ᾔδη, τά τ' ἐόντα, τά τ' ἐσσόμενα, πρό τ' ἐόντα,
καὶ νήεσσ' ἡγήσατ' Ἀχαιῶν Ἴλιον εἴσω,
ἣν διὰ μαντοσύνην, τήν οἱ πόρε Φοῖβος Ἀπόλλων·

und verkündet da die Ursache der großen Pest im Lager. — Pallas, die die Städte gründet — Ἀθηνᾶ πολιάς, πολιοῦχος, ῥυσίπτολις, auch πυλαῖτις, weil sie als Beschirmerin der Städte an die Thore gemalt wurde — und zertrümmert — περσέπτολις bei Aristoph. Neptun, der um die Länder seinen Wogengürtel schlingt — γαιήοχος, Hom. Hymn.

in Pos. v. 6. Und den Zeus, den Schreckensender — wegen der Blitze, *κεραύνιος*, *βρονταῖος*, *ἀτροπαῖος* u. s. w. Der die Aegis (den Schild) grausend schwingt — *αἰγίοχος*. — Str. 4. Atreus Sohn ist Agamemnon. Atreus setzte seinem Bruder Thyestes dessen Knäblein als Speise vor. Das ganze Geschlecht ist verflucht; Tantalus, der Ahne, speis'te einst mit den Göttern im Olymp; doch vergalt er die Gnade schlecht und setzte ihnen entweder seinen Sohn Pelops gekocht vor, oder stahl ihnen Nektar und Ambrosia. Daher seine bekannte Strafe in der Unterwelt. Der Dichter kommt auf diese Frevel noch einmal in der 6. Str. zurück: „An dem frevelnden Geschlecht Rächet Zeus das Gastesrecht, Wägend mit gerechten Händen." Agamemnons Bruder ist bekanntlich Menelaos, der Gemahl der geraubten Helena. Der Fürst der Schaaren, *ποίμην λαῶν*. Des Skamander's Thal — der Skamander, Fluß in Troas, der auf dem Ida entspringt, und, mit dem Simoeis vereinigt, in's Meer fällt. Hom. Il. XX. 70. — Str. 5 und 6. Der kluge Odysseus denkt an das Unglück, welches der Langabwesenden zu Haus harren kann, Odysseus, dem sein Weib Penelope unverbrüchlich treu geblieben ist, zum Gegensatze mit Agamemnon, der Kassandren froh umarmt, die ihm nach einem nachhomerischen Mythus beim Theilen der Beute zugefallen ist, und keine Ahnung hat von dem Tode, den ihm bei der Rückkehr seine ehebrecherische Gattin Klytemnestra bereitet. Die Frevelthat, deren hier der Dichter gedenkt, ist Agamemnons Ehebruch mit Kassandra. Der Zug ist sehr gut und naturgemäß, daß der, dem zu Haus kein Unheil droht, besorgt ist, und der, welchen es überfällt, ihm unbesorgt und froh genießend entgegeneilt. „Denn das Weib ist falscher Art": Odyss. XI. 427:

Ὡς οὐκ αἰνότερον καὶ κύντερον ἄλλο γυναικός,

und Euripid. Medea, v. 407:

πρὸς δὲ καὶ πεφύκαμεν
γυναῖκες, ἐς μὲν ἔσθλ' ἀμηχανώταται,
κακῶν δὲ πάντων τέκτονες σοφώταται.

Str. 7. Des Oileus tapfrer Sohn ist Ajax der Lokrer, von Körper kleiner als der Telamonier, aber einer der wildesten unter den Anführern der Achäer. Er schändete bei der Eroberung Trojas die Kassandra in dem Tempel der Athene, und die Göttinn führte nachher zur Rache seinen Tod herbei. So ganz ohne Eigenthümlichkeit, wie Götzinger meint, reden doch die Helden im Siegesfeste nicht. Schon bei Odysseus und Agamemnon wurde dies klar, mehr noch bei diesem Ajax, dessen Sprache eine Andeutung von Rücksichtslosigkeit und Lebenslust hat, am meisten aber bei Diomed's edler Trauer um den erschlagenen Feind und bei des alten Nestor gütigem Trösten der Hekuba. „Denn Patroklus liegt begraben, Und Thersites kehrt zurück." Patroklus, der mit Achilles im engsten und schönsten Freundschaftsverhältniß stand, von Hektor erschlagen, von Achilles aber durch den Tod des Hektor gerächt. Der Tod, Il. XVI. Achill's Trauer, ibid. XVIII. Hektor's Tod, XXII. Todtenfeier des Patroklus, XXIII. Thersites war der häßlichste Mann, der vor Troja kam. Geschildert wird er Il. II. 211—219. Doch wußte er in seinem Herzen viele ungeziemende Worte und haderte mit den Königen. Schiller ist in der Zusammenstellung dieser beiden Sophokles gefolgt (Philoctet. v. 433—446):

Philoktet:

Doch, bei den Göttern, sage mir, war denn nicht da
Patroklus dir, der deines Vaters bester Freund?

Neoptolemus:

Auch der ist todt schon. Und ich will dir kurz den Grund
Von allem sagen: selten wählet sich der Krieg
Die schlechten Männer, sondern Gute nimmt er stets.

Philoktet:
Ich stimme ganz dir bei; und aus demselben Grund
Will ich nach einem feigen Menschen fragen jetzt,
Der aber mit der Zunge klug und furchtbar ist.

Neoptolemus:
Wer wäre das denn außer dem Odysseus wohl?

Philoktet:
Den mein' ich nicht. Ein Mann, genannt Thersites, war's,
Der zweimal sprechen würde, wo der andre nicht
Es einmal würd' erlauben. Weißt du wohl, ob der noch lebt?

Neoptolemus:
Ich sah ihn nicht, doch hörte ich, er lebe noch.

Philoktet:
Ich dacht' es, da ein Schlechter nicht so leicht verdirbt.

Hier haben wir auch das: „Ja der Krieg verschlingt die Besten!" der 8. Str. Nach einem Mythus ist übrigens auch Thersites nicht von Troja zurückgekehrt; vielmehr erschlug ihn Achilles, da er ihn wegen der Trauer um Penthesilea's Tod schmähte. So berichten die späteren Epiker Quintus Smyrnäus (παραλειπόμενα Ὁμήρου) und Joannes Tzetzes (Posthomerica). — Str. 8. So, wie Schiller schreibt, müßte Ajax Oileus auch dieses reden. In der That aber muß es Teukros sprechen, der Bruder des Ajax Telamonius. Sollte Schiller sich, unbegreiflicher Weise, da nicht geirrt und die beiden Ajax für Brüder gehalten haben? Der ein Thurm war in der Schlacht, Hom. Od. XI. 556:

τοῖος γάρ σφιν πύργος ἀπώλετο.

Da der Griechen Schiffe brannten, War in deinem Arm das Heil. Den Kampf bei den Schiffen behandelt der XII.—XV. Ges. der Iliade. — Doch dem Schlauen, Vielgewandten (πολύτροπος) Ward der schöne Preis zu Theil. Nach dem Tode des Achilles stritt Ajax mit Odysseus um die

Waffen desselben; sie wurden diesem zugesprochen, Ajax wurde rasend (Sophocl. Αἴας μαστιγαφόρος) und tödtete sich selbst. S. Hom. Odyss. XI. 543—565, und Ovid. Metamorph. XII. 612—XIII. 398. Ajax fiel durch eigne Kraft, d. h. durch Selbstmord. — Str. 9. Neoptolemus oder Pyrrhus (Virg. Aeneid. II.), Sohn des Achilles und der Deïdameia, bringt seinem Vater ein Todtenopfer. — „Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer Wird unsterblich sein im Lied." Götzinger meint, die ganze Ilias sei nichts, als eine Verherrlichung des Achilles. Wohl ist dieser der Held des Epos; doch der Charakter, welchen der Dichter am reinsten und schönsten hält, ist Hektor. — Str. 10. Weil des Leides Stimmen schweigen: Die klagenden Trojanerinnen denken, wie die in dem obenangeführten Chorgesange, nur an ihr eigenes Leid, nicht an das ihres Königshauses und an den erschlagenen jungen Helden ihres Volkes; auch die Ueberwinder haben in ihrer Freude der Ueberwundenen vergessen. Da spricht für Hektor der Sohn des Tydeus, Diomedes, ein gleich gemüthlicher, wie tapferer Mann bei Homer, besonders Il. VI. v. 120—236, wo Diomed und Glaukus sich im Gefechte treffen, als Gastfreunde erkennen, die Rüstungen tauschen und versprechen, sich künftig im Treffen vermeiden zu wollen. Auch Schiller'n hat diese Episode sehr angesprochen (über naive u. sentimental. Dichtung. Sämmtl. Werke in 1 Bde., S. 1236 u. 1237), und sie mag ihn veranlaßt haben, im Siegesfest den Diomedes in so schönem Lichte auftreten zu lassen. — Str. 11. Nestor, der Herrscher von Pylos, der drei Menschenalter sah (Hom. I. 250), ist in der Iliade der Repräsentant des milden und ehrwürdigen Alters. Er giebt guten Rath, ἐύφρονέων, und kann, wenn man auf Kaiser Karl's Meerfahrt von Uhland blicken will, mit dem Herzog Naimis daselbst verglichen werden. Ihm fließt (a. a. O.) die Rede süßer als Honig von der Zunge, und so war er am meisten von allen achäischen Helden geeignet, die alte, des Gatten und der meisten Kinder beraubte, gefangene Hekuba zu trösten.

Wundervoll ist Bacchus Gabe, Balsam für's zerriss'ne Herz, Hom. Il. VI. 261:

ἀνδρὶ δὲ κεκμηῶτι μένος μέγα οἶνος ἀέξει.

Str. 12. Das Schicksal der Niobe, die sich ihrer vierzehn Kinder vor den zweien der Latona, Apollo und Diana, gerühmt hatte, und darauf alle ihre Söhne und Töchter von den Geschossen der erzürnten Götterkinder mußte fallen sehn, erzählt Ovid in den Metamorphosen, VI. 148—312. Nestor vergleicht hier Hekuba'n mit der Niobe; bei Homer thut Achilles das Gleiche mit ihrem Gemahle Priamus, nachdem er demselben die Leiche des erschlagenen Hektor zurückgegeben. Dann lädt Achilles den alten König zum Mahle ein, denn auch Niobe habe in ihrem Schmerz noch gegessen (Il. XXIV. 599). Mit Recht läßt der Dichter Nestor'n den Vergleich erneuern; er ist so passend auf Hekuba. — Die 13. Str. schließt sinnvoll das Ganze ab. Kassandra, die schon lange Troja's Geschick vorausgesehn, erhebt sich noch einmal und blickt zur Heimath zurück, an der ihre Prophezeihung Wahrheit geworden. Alles vergeht, auch das Glück der übermüthigen Sieger schwindet, das Irdische gleicht der Rauchsäule, der Mensch ist, wie Pindar gesagt hat, nur eines Schattens Traum, und soll in dem schwindenden Leben nach dem flüchtigen Genüsse greifen. Nur die ewigen Götter bleiben! „Um das Roß des Reiters schweben, Um das Schiff die Sorgen her;" ähnlich wie Horat. Od. II. 16. 21:

Scandit aeratas vitiosa naves
Cura: nec turmas equitum relinquit,
Ocior cervis, et agente nimbos
Ocior Euro.

So auch III. 1. 37:

. . . . timor et minae
Scandunt eodem, quo dominus; neque
Decedit aerata triremi, et
Post equitem sedet atra cura.

Ebenso entspricht der Stelle: „Morgen können wir's nicht mehr; Darum laßt uns heute leben!“ Horat. I. 11. 7:

Dum loquimur, fugerit invida
Aetas: carpe diem, quam minimum credula postero.

(S. 284.) **Sibylle, von A. W. von Schlegel.**
Ueber die Sibyllen kurz Folgendes: Die Sage von den Sibyllen (Sabba, Sambethe) ist aus dem höchsten Alterthum, da man noch auf Palmblätter schrieb und in Höhlen wohnte, aus dem Orient nach Griechenland gekommen. Pausan. X. 12; Plutarch de Pythiae oracul. Isidor. or. 8. 8; Diodor. IV. 68; Lactant. I. 6; Aristot. de admir. § 90; Strabo, XIV. p. 645. Man sprach dort bald von einer trojanischen, samischen, kolophonischen, erythräischen, kumanischen (Kumä in Aeolis), delphischen, dorischen Sibylle. Auch in Italien hatte man eine kumanische Sibylle — wahrscheinlich durch Verwechselung mit der äolisch-kumanischen — sonst noch Amalthea, Herophile, Demophile genannt. Sie verkaufte dem Tarquinius Superbus die sibyllinischen Bücher (Plin. XIII. 13. 27). Ihr θάλαμος καταγειος wurde in Kumä gezeigt. (Aurel. Vict. o. g. R.). Bücher über die Sibyllen haben in älterer Zeit Pet. Petit und Galläus geschrieben. Siehe den 2. Bd. von Nitsch mythologischem Wörterbuch, 2. Aufl. von Klopfer. Mit der Annahme von dem orientalischen Ursprung der Sibyllen wird Plato's Ableitung (Phaedr. pag. 244) von σιός, dorisch statt Διός und βουλή, die des Zeus Rathschluß Verkündende, die Wahrsagerin, unhaltbar. — Die letzte Strophe erklärt die Bedeutung des sonst erzählenden Gedichts. Die Brust des Menschen ist die Höhle einer Sibylle, die Vernunft die Götterstimme. Aber oft ziehen die Leidenschaften gleich Wirbelwinden durch die Grotte und entführen die Befehle dieses Orakels; und wer sie hat vernehmen und befolgen wollen, sieht sich getäuscht.

(S. 285.) **Der Zauberlehrling, von J. W. von Goethe.**

Ich theile hier eine Stelle des oben erwähnten Aufsatzes von Passow mit. „Den Stoff zum Zauberlehrling, der vielleicht eine noch viel ältere morgenländische Quelle hat, finden wir in Lukianos Lügenfreund (Philopseudes). Bei dem kranken Weltweisen Eukrates haben sich mehrere Freunde, Anhänger verschiedener Philosophenschulen, versammelt: die hingeworfene Frage nach dem Grunde des allgemeinen Wohlgefallens am Wunderbaren bringt sie auf allerlei abenteuerliche, zum Theil auch aberwitzige Geschichten. Endlich nimmt Eukrates selbst das Wort, um zu berichten, was er in Aegypten auf einer Reise mit dem magischen Wundermann Pankrates von Memphis erlebt habe. „„Wenn wir, erzählt er, in eine Herberge kamen, nahm er den Thürriegel oder den Besen oder auch einen Mörserstößel, hing ihm Kleider um, sprach eine Zauberformel dazu, und ließ ihn wandeln und gehen, so daß er allen Andern wie ein Mensch vorkam: er schritt dann heraus, schöpfte Wasser, kaufte Gemüse ein und richtete es zu, und bediente uns in allen Dingen gar sehr geschickt und wartete uns auf. Hatte Pankrates dann seiner Bedienung zur Genüge, so sprach er einen andern Zauberbann, durch welchen er den Besen wieder zum Besen, den Mörserstößel zum Mörserstößel machte. Das gefiel mir über die Maßen wohl, aber es wollte sich nicht schicken, es ihm abzulernen. Denn so bereitwillig er seine übrigen Kunststücke mittheilte, so neidisch behielt er dieses für sich. Eines Tages aber horchte ich ihm, in einem dunkeln Winkel versteckt, ohne daß er es merkte, seinen Bann ab, der aus drei Sylben bestand. Er begab sich darauf nach dem Markte, nachdem er dem Mörserstößel seine Aufträge hinterlassen hatte. Sobald er nun am folgenden Tage wieder etwas auf dem Markte zu thun hatte, nahm ich den Stößel her, kleidete ihn an sprach gleicherweise die drei Sylben zu ihm, und hieß ihn Was-

ser tragen. Als er aber den vollen Eimer herangeschleppt hatte, sprach ich: Nun laß gut sein und bringe kein Wasser mehr, sondern sei wieder Stößel. Aber das Ding wollte mir nicht mehr gehorchen und brachte Wasser über Wasser, bis es uns das Zimmer voll Wasser geschöpft hatte. Da ich mir nun nicht anders mehr zu helfen wußte (denn ich fürchtete, Pankrates möchte, wenn er mich ertappte, sehr böse werden, wie es denn auch geschah), griff ich nach einer Axt und schlug den Stößel in zwei Stücken auseinander. Da nahmen beide, eins wie das andere, ihren Eimer und trugen Wasser, und statt eines Dieners hatte ich ihrer zwei. Da trat Pankrates wieder ein, und wie er denn gleich merkte, was vorgefallen war, machte er die beiden Stücke zwar wieder zu dem, was sie gewesen waren, mich aber ließ er heimlicher Weise im Stich, und ich weiß nicht, wohin er geschwunden sein mag.““ In so guter Laune dies Mährchen auch erzählt ist, so muß man doch zugestehen, daß von der tiefen Bedeutsamkeit, die in der Goethe'schen Romanze unter dem anmuthigen Scherz hervorblickt, sich keine Spur darin zeigt, und daß der deutsche Dichter sich den Stoff, dadurch daß er Geist und Seele hineinschuf, wahrhaft zum Eigenthum gemacht hat.“ — Aehnliche Mährchen sind bei vielen Völkern einheimisch; so unter den Deutschen, wie Götzinger anführt, bei Grimm 103: Töpfchen koch'! 142: Simeliberg, welches dem arabischen Mährchen von Ali Baba und den vierzig Reitern in 1001 Nacht ziemlich gleich ist. Sich annähernd gehört auch das bekannte: „Knüppel aus dem Sack!“ hierher. Der Sinn des Zauberlehrlings ist, wie Passow sagt, die Gefahr, die allen Menschen droht, wenn sie unberufen Geister aufregen, die sie nicht mit entschiedener geistiger Obergewalt zu lenken und zu zügeln vermögen. So kann man denn das Gedicht auf unzählige Vorfälle der Geschichte wie des gewöhnlichen Lebens anwenden. Doch hat man ihm auch eine ganz specielle Bedeutung zugeschrieben. So hält es Knebel (in dem v. a. Briefe an Böttiger v. 1. Nov. 1797) für eine

Abfertigung der Antixenisten, wie er die Leute nennt, die unter Vossens Vorgang gegen die Xenien des vorigen (auf 1797) Schiller'schen Musenalmanachs gleichfalls mit schimpfenden Xenien auftraten, so daß die Fluth bedeutend wuchs, welche Schiller und Goethe früher angeregt hatten. Knebel glaubt ferner, Distichen zwar hätten die Leute Goethe'n nachgemacht, aber einen Zauberlehrling (im neuen Musenalmanach auf 1798) würden sie nicht hervorbringen können.

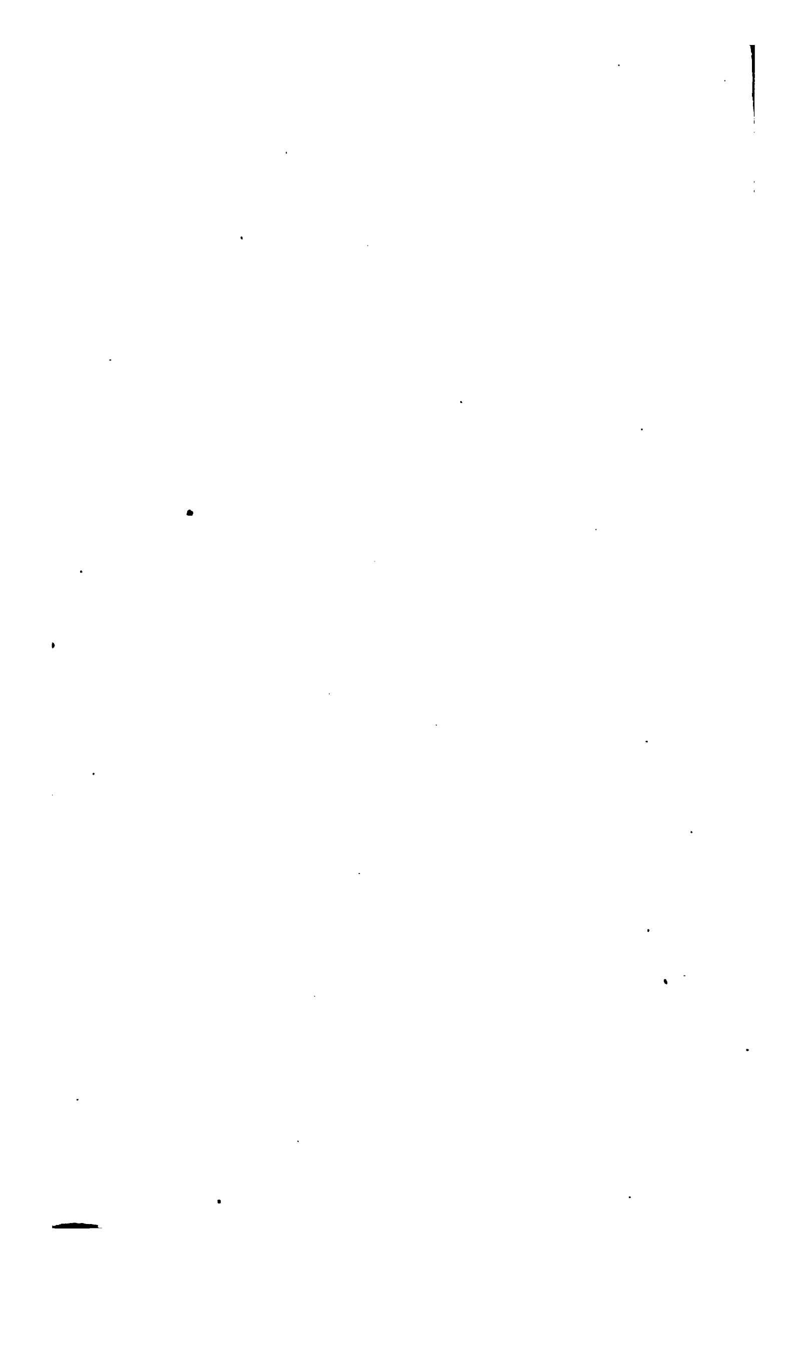
(S 288.) **Griechische Tageszeiten**, von **Friedrich Rückert.**

Die griechischen Tageszeiten von Fr. Rückert haben, wie das Siegesfest von Schiller, Erscheinungen aus der griechischen Götter- und Heroenwelt zum Gegenstand, aber sie sind nichts-desto weniger himmelweit von demselben unterschieden. Denn wenn in diesem nur antike Ideen ausgesprochen werden, und sogar der Ausdruck zuweilen Spuren von Reminiscenzen an sich trägt, so sind dagegen in jenen beinahe blos die einzelnen Gestalten aus griechischen Mythen entlehnt; der Geist aber, der ihnen eingehaucht ist, und der sich, wie ein zarter Duft, über das ganze Gedicht verbreitet, ist ein durchaus romantischer. Jene tiefe Sehnsucht und das innige Trauern um einen für immer verlorenen geliebten Gegenstand war dem klaren, ebenen Leben der glücklichen Götter im Olympos fremd; solche Unglücksfälle konnten auf dem Spiegel ihrer Seele nur für einige Zeit kräuselnde Wellen erregen. Dann aber glättete er sich wieder, und in seiner klaren Tiefe spiegelte sich, ruhig und majestätisch, das unermeßliche All. Wir wollen indeß keineswegs dieses dem Rückert'schen Gedichte zum Vorwurf machen; denn wie selbst der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg, in welchem die naiven und ungeschlachten Naturkinder Homer's als vornehme Edelfrauen und ehrenhafte Ritter auftreten, eben dadurch einen eigenen Reiz für uns hat, auf dieselbe Art, und noch viel mehr muß dies bei Friedrich Rückert's griechischen Tages-

zeiten der Fall sein. Da es nämlich, wie bereits oben erwähnt, schwer oder beinahe unmöglich ist, in unserer Zeit eine Dichtung in reinklassischem Geiste zu liefern, und dieselbe auch, wenn man dies erlangte, ein bloß künstliches, nicht nationales Produkt sein und bleiben würde, so ist dieser von Rückert eingeschlagene Weg beinahe der einzige, durch den man jene Erscheinungen, wenn auch modificirt, in unsere Zeit herübertragen und es verhindern kann, daß sie nicht zu steifen Figuren in hölzernen Versen heruntersinken, wie es weiland Gottsched wollte. Um wieder auf das Gedicht selbst zurückzukommen, so ist in demselben eben jene Trauer der alten Götter, die alles geliebte Sterbliche unter ihren Augen hinwelken sehen und, selbst unsterblich, der ersehnten Ruhe beraubt sind, in verschiedenen Tönen durchgespielt, und selbst bis in Einzelheiten auf das vollständigste ausgeführt, wie denn namentlich der sich durch das ganze Gedicht schlingende, dumpfklagende O-Reim den besten Eindruck macht. So viel im Allgemeinen, jetzt nur noch einige kurze Notizen und Citate über die vorkommenden Personen aus den antiken Mythen. — Aurora, Eos, die Göttin der Morgenröthe; ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος Ἠώς, sagt Homer, Odyss. II. 1. und a. v. a. O. — Tithonus, ein Sproß des trojanischen Königstammes, Sohn des Laomedon und Bruder des Priamus (Homer. Il. XX. 237), wurde von Eos seiner Schönheit wegen geraubt, und die Göttin erbat sich von Zeus seine Unsterblichkeit. Da aber hierin nicht ewige Jugend (ἀγήραον εἶναι) einbedungen war, so alterte Tithonos, wie die übrigen Menschen, und mit der Länge der Zeit verringerte sich sein Körper mehr und mehr, bis er endlich in eine Cicade verwandelt wurde. Ausführlich ist das Ganze erzählt in Homer. Hymn. in Venerem, v. 219 sqq. Außerdem in Hesiod. theog. 984 und Apollodor. 3. 12. 4. Ein von diesem verschiedener Mythus ist bei Apollodor. biblioth. 3. 14. 3. — Ein Sohn des Tithonos und der Eos war Memnon. Von seinem Oheim Priamus zur Hülfe

gerufen kam er von dem fernen Aethiopien, wo er herrschte, nach Troja gezogen. Hier hatte er Anfangs Glück im Kampf und erschlug den Antilochos (Homer. Odyss. IV. 188), aber kurz darauf fand er einen frühen Tod durch Achilles (Plutarch. t. II. p. 17. A. Ovid. Metamorph. XIII. 576). In einem großen Theile des Orients wurde er als Heros verehrt, und viele Orte rühmten sich seiner Grabstätte. Später, zu der Zeit des Augustus erst, nahm man das Tönen des bei Theben in Aegypten befindlichen Kolosses wahr, und brachte es mit der Memnonssage in Verbindung; so daß man das dort um Tagesanbruch erklingende Schwirren für einen Ausdruck der Freude ausgab, mit dem der steinerne Sohn die erscheinende Mutter begrüßt (Strabo, XVII. p. 816. Pausanias, I. 42). Auch in unserer Zeit steht noch jene Bildsäule, und manche neuere Reisende haben den Klang gehört und suchen ihn, die meisten durch die plötzliche Erhitzung des Steins, zu erklären. Man sehe: Reise des Freiherrn von Minutoli zu dem Orakel des Jupiter Ammon, pag. 262. Alles hierher Gehörige findet man gesammelt in Friedrich Jakobs' vermischten Schriften, 4. Theil, S. 3—155: „Ueber die Gräber des Memnon." — Aurora verschwindet und Helios, der Gott des Lichts und der Sonne, erscheint. Sein erster Blick fällt auf das Ufer des Peneios, eines thessalischen Flusses, verschieden von dem gleichnamigen in Elis; er entspringt am Pindus, durchschneidet das Thal Tempe und mündet im thermäischen Meerbusen. Dort sieht der Gott die in einen Lorbeerbaum verwandelte Daphne. Sie war die Tochter des Flußgottes Peneios; Apollo, von des beleidigten Amor Pfeilen getroffen, verliebte sich in sie, und als die Widerstrebende keinen anderen Ausweg vor seinen Verfolgungen mehr sah, ließ sie sich von ihrem Vater verwandeln. Ovid. Metamorph. I. 452—567. — Hyakinthos, ein Sohn des Amyklas und der Diomede in Sparta, war ein Liebling des Apollo und wurde von ihm, der darüber alles Uebrige, die Cyther und den Sonnenwagen,

vergaß, in den körperlichen Uebungen unterrichtet. Bei diesen tödtete ihn Apollo durch einen unvorsichtigen Diskuswurf, und da er nicht im Stande war, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, bildete er aus seinem Blut eine Blume, die Hyacinthe, auf deren Blättern der fromme Sinn der Griechen noch die Worte αἶ, αἶ, als Zeichen der Wehklage, zu erkennen glaubte. Lucian. dial. deor. 13 (inter Apoll. et Mercur.) und Ovid. Metamorph. X. 162 — 219. — Klytie, eine Tochter des Okeanos und der Thetis, wurde eine Zeitlang von Apollo geliebt. Als dieser aber darauf von Leukothoe, der Tochter des Achämeniden Orchamos in Persien, gefesselt wurde und sich ganz von ihr abwandte, griff sie aus Eifersucht zu dem verzweifelten Mittel, dem strengen Orchamos die Liebe seiner Tochter kund zu thun, und Leukothoe wurde von ihm zur Strafe lebendig begraben. Apollo lockte mit seinen Strahlen aus der Geliebten Grabhügel einen duftenden Weihrauchstock. Klytie, die ihre Feindinn noch im Tode geehrt sah und sich ganz verlassen fühlte, ward in ihrer Trauer und Sehnsucht nach dem Gotte zu einem Heliotrop und wendet immer ihr Antlitz Apollon zu, der sie aber, über der Leukothoe Mord entrüstet, keines Blickes würdigt. Hesiod. theog. 252. Ovid. Metamorph. IV. 190 — 270. — Nachdem der trauernde Phöbus den Himmelsraum verlassen hat, kommt seine Schwester Diana als Mondgöttin, Luna, Σελήνη. Auch sie hat auf der Erde einen geliebten Gegenstand. Auf dem Gebirge Latmos in Karien schläft ihr Endymion. Er war ein Sohn der Kalyke und des Aethlius. Selene verliebte sich auf ihrer nächtlichen Fahrt in ihn, seiner ausgezeichneten Schönheit wegen, und stieg zu ihm hernieder; seitdem ruhte er immer an derselben Stelle, von Zeus, auf sein eigenes Verlangen, mit Unsterblichkeit, ewiger Jugend und immerwährendem Schlafe begabt. Apollodor. I. 4. 5 — 6. Theocrit. Idyll. 3. 50.





Rebacked, 1972